

Gideon Greif



*wir  
weinten  
tränenlos ...*

Augenzeugenberichte der jüdischen  
„Sonderkommandos“ in Auschwitz

Böhlau

„Die Erfindung und Aufstellung der Sonderkommandos ist das dämonischste Verbrechen des Nationalsozialismus gewesen. Juden mußten es sein, die die Juden in die Verbrennungsöfen transportierten, man mußte beweisen, daß die Juden, die minderwertige Rasse, die Untermenschen, sich jede Demütigung gefallen ließen und sich sogar gegenseitig umbrachten.

Mit Hilfe dieser Einrichtung wurde der Versuch unternommen, das Gewicht der Schuld auf andere, nämlich auf die Opfer selbst, abzuwälzen, so daß diesen – zur eigenen Erleichterung – nicht einmal mehr das Bewußtsein ihrer Unschuld bleiben würde. Es ist weder leicht noch angenehm, diesen Abgrund von Niedertracht auszuloten, aber dennoch bin ich der Meinung, daß man es tun muß; denn was gestern verübt werden konnte, könnte morgen noch einmal versucht werden und uns selbst oder unsere Kinder betreffen.“ (Primo Levi)

50 Jahre nach der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau geben sieben ehemalige Häftlinge der Sonderkommandos in diesem Buch erstmals Zeugnis über ihr Leben in der Todesfabrik des Nationalsozialismus.

Der Autor:

Gideon Greif, geboren 1951, ist Mitarbeiter des Yad Vashem in Jerusalem und ein ausgewiesener Kenner der Geschichte des Holocaust.



ISBN 3-412-03794-X

„Die Erfindung und Aufstellung der Sonderkommandos ist das dämonischste Verbrechen des Nationalsozialismus gewesen. Juden mußten es sein, die die Juden in die Verbrennungsöfen transportierten, man mußte beweisen, daß die Juden, die minderwertige Rasse, die Untermenschen, sich jede Demütigung gefallen ließen und sich sogar gegenseitig umbrachten.

Mit Hilfe dieser Einrichtung wurde der Versuch unternommen, das Gewicht der Schuld auf andere, nämlich auf die Opfer selbst, abzuwälzen, so daß diesen – zur eigenen Erleichterung – nicht einmal mehr das Bewußtsein ihrer Unschuld bleiben würde. Es ist weder leicht noch angenehm, diesen Abgrund von Niedertracht auszuloten, aber dennoch bin ich der Meinung, daß man es tun muß; denn was gestern verübt werden konnte, könnte morgen noch einmal versucht werden und uns selbst oder unsere Kinder betreffen.“ (Primo Levi)

Gideon Greif hat einige der *Sonderkommando*-Häftlinge, die Auschwitz-Birkenau überlebt und nach 1945 in Israel eine neue Heimat gefunden haben, interviewt. 50 Jahre nach der Befreiung des Lagers geben sie jetzt erstmals Zeugnis über ihr Leben in der Todesfabrik des Nationalsozialismus. Das Buch enthält neben einer historischen Einführung die Interviews im vollen Wortlaut. Es wird damit – auch und gerade für deutsche Leser – zu einem wichtigen zeitgeschichtlichen Dokument wider das Vergessen und gegen die *Auschwitzlüge*.

Umschlagabbildung:  
Das Krematorium im Stammlager Auschwitz  
(Foto: Adam Bujak)



Gideon Greif, geboren 1951, ist seit 1983 Mitarbeiter des Yad Vashem, Israels nationaler Gedenkstätte des Holocaust in Jerusalem, und hat bereits mehrere Bücher, Aufsätze, Rundfunkreportagen und Dokumentarfilme zu Holocaustthemen produziert.

Als Bücher veröffentlichte er: „Die Geschichte der deutschen Juden unter der Nazi Herrschaft“ (hebräisch 1983), „Die Historiographie des Holocaust“ (hebr. u. engl. 1989, zusammen mit Yisrael Gutman) und „Die Geschichte der Juden Warschaus“ (hebr. 1991).

Für seine Reportage über das Schicksal der Juden aus Saloniki in Auschwitz-Birkenau wurde er in Israel mit dem *Solokow-Preis* für die beste Rundfunk-Dokumentation des Jahres 1988 ausgezeichnet.



1995

BÖHLAU VERLAG KÖLN WEIMAR

Aus dem Hebräischen übersetzt  
von Matthias Schmidt

Die im Grossraum Zürich dominierende Buchhandlung Orell Füssli gab schon im Mai 1995 25% Rabatt, da das Buch nicht auf das erhoffte Publikumsinteresse stiess.

```
** ORELL FÜSSLI BUCHHANDLUNGS AG **  
*** FÜSSLISTRASSE 4, 8022 ZÜRICH ***  
MWST-NR 243.777  
  
GREIF G: WIR WEINTEN TRÄNENL 44.00  
TOTAL INCL MWST 44.00  
-25 % RABATT -11.00  
  
TOTAL INCL MWST 33.00  
BAR 100.00  
ZURÜCK SFR 67.00  
2.00 % MWST VON 32.35 = 0.65  
  
*** VIELEN DANK FÜR IHREN BESUCH ***  
  
BON18495 KNR.002/02 16.05.95 09:05
```

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

**Gideon Greif:**

«Wir weinten tränenlos Die jüdischen  
«Sonderkommandos» in Auschwitz / Gideon  
Greif. – Köln; Weimar; Wien: Böhlau, 1995  
ISBN 3-412-03794-X

Copyright © 1995 by Böhlau Verlag GmbH & Cie, Köln

Lektorat: Johannes van Ooyen

Umschlaggestaltung: Stephanie Jancke

Umschlagabbildung: Das Krematorium im Stammlager Auschwitz  
(Foto: Adam Bujak, Krakau)

Satz und Lithos: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: Ziethen Farbdruckmedien, Köln

Printed in Germany

ISBN 3-412-03794-X

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

## INHALT

Vorwort und Danksagung	VII
Die «Sonderkommandos» von Auschwitz-Birkenau. Ein historischer Überblick	XV

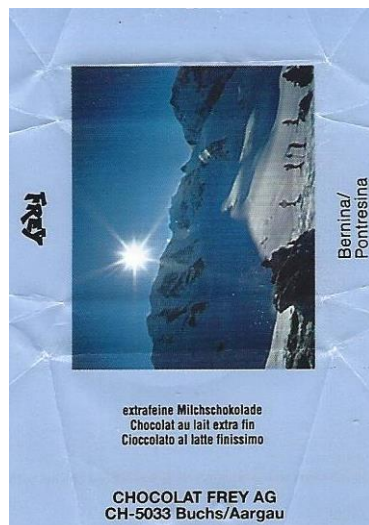
### Die Interviews

1. Josef Sackar «Überleben, damit die Wahrheit ans Licht kommt»	1
2. Abraham und Shlomo Dragon «In Verzweiflung und Hoffnung – wir waren immer zusammen»	49
3. Jaacov Gabai «Ich komme hier wieder heraus»	125
4. Eliezer Eisenschmidt «Dank einer polnischen Familie ...»	167
5. Shaul Chasan «Das Leben zählte nicht mehr, der Tod war zu nah»	220
6. Leon Cohen «Wir waren keine Menschen mehr, wir waren Roboter»	256

Anmerkungen	286
-------------	-----

Abbildungsnachweis	307
--------------------	-----

**Der Erstkäufer** des hier eingesehenen Buch-Exemplars hatte das Werk offenbar ebenfalls als **Science Fiction-Roman** aufgefasst und vergönnte sich während der Lektüre allerlei Leckerereien. Jedenfalls fand sich im Buchinnern diese Verpackung von vereinbarten Schoko-Täfelchen von Chocolat Frey.



## VORWORT UND DANKSAGUNG

Dieses Buch möchte über eines der bedeutendsten Ereignisse der Zeitgeschichte berichten. Es vollzog sich an einem Ort, dessen Namen für immer als Symbol der Menschenvernichtung in die Geschichtsbücher eingegangen ist, Auschwitz-Birkenau.

Die in diesem Buch erzählenden Personen waren als Häftlinge der sogenannten *Sonderkommandos* unmittelbare Zeugen des Völkermordes, der in Auschwitz, der zentralen Vernichtungsstätte des europäischen Judentums, während der Shoah durchgeführt wurde. Das Buch soll ihre Aussagen vor dem Vergessen- und Verschwiegenwerden retten. Die geschilderten Ereignisse sind den Zeugen im Gedächtnis geblieben, als wären sie gestern geschehen. Es sind Eindrücke, die nicht verbleichen. Von Auschwitz und Birkenau träumen die Überlebenden bis heute. Die Schreie aus den Gaskammern verstummen nicht. Der Anblick der Leichen beim Öffnen der Gaskammern steht ihnen noch immer vor Augen. Sie können diese Erlebnisse nicht vergessen und verdrängen, selbst wenn sie es wollten. Sie bleiben ein ganzes Leben lang.

Diese Männer begannen gewissermassen ein neues Leben, nachdem sie Auschwitz entronnen waren. Sie gründeten Familien und gingen einem geordneten Arbeitsleben nach. Ihre Welt ist nach aussen hin «in Ordnung». In den ersten Jahren nach der Shoah schwiegen die Überlebenden und liessen andere nicht an ihren persönlichen Erlebnisse in Auschwitz teilhaben. Reaktionen wie «Er ist durch das Leiden verrückt geworden» oder «Die Jahre im Lager haben ihm das Gehirn ausgetrocknet» liessen den Willen der Zeugen erlahmen, ihrer Umgebung vom Leben in Auschwitz zu berichten. Sie stiessen selbst in Israel unter Freunden und Bekannten auf Unglauben und Ablehnung. Der Spott, mit dem man ihnen begegnete, war wie ein Stachel in ihrem Herzen und liess sie jahrzehntelang in Schweigen verharren.

In den ersten Jahren nach der Staatsgründung Israels 1948 hatte sich der junge Staat dem Schrecken der Shoah zunächst verschliessen wollen, obwohl fast jede Familie europäischen Ursprungs viele Angehörige während der Shoah verloren hatte. Die Shoah war in der Realität Israels in den 50er Jahren quasi ein Tabu. Dies resultierte vielleicht aus der Verzweiflung und dem Schuldgefühl, die jüdische Gesellschaft in Eretz Israel habe sich während

des Weltkrieges nicht stark genug für die europäischen Juden eingesetzt. Der junge Staat sah sich insgesamt als Antithese zur jüdischen Diaspora und zu allem, was die Diaspora symbolisierte. Ein Wendepunkt im Schweigen und Verschweigen der Shoah setzte zu Beginn der 60er Jahre mit der Verhaftung, dem Prozess und der Verurteilung Adolf Eichmanns ein, der als Leiter des Judenreferats im Reichs Sicherheitshauptamt (RSHA) direkt für die «Endlösung» verantwortlich war. Seit 1962 war die israelische Öffentlichkeit zunehmend bereit, sich mit der Shoah auseinanderzusetzen. Von dieser neuen Bereitschaft waren auch die *Sonderkommando*-Häftlinge betroffen, die erstmals in den 60er Jahren im Rahmen von Nachforschungen der Holocaust- und Märtyrergedenkstätte «Yad Vashem» in Jerusalem von ihren Erlebnissen öffentlich berichteten.

Mit den Zeugnissen dreier Überlebender der *Sonderkommandos* wurde der Verfasser zwanzig Jahre später bei der Vorbereitung einer Radiodokumentation über die Zeit der Shoa zufällig bekannt. Die erste Begegnung mit diesen Erinnerungen war überwältigend. Noch überraschender aber war für ihn die Tatsache, dass das Thema trotz seiner grossen Bedeutung bisher nicht ausreichend erforscht worden war. Im Laufe der Zeit fand er heraus, dass in Israel und in anderen Teilen der Welt immer noch einige Dutzend Menschen lebten, die in den Krematorien von Auschwitz-Birkenau den Mord am jüdischen Volk mit eigenen Augen gesehen hatten. Ihre Zeugnisse waren noch nicht aufgezeichnet worden.

Das vorliegende Buch ist das Ergebnis einer zehnjährigen Forschung. In dieser Zeit haben viele Kontakte und Gespräche mit den letzten Überlebenden der *Sonderkommandos*, die in Israel lebten, stattgefunden. Das fortgeschrittene Alter der Zeugen beeinflusste die Arbeit dabei von Beginn an. Die Interviews wurden unter ganz verschiedenen Umständen geführt. Zahlreiche Treffen dienten der Klärung von Unverständlichem, der Vervollständigung des historischen Bildes oder der Ergänzung von Fakten über die Welt der *Sonderkommandos*.

Zunächst war die Begeisterung der Augenzeugen für die Dokumentation nicht sehr gross. Eine Zustimmung zu den Gesprächen wurde oft erst nach vielen ablehnenden Antworten und nach langem Zögern gegeben. Es fiel den Zeugen schwer, jemanden in diese Welt mitzunehmen, der nicht selbst dabei gewesen war. Zum Teil hatten sie selbst die nächsten Familienangehörigen noch nicht in ihr Geheimnis eingeweiht. Die Zustimmung zu den Interviews löste bei ihnen also oft auch innerfamiliäre Prozesse aus. Im Verlaufe der Gespräche kam der Verfasser oft in Gewissensnot wegen des psychischen Schmerzes, den er den Augenzeugen während der Erinnerungsarbeit immer wieder zumuten musste. Hartnäckig wurde nach allen

Einzelheiten gefragt, nach Bezugspunkten und Interpretationen. Kein Aspekt bei der Rekonstruktion der schrecklichen Ereignisse, die nahezu 40 Jahre zurücklagen, sollte im Dunkeln bleiben. Aber es gab auch Momente der Zufriedenheit, wenn es gelang, Schranken zu überwinden und die Überlebenden von der Last der lange verdrängten Erinnerungen zu befreien. Dadurch wurde es ihnen möglich, neue Annäherungen an die Familienangehörigen zu finden und vielleicht sogar einen neuen Anfang in ihrem Leben nach der Befreiung aus Auschwitz zu wagen. Einer der Männer, die in diesem Buch zu Worte kommen, sagte es so: «40 Jahre haben ich kein Wort gesagt, erst jetzt und heute war es mir möglich über das Krematorium zu sprechen.»

Die im Folgenden vorgelegten Zeugenaussagen mögen das dokumentarische Vakuum füllen, das in Bezug auf die offiziellen Dokumente über die Durchführung der «Endlösung der Judenfrage» besteht. Die Deutschen, als die Verantwortlichen für die «Endlösung», verstanden es zunächst sehr gut, ihre Verbrechen vor den Augen der Weltöffentlichkeit zu verbergen. In den Dokumenten des Dritten Reiches finden sich nur Euphemismen für den Massenmord. Eine ausdrückliche Anordnung Hitlers wurde wahrscheinlich nur mündlich im internen Kreis der Verantwortlichen gegeben und dann auf den verschiedenen Ebenen praktisch umgesetzt. Und mehr noch: In dem Moment des praktischen Vollzuges der «Endlösung» wurden alle statistischen Erhebungen über die Zahl der ermordeten Juden aufgegeben. Dieses dokumentarische Vakuum auf Seiten der Täter erleichtert heute denjenigen die Argumentation, die aus verschiedenen Gründen ein Interesse daran haben, die Shoah zu leugnen und die Existenz der Todesfabriken in den deutschen Konzentrationslagern abzustreiten. Ein anderes Mittel zur Vertuschung der Vorgänge in Birkenau war in regelmässigen Abständen die Hinrichtung grosser Teile der *Sonderkommando*-Häftlinge. Es sollten möglichst keine direkten Zeugen am Leben bleiben. Doch dieses Vorhaben missglückte. Am Tage der Befreiung des Lagers, am 27. Januar 1945, waren unter den verbliebenen Häftlingen auch einige Dutzend Angehörige der *Sonderkommandos*. Sie blieben der Welt als Zeugen für die in Auschwitz-Birkenau begangenen Verbrechen erhalten.

Für dieses Buch wurde eine Auswahl der Zeugenaussagen zusammengestellt. In den Interviews werden die Aussagen von sieben ehemaligen Häftlingen wiedergegeben, die in Griechenland bzw. in Polen aufgewachsen sind, von dort nach Auschwitz-Birkenau verschleppt wurden und zur Zeit der Befragung in Israel lebten. Zwei von ihnen sind inzwischen verstorben.



Die Interviews spiegeln die Arbeit der verschiedenen Sektionen des *Sonderkommandos*, ergänzen sich also und bieten so ein ziemlich vollständiges Bild dieser schrecklichen Welt. Zur Illustration wurden den Texten Zeichnungen von David Olère beigelegt, einem Überlebenden der *Sonderkommandos*, die in den Jahren nach der Befreiung des Lagers aus der Erinnerung entstanden sind.

Mit jeder der interviewten Personen wurden drei bis zwölf Gespräche geführt. Aus der Fülle der vorliegenden Gesprächsaufzeichnungen wurden vom Verfasser die zur Darstellung der Welt der *Sonderkommandos* wesentlichen Passagen in den hier wiedergegebenen Text aufgenommen. Die Interviews wurden zunächst in hebräischer Sprache aufgezeichnet und dann ins Deutsche übersetzt. Der hebräische Wortlaut der Interviews wurde ohne nachträgliche Korrekturen und redaktionelle Überarbeitungen beibehalten. Es waren lediglich geringfügige sprachliche Änderungen und Glättungen notwendig, da das Hebräische nicht die Muttersprache der Augenzeugen ist. Es handelt sich also um authentische Zeugnisse. Auch Zahlen-, Mass- und Zeitangaben wurden von den Zeugen aus ihrer Erinnerung angegeben und weichen bisweilen von den bekannten und wissenschaftlich belegten Daten ab. Um die Authentizität der Aussagen nicht zu beeinträchtigen, wurden sie im Text belassen und lediglich durch Anmerkungen kommentiert.

Die Augenzeugen bedienten sich häufig einer apologetischen Argumentation, um eventuellen Angriffen und Anschuldigungen einer Kooperation mit dem nationalsozialistischen Regime zu begegnen, und betonten dabei stets, wie aussichtslos und unabänderliche ihre Lage im *Sonderkommando* gewesen sei. Auch diese apologetische Tendenz wurde nicht redaktionell bearbeitet, sondern in den Aussagen original belassen.

Dem Leser werden die vielfachen Übereinstimmungen in den Detailschilderungen, in den Denkweisen und Argumentationen der Augenzeugen auffallen. Dahinter verbirgt sich ein Charakteristikum des Lebens im Konzentrationslager, das bei den Häftlingen durch die immer gleichen Eindrücke im Laufe der Zeit zu einer Angleichung der Anschauungen und Denkweisen führte.

Und ein letzter Punkt bedarf noch der Klärung. Die Gespräche waren nicht immer leicht. Um die Schranken der Distanz auf Seiten der Interviewten zu überwinden, bedurfte es einer besonderen Art der Gesprächsführung. So wurde zunächst über möglichst einfache Dinge geredet und dies nicht unbedingt in chronologischer Reihenfolge. Wenn dann Vertrauen hergestellt war, konnten auch die schweren, schmerzhaften Erinnerungen thematisiert werden.

Damit der Leser die Entwicklung der Gespräche verfolgen kann, werden die Interviewfragen im Buch ebenfalls wiedergegeben. Sie sind oft indirekt formuliert, um Verletzungen zu vermeiden und Antworten mit einem Minimum an Schmerz zu ermöglichen.

An dieser Stelle soll nun auch Gelegenheit sein, bei den Überlebenden der *Sonderkommandos* um Verzeihung zu bitten, wenn sie im Verlauf der Gespräche mehr als nötig angehalten wurden, ihre Zeit in Auschwitz-Birkenau aus der Erinnerung zu rekonstruieren. Dieses Opfer setzt ein Gegenwicht gegen alle diejenigen, die durch ihre freche Leugnung des Geschehenen Millionen von Juden, die von den Deutschen und ihren Helfern während der Shoah vernichtet wurden, ein zweites Mal ermorden.

Dieses Buch ist voller Achtung den Überlebenden gewidmet, die bereit waren, ihre Erinnerungen preiszugeben, und dem Gedächtnis der Juden, die in Auschwitz-Birkenau ihr Leben verloren, die kein Grab auf Erden haben und deren Asche in Auschwitz verwehte.

### Danksagung

Um dieses Buch über das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau schreiben und mit der ständigen Gegenwart des schrecklichen Leidens fertig werden zu können, bedurfte es des Zuspruchs und der Unterstützung vieler Freunde und Kollegen. Ihnen allen zu danken, ist meine angenehme Pflicht.

Zunächst möchte ich meinen Kollegen von «Yad Vashem», der israelischen Holocaustgedenkstätte in Jerusalem, in der ich seit II Jahren tätig bin, meinen aufrichtigen Dank aussprechen. Meine Kollegin und Freundin Safira Rapaport bearbeitete einen Teil des Textmaterials mit grosser Sensibilität. Ich danke ihr für ihre klugen Ratschläge und für alles, was sie mit der ihr eigenen Hingabe erreicht hat. Der Historiker Dr. Jacob Borut erleichterte mir die Arbeit durch seine kluge und beständige Führung. Unsere häufigen und intensiven Gespräche waren für mich bereichernd und verliehen mir die Kraft und Sicherheit, meine Arbeit fortzusetzen. Durch Yitzhak Alperowicz kam ich zum ersten Mal mit dem Thema dieses Buches in Berührung. Seine Erfahrung und sein Wissen waren mir neben seinem steten Zuspruch eine grosse Hilfe. Avigdor Efron, der Leiter des Zentrums für Unterrichtsgestaltung in Givtayim, ermöglichte es mir, neben den anderen beruflichen Pflichten meine Zeit der Forschung und Abfassung des Buches zu widmen. Er unterstützte mich in aufrichtiger Freundschaft. Danken möchte ich weiterhin Esther Kubovy, der Bibliothekarin des Zentrums, den

Bibliothekarinnen und Bibliothekaren der «Yad Vashem-Bibliothek» in Jerusalem, insbesondere Clara Gini und Yitzchak Len sowie dem Bibliotheksleiter Dr. Robert Rozett, den Mitarbeiter der Foto- und Filmabteilung, insbesondere Judith Lewin und Nina Aharoni-Springer, der Leiterin der Dokumentenabteilung, Hadassa Modlinger, dem Leiter des Historischen Museums, Yitzchak Mais, und Irith Salmon, der Leiterin des Kunstmuseums. Der ehemalige Leiter der Pädagogischen Abteilung von «Yad Vashem», Shalmi Barmor, liess mir nach allen Möglichkeiten Rat und Hilfe zu Teil werden. Auch Guy Meyron und Ephraim Kaye haben mir vielfach geholfen. Besonderer Dank geht auch an die Gruppe der Volontäre aus Deutschland und Österreich, die in «Yad Vashem» tätig sind und Teile des Manuskriptes gelesen und mit manchen Anregungen bereichert haben: Reinhard Steiner, Paul Rachler, Pia Frohwein und Ulrich Sommers. Mein teurer Freund, Joel (Mariano) Embon, hat mir Ratschläge und herzliche Zuneigung gegeben.

Zu besonderem Dank bin ich Dr. Erich Kulka aus Jerusalem verpflichtet, einem der besten Kenner der Geschichte von Auschwitz. Dr. Kulka, selbst Überlebender des Lagers, war zu manchem klärenden Gespräch bereit und half mir, auf viele Fragen zu dem komplexen Thema eine Antwort zu finden.

Der Historikerin und Erzieherin Dr. Felicja Karay danke ich für ihre Bereitschaft zu Lektüre und Edition, für ihren Zuspruch und ihren Ansporn.

Die Mitarbeiter des staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau haben keine Mühe gescheut, um mir mit ihrem Wissen, ihren Dokumenten und Exponaten zur Verfügung zu stehen. Besonders erwähnt seien Krystyna Oleksy, Teresa Swiebocka, Henryk Swiebocki und Stanislaw Maczka.

Darüber hinaus geht mein Dank an Dr. Diethelm Krull, den vormaligen Leiter des Böhlau-Verlages in Köln, der sich seit unserem ersten Treffen in Berlin für die Veröffentlichung des Manuskriptes eingesetzt hat, und an Johannes van Ooyen, der das Buch fortan als Lektor aufmerksam und verständig betreute und dessen professionelles Wissen in dieses Buch eingegangen ist.

Besonderer Dank gebührt auch Matthias Schmidt, dem Übersetzer des Buches, der mit grossem Engagement und viel Geduld die hebräischen Textvorlagen in die deutsche Sprache übertragen hat.

Viele Freunde haben mir beständig zur Seite gestanden und nicht abgesehen, mich anzuspornen. Die Unterstützung und der Zuspruch von Carmela Yagev sind nicht mit Worten zu beschreiben. Dr. Laurence Weinbaum hat neben seiner Freundschaft auch sein Wissen als Historiker in das Buch eingebracht und etliche Probleme mit mir erörtert. Philip Fenton hat mir

bei der Zusammenstellung der Interviewfragen geholfen und war eine zuverlässige Adresse in Wort und Tat. Dr. Klaus Frische half bei der Überwindung mancher Konflikte und Hindernisse. Colin McPherson hat für das Buch die Portraits der Zeitzeugen fotografiert. Zu danken habe ich weiterhin Ben (Benjamin) Shefet, der mich mit Kritik und Anmerkungen sehr unterstützte, Daniel Dettling, der mir half, manche Probleme in Israel und in Deutschland zu meistern, seinem Vater, dem Schriftsteller und Journalisten Dr. Warnfried Dettling, der mich an seinen beruflichen Erfahrungen teilnehmen liess. Weiter danke ich Dina Shefet, Lois und Saville Kaufmann, Elizabeth (Betka) und Dr. Paul Benedek, meinen Berliner Freunden Veronika und Henning Langenheim, die mich mit unvergleichlicher Zuneigung durch die letzten Jahre begleiteten, Kobi (Jacob) und Orna Matri für ihre treue und warmherzige Zuneigung, Shai (Shai'ke) Ra'anan, Philippe Monod und Felix Notter aus Zürich und Benjamin Galecki (Ben-Hayim).

Besonderer Dank gilt zu guter Letzt dem wunderbaren Eyal (Jakob) Eisler, der die Abfassung des Buches kritisch begleitet und bereichert hat und ohne den es zweifellos niemals hätte erscheinen können. Dank auch an Mira und Benny Eisler und an meine eigenen Kinder Arnon und Abigail, deren Zuneigung mir die Kraft und den Mut gab, den Schrecken von Auschwitz-Birkenau entgegenzutreten.

Gideon Greif, Tel Aviv, im Mai 1994 – Iyar 5754

## **DIE «SONDERKOMMANDOS» VON AUSCHWITZ-BIRKENAU EIN HISTORISCHER ÜBERBLICK**

Die «Shoah» – so lautet das hebräische Wort für Holocaust – war in der Geschichte der Menschheit der erste Versuch eines totalen Völkermordes. Das jüdische Volk sollte von der Erde getilgt werden. Der Mordprozess erfolgte auf Initiative und unter Anleitung des nationalsozialistischen Deutschlands<sup>1</sup>, dessen politische Führer sich einer angeblich wissenschaftlichen Rassentheorie verpflichtet fühlten, die praktisch zur totalen Vernichtung des jüdischen Volkes führen sollte. Nach dieser Theorie standen die Juden auf der untersten Stufe der Rassenskala. Die jüdische Rasse, so hiess es, schädige die übrigen Rassen und somit die gesamte Menschheit durch ihren destruktiven, parasitären Charakter. Für die Nationalsozialisten gab es nur einen Weg, dieser Gefahr zu begegnen – ihre physische Vernichtung.<sup>2</sup> Die Theorie blieb nicht Theorie, sondern wurde von den Nationalsozialisten mit aller Energie und Hingabe vom ersten Tag der Machtübernahme an in die Tat umgesetzt. Diesem Prozess wurde erst mit dem Zusammenbruch des Deutschen Reiches im Jahre 1945 Einhalt geboten.

Die Shoah ist in Hinsicht auf Opfer und Täter einzigartig. Das jüdische Volk war in seiner dreitausendjährigen Geschichte zahlreichen Angriffen und Verfolgungen, Pogromen und diskriminierenden Aktionen ausgesetzt, konnte sich jedoch stets gegen derartige Massnahmen behaupten. Es litt unter den Kreuzzügen, unter Vertreibungen, Pogromen, Boykotten und anderen Diskriminierungen, konnte sich aber in den meisten Fällen durch Gehorsam, Selbsterniedrigung, Unterwerfung oder auch durch finanzielle Leistungen den jeweiligen Verfolgern mehr oder weniger erfolgreich entziehen.<sup>3</sup>

Das Urteil des Dritten Reiches über das jüdische Volk jedoch war endgültig und ausweglos. Konnten sich Juden in der Vergangenheit dem kollektiven Schicksal des jüdischen Volkes durch Taufe und Assimilation entziehen, so war dieser Ausweg durch die nationalsozialistische Rassentheorie und Rassengesetzgebung versperrt. Zum ersten Mal in der Geschichte wurde ein Staat und sein politischer und administrativer Apparat zur Ausführung eines Völkermordes eingesetzt. Zum ersten Mal nahmen alle Schichten seiner Bürger an derartigen Verbrechen, deren Opfer gleichberechtigte Bürger dieses Staates und unschuldige Bürger der besetzten Länder waren,

teil. Die Durchführung des Völkermordes erhielt erste Priorität auf der politischen Agenda des nationalsozialistischen Deutschlands, oft sogar auf Kosten anderer nationaler Interessen.<sup>4</sup>

Judenhass war sicherlich keine deutsche Erfindung. Er existierte schon lange vor der Machtergreifung der NSDAP in Deutschland und Europa. Auch das Ghetto und der «Judenstern» waren keine Erfindungen der Nationalsozialisten. Judenverfolgungen und Pogrome hatte es schon vor Hitler gegeben, aber der Völkermord, wie er nach 1941 in industrieller und systematischer Weise durchgeführt wurde, war dem Denken der nationalsozialistischen Führer entsprungen. Hierbei handelte es sich um etwas Neues und Einzigartiges in der Geschichte.<sup>5</sup>

Achteinhalb Jahre vergingen von der nationalsozialistischen Machtübernahme bis zu der Phase, in der die Judenpolitik des Regimes zu einer praktischen Politik des Völkermordes, des Genozids, wurde. Die antijüdische Politik der Nationalsozialisten in ihrem Herrschaftsbereich durchlief bis zu diesem Zeitpunkt einige wichtige Veränderungen.

Zunächst hatte man zu einer Vertreibung und Verdrängung von Juden aus Deutschland, Österreich und dem Protektorat Böhmen und Mähren aufgerufen, und zwar mittels gesellschaftlicher, wirtschaftlicher und kultureller Diskriminierungen. Diese wurden im Laufe der Zeit durch extremen Druck verschärft und erreichten mit den Ereignissen der sogenannten «Reichskristallnacht» am 9. November 1938 einen vorläufigen Höhepunkt.<sup>6</sup> Diese Pogromnacht war der eigentliche Wendepunkt in der nationalsozialistischen Judenpolitik.

Grundsätzlich konnte jeder jüdische Bürger, der dazu bereit war, bis Ende 1940 das Gebiet des Deutschen Reiches verlassen. Und tatsächlich nutzten zahlreiche Juden diese Möglichkeit aus. Für viele andere Juden jedoch schlossen sich seit Mitte der dreissiger Jahre die Tore zur Einreise in andere Länder. Ein wesentlicher Grund dafür war die weltweite Ausbreitung und bereitwillige Aufnahme rassistischer und antijüdischer Ideen in der Folge der Wirtschaftskrise Ende der zwanziger Jahre.<sup>7</sup>

Der jüdische Flüchtling fand in der Regel nur mit Schwierigkeiten ein Immigrationsland und war, wenn er auf seine Emigrationspläne verzichtete, den Massnahmen des Regimes mehr oder weniger hilflos ausgeliefert. Auch die Flüchtlingsschiffe, die ins Deutsche Reich oder in andere Länder Europas zurückgeschickt wurden und deren Passagiere dann das Schicksal der übrigen Juden teilen mussten, belegen die Problematik und Tragödie der Emigration aus Deutschland.<sup>8</sup>

Der Überfall auf Polen am 1. September 1939 war ein weiterer Wendepunkt in der Geschichte der Shoah. Für die Juden in Polen bedeutete die

Besetzung des Landes durch deutsche Truppen vom ersten Augenblick an Verfolgung und manchmal auch Vernichtung. Von Anfang an ging man gewaltsam gegen sie vor. In Polen begannen die Deutschen eine neue Phase ihrer antijüdischen Politik: die Ghettoisierung.

In den allgemeinen Anweisungen des «Schnellbriefs» vom Leiter der Sicherheitspolizei, Heydrich, wurde die wichtige Unterscheidung zwischen dem «Endziel» und den einzelnen Phasen der Durchführung vorgenommen. Zu diesen Phasen gehörten die Anweisungen zur Konzentration der jüdischen Bevölkerung in Ghettos und zur Einsetzung von «Judenräten». Wir wissen heute nicht mit Sicherheit, ob der in dem Dokument erwähnte Begriff des «Endziels» von vornherein die spätere Bedeutung hatte. Es ist gut möglich, dass bei der Herausgabe des Dokuments am 21. September 1939 noch nicht klar war, was er eigentlich beinhalten sollte. Andererseits aber war sehr deutlich, dass die Phase der Ghettoisierung, also der Einrichtung jüdischer Enklaven in den grossen, von den Deutschen besetzten polnischen Städten, für die Nationalsozialisten keine endgültige und langfristige Lösung sein konnte. Dies widersprach der nationalsozialistischen Vision eines «judenreinen Europas».<sup>9</sup>

In den Ghettos Osteuropas kam es zu einem bisher nicht genügend beachteten Vorgang. Die deutsche Propaganda erzeugte in künstlicher Weise ein Bild des Juden, wie es bisher nur in der Phantasie der Antisemiten existiert und zur Realität keinen Bezug gehabt hatte: Das war der kranke, unästhetische, durch sein Aussehen und Verhalten abschreckende Jude, der sich ausschliesslich durch Kleinhandel und Krämerei ernährte. Dieses Phänomen entstand durch die Konzentration tausender Juden auf engstem Raum ohne ausreichende Lebensmittelversorgung und mit nur minimaler hygienischer Versorgung. Bilder der ghettoisierten, unter unmenschlichen Bedingungen lebenden jüdischen Bevölkerung wurden den deutschen Bürgern von den Propagandisten des nationalsozialistischen Regimes als Beweis ihrer Rassentheorie vorgeführt. Antisemitische Filme wie «Der ewige Jude» wurden in den Ghettos gedreht.<sup>10</sup> Dies hatte eine entscheidende Bedeutung für die öffentliche Akzeptanz der Judenverfolgung im Dritten Reich.

Im Verlauf des Krieges fiel ein Grossteil der europäischen Länder unter nationalsozialistische Herrschaft. In jedem besetzten Land wurden nach dem gleichen Muster Massnahmen gegen die jüdische Bevölkerung ergriffen: Der Registrierung der Juden sowie der schrittweisen Aufhebung ihrer grundlegenden staatsbürgerlichen Rechte folgte die Konzentration in Ghettos als Vorbereitung auf die «Endlösung».

Nur einmal war es vor 1941 zu Morden an den Juden in Nazi-Deutschland gekommen – während der Reichspogromnacht im November 1938.

Die berüchtigte «Kristallnacht» war zweifellos von entscheidender Bedeutung in der Geschichte der deutschen Juden unter dem Nazi-Regime. Alle Hoffnung eine Weiterexistenz in diesem Lande war mit einem Mal geschwunden. Unter stiller Duldung der Behörden waren etwa 300 Juden allein wegen des «Verbrechens», Jude zu sein, ermordet worden.<sup>11</sup>

Die «Endlösung der Judenfrage» durch massenhaft durchgeführten Mord begann unmittelbar nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941.

Ideologisch untermauert wurde dieser in der Geschichte einzigartige Vernichtungskrieg durch eine Verschmelzung antirussischer und antibolschewistischer mit antisemitischen Feindbildern. So hatte Hitler schon 1925 in seinem Buch «Mein Kampf» gemeint, im «russischen Bolschewismus ... den im zwanzigsten Jahrhundert unternommenen Versuch zu erblicken, sich die Weltherrschaft anzueignen». Hieraus entstand das nationalsozialistische Feindbild des «jüdisch-bolschewistischen Untermenschen», der rücksichtslos und unter Missachtung aller Grundsätze des Völkerrechts zu vernichten sei. Die Ausrottung grosser Teile der Bevölkerung und insbesondere der Juden in den besetzten Gebieten war dabei von Anfang an vorgesehen.<sup>12</sup>

Die Politik der Nationalsozialisten gegenüber den Juden blieb nicht auf der Ebene von Slogans und Propaganda stehen. Sie wurde kompromisslos und ohne Rücksicht auf diplomatische Einwände oder äusseren und inneren Druck in die Praxis umgesetzt. Heydrichs Mordeinheiten, «Einsatzgruppen» genannt, brachten während des Kriegszuges gegen die Sowjetunion mehr als eine Million Juden um, hauptsächlich mit Schusswaffen – und in geringem Umfang auch in sogenannten «Gaswagen».<sup>13</sup>

Diese Phase der Judenvernichtung in der westlichen Sowjetunion, die durchgeführt werden konnte, ohne auf ernsthaften Widerstand oder auf die Intervention anderer Mächte zu stossen, beseitigte die letzten Sperrn im Bewusstsein der Nationalsozialisten. Sie erleichterte die spätere Ausweitung der Vernichtungspolitik auch auf die restliche jüdische Bevölkerung in Europa.<sup>14</sup> Die erfolgreichen Kriegszüge hatten das nationalsozialistische Deutschland zu einer Weltmacht werden lassen, die bei der Durchsetzung ihrer Ziele auf kaum jemanden mehr Rücksicht nehmen musste.

Im Verlauf des Jahres 1941 wurden die Methoden des Massenmords neu überdacht. Bei den massenhaften Erschiessungen durch die «Einsatzgruppen» im besetzten Teil der Sowjetunion hatten sich Probleme gezeigt: Das Morden mit Schussmunition war zu teuer, es verlief zu langsam und es bereitete den Tätern psychische Schwierigkeiten. Die Täter standen ihren Opfern direkt gegenüber, sie mussten auch Zivilisten, Frauen und Kinder mit



Pistole oder Gewehr erschossen. Die neue Lösung sollte alle genannten Schwierigkeiten beseitigen.

Die Nationalsozialisten stützten sich dabei auf Erfahrungen, die sie in den Jahren 1939 bis 1941 mit ihrem «Euthanasie»-Programm, der sogenannten «T 4-Aktion» (für Tiergartenstrasse 4), gesammelt hatten.<sup>15</sup> Das «Euthanasie»-Programm enthielt bereits im Kern den entscheidenden Schritt zum Zivilisationsbruch, der mit dem Namen «Auschwitz» verbunden ist. Zum ersten Mal wurde eine nach rassistischen Kriterien als minderwertig eingestufte Menschengruppe nicht nur diskriminiert und entrechtet, sondern kollektiv ermordet. Zwischen 120.000 und 200.000 Menschen wurden in improvisierten Gaskammern oder durch tödliche Injektionen vernichtet. Nachdem der Bischof von Münster, Graf von Galen, in einer Predigt im August 1941 gegen die Morde protestiert hatte, wurden die Vergasungen eingestellt, die Mordaktionen jedoch mit verdeckten Methoden fortgeführt.

Personal und Organisation der T 4-Aktion wurden seit den letzten Frühjahrsmonaten des Jahres 1941 im Rahmen der «Aktion Reinhard»<sup>16</sup> für die Judenmorde in den Vernichtungslagern eingesetzt. Die neue Lösung mit der euphemistischen Bezeichnung «Endlösung der Judenfrage» beseitigte alle genannten Schwierigkeiten nahezu auf einen Schlag. Sie war schnell und sparsam und befreite die Mörder davon, ihren Opfern von Angesicht zu Angesicht gegenüberzutreten.

Als Orte zur Durchführung der totalen Vernichtung aller Juden wurden spezielle Zentren eingerichtet. Das erste Lager, in dem Menschen mit Gas ermordet wurden, war das Lager Kulmhof (Chelmno) westlich von Lodz. Es folgten die Lager Auschwitz-Birkenau, Belzec, Sobibor, Treblinka und Majdanek.<sup>17</sup>

Die «Endlösung der Judenfrage» erhielt ihre administrative und logistische Bestätigung während der bekannten Sitzung in Berlin-Wannsee am 20. Januar 1942, die unter Leitung von Heydrich und in Anwesenheit leitender Vertreter fast aller Institutionen des nationalsozialistischen Regimes stattfand. Hier wurden die Methoden koordiniert, mit denen die jüdischen Opfer eingefangen, konzentriert und in die Vernichtungslager überführt werden sollten. Diese Sitzung, die unter dem Namen «Wannsee-Konferenz» in die Geschichte eingegangen ist, beschleunigte und optimierte die Ausführung des neuen Programms, mit dem man bereits zuvor begonnen hatte. Die Zahl der Europäer sollte in kurzer Zeit um mehr als 11 Millionen Menschen jüdischen Glaubens und jüdischer Herkunft verringert werden.<sup>18</sup>

In den Protokollen der Wannsee-Konferenz finden sich folgende Zeilen: «Anstelle der Auswanderung ist nunmehr als weitere Lösungsmöglichkeit nach entsprechender Genehmigung durch den Führer die Evakuierung der Juden nach dem Osten getreten ... Unter entsprechender Leitung sollen nun im Zuge der Endlösung die Juden in geeigneter Weise im Osten zum Arbeitseinsatz kommen. In grossen Arbeitskolonnen, unter Trennung der Geschlechter, werden die arbeitsfähigen Juden strassenbauend in diese Gebiete geführt, wobei zweifellos ein Grossteil durch natürliche Verminderung ausfallen wird.

Der allfällig endlich verbleibende Restbestand wird, da es sich bei diesem zweifellos um den widerstandsfähigsten Teil handelt, entsprechend behandelt werden müssen, da dieser, eine natürliche Auslese darstellend, bei Freilassung als Keimzelle eines neuen jüdischen Aufbaues anzusprechen ist (Siehe die Erfahrung der Geschichte).

Im Zuge der praktischen Durchführung der Endlösung wird Europa vom Westen nach Osten durchgekämmt. Das Reichsgebiet einschliesslich Protektorat Böhmen und Mähren wird, allein schon aus Gründen der Wohnungsfrage und sonstigen sozial-politischen Notwendigkeiten, vorweggenommen werden müssen.

Die evakuierten Juden werden zunächst Zug um Zug in sogenannte Durchgangsghettos verbracht, um von dort aus weiter nach dem Osten transportiert zu werden.»<sup>19</sup>

Die Zentren der Vernichtung wurden auf polnischem Territorium errichtet. Sie stellten industrielle Todesfabriken dar, die ohne Beispiel in der Geschichte der Menschheit sind. Viel beschäftigt hat man sich mit der Frage, warum die Vernichtungslager nicht auf deutschem und österreichischem Boden errichtet wurden oder in einem der westlichen Länder, die unter deutscher Besatzung standen. Auf diese Frage kann man im Wesentlichen zwei Antworten geben: Die erste ist wirtschaftlich-logistischer Art. In den besetzten Ostgebieten lebte die Mehrheit der zur Ermordung bestimmten europäischen Juden, in Polen allein waren es mehr als drei Millionen. Die Ermordung dieser Menschen war in Polen schon aus Gründen der Kostenersparnis am günstigsten. Darüber hinaus liegt Polen geographisch im Zentrum des europäischen Kontinents, gleich weit entfernt von allen jüdischen Gemeinden, die zur Vernichtung bestimmt waren. Die zweite Antwort ist psychologischer Art. Die nationalsozialistischen Führer wollten – bewusst oder unbewusst – nicht, dass der Massenmord an den Juden vor den Augen der eigenen Bevölkerung und der westlichen Nachbarstaaten auf deutschem Boden stattfand.

Alle Elemente eines modernen Industriebetriebes konnte man auch in der «Todesindustrie» der Vernichtungslager vorfinden: Maschinen, Rohstoffe, Fließbänder, Vorarbeiter und einfache Arbeiter, Arbeitsleiter in diversen Hierarchien, Generaldirektoren, Gewinn-Verlust-Bilanzen und Produkte. Nur zwei grosse Unterschiede bestanden zwischen einer normalen Fabrik und einer Todesfabrik: Rohstoff waren Menschen – das Endprodukt war Asche. In Auschwitz-Birkenau, der grössten dieser Todesfabriken, wurde über drei Jahre hinweg Menschenasche erzeugt.

Nicht nur wegen des langen Zeitraums, in dem in Auschwitz gemordet wurde, und nicht nur wegen der Grösse des Lagers wurde der Name «Auschwitz» zum Synonym für die Shoah des jüdischen Volkes schlechthin. Alles, was in diesem Lager geschah, steht symbolisch für die Verbrechen der nationalsozialistischen Deutschen gegen die Menschheit und gegen das jüdische Volk im Besonderen.

Die Ursprünge des Lagers Auschwitz sind nicht erst mit der Lösung der Judenfrage verbunden.<sup>20</sup> Das Lager Auschwitz wurde als nationalsozialistisches Konzentrationslager auf dem Gelände einer ehemaligen polnischen Militärkaserne am Rande der Stadt Oswiecim in Südwestpolen im Frühling 1940 eingerichtet. Zunächst wurden dort Polen aus der umliegenden Region gefangengehalten. Das Lager bestand zunächst aus vierzehn einstöckigen und sechs zweistöckigen Steingebäuden. Später wurde es um acht zweistöckige Blöcke erweitert. Dem Gelände des Konzentrationslagers wurden Fabrikanlagen und Lagerhäuser angegliedert, so dass das Lager allmählich wie ein kleines Dorf aussah. Der Name Auschwitz selbst ist der eingedeutschte Name des polnischen Oswiecim. Innerhalb kürzester Zeit wurde das Lager Auschwitz zum Stammlager für ca. 40 weitere Nebenlager. Der erste Häftlings transport erreichte das Lager am 20. Mai 1940. Es handelte sich um deutsche Strafgefangene, die im Lager mit Aufsichts- und Kontrollfunktionen betraut werden sollten. Einen Monat später, am 14. Juni 1940, kam der erste Transport mit polnischen «politischen» Gefangenen aus Tarnow, darunter einige Juden.

Während der gesamten Zeit seines Bestehens blieben die Juden unter den Häftlingen des Stammlagers in der Minderheit. In diesem Lager konzentrierte sich die nationalsozialistische Lageradministration. Ausserdem lebten in der Nähe die SS-Offiziere und die im Ort stationierten SS-Einheiten. Das Stammlager selbst hatte kaum eine Funktion bei der «Endlösung der Judenfrage», auch wenn es dort eine Gaskammer und Verbrennungsanlagen gab. Diese waren vor allem in der Anfangszeit der Lager genutzt worden, als man dort an sowjetischen Kriegsgefangenen die Eignung des Gases Zyklon B zur Menschenvernichtung erprobte.

Der industrielle Massenmord an den Juden wurde im Lager Auschwitz II-Birkenau durchgeführt, das etwa drei Kilometer entfernt lag. Der deutsche Name geht auf den Namen des polnischen Dorfes Brzezinka zurück, das sich bis zur Errichtung des Lagers an dieser Stelle befand. Das Lager Birkenau wurde als Auschwitz II bezeichnet,<sup>21</sup> um es von dem nahen Stammlager (Auschwitz I) und von Buna-Monowitz (Auschwitz III) unterscheiden zu können. In der Geschichte der Shoah nimmt das Lager Birkenau den zentralen Platz ein, denn hier wurde seit dem Frühjahr 1942 der geplante, systematische Mord an etwa anderthalb Millionen europäischer Juden vollzogen.

Das Lager Birkenau unterschied sich in Aussehen und Aufbau völlig vom Stammlager Auschwitz. Sein umfangreiches Gelände war nach verschiedenen Funktionen geplant und aufgeteilt. Eine der Hauptfunktionen war die Ermordung der Juden (vgl. Abb. 1).

Im März 1942 erreichte der erste Judentransport Birkenau. Von der Ankunft im Lager an wurden die Opfer über ihr weiteres Schicksal mit Absicht getäuscht. Die meisten von ihnen wussten bis in die letzten Sekunden ihres Lebens hinein nicht, was mit ihnen geschehen würde. Durch dieses Verfahren versuchten die Deutschen, sich ein kostspieliges Sicherungssystem zu ersparen sowie Unruhen und Störungen beim Vernichtungsprozesses zu verhindern. Die Leitung der Todesfabrik Auschwitz-Birkenau war, wie in jeder anderen Fabrik auch, daran interessiert, dass Arbeit und Produktion nicht gestört wurden. So versuchte man schon bei der Selektion der ankommenden Transporte den Todgeweihten den Eindruck zu vermitteln, sie befänden sich in einem Arbeits- oder Durchgangslager.

Die Ausführung des Mordprozesses durchlief in Birkenau verschiedene Entwicklungsphasen, bis eine technologische Vervollkommnung zur Zufriedenheit der Deutschen erreicht wurde. Zunächst wurden relativ einfache Mittel eingesetzt, die im Verlauf durch komplizierte industrielle Techniken und Einrichtungen ersetzt wurden. Die einzelnen Phasen der Tötung jedoch blieben im Prinzip immer die gleichen, solange das Lager existierte. Wenn ein Transport mit Juden den Bahnhof Oswiecim erreicht hatte, verließen die Menschen die Waggons auf einem gesonderten Bahnsteig, den man «die Judenrampe» nannte. Hier fand die sogenannte Selektion statt, deren Ziel es war, unter den Eintreffenden Männer und Frauen auszuwählen, die bei verschiedenen Zwangsarbeiten im Lager oder in den angegliederten Industrie- und Wehrmachtbetrieben eingesetzt werden konnten. Es gab eine an den Bedürfnissen der verschiedenen Fabrikationsstätten orientierte Quote der

benötigten Arbeitskräfte. Diese wurden von einigen SS-Leuten in Anwesenheit eines SS-Arztes ausgewählt und machten etwa 25 Prozent eines Transportes aus. Die eintreffenden Juden mussten sich in Fünferreihen aufstellen, wobei die Frauen und Kinder bereits von den Männern getrennt wurden. Da die Zeit, mit der jedes einzelne Opfer begutachtet und zum Leben oder zum Tode eingeteilt wurde, knapp bemessen war, war der Masstab für die Auswahl recht willkürlich. Manchmal fragten die Selektierenden die Opfer nach Alter oder Beruf. In den meisten Fällen wurden die Männer und Frauen zur Zwangsarbeit eingeteilt, die gesund und kräftig aussahen. Aber das hohe Tempo, in dem die Menschen an den Selektierenden vorziehen mussten, liess auch die Kriterien von Gesundheit und Stärke nicht immer wirksam werden.

Grob und willkürlich wurden die Menschen auseinandergerissen. Man trennte Kinder von ihren Eltern, Männer von ihren Frauen und Brüder von ihren Schwestern. Und niemand unter den Opfern wusste, was diese Selektion für sein weiteres Schicksal bedeuten würde.

Die zum Leben Bestimmten wurden auf eine Seite der Rampe gewiesen. Die Mehrheit aber, und das waren mindestens 75 Prozent eines Transportes, musste sich auf die andere Seite begeben. Von hier wurden beide Gruppen an ihre Bestimmungsorte gebracht, letztere zur sogenannten «Sonderbehandlung», von der sie nicht wieder zurückkehren sollten, erstere in die für die Zwangsarbeiter bestimmten Unterkünfte. Einige der zum Leben Bestimmten liefen zu Fuss bis zum Stammlager, das sie durch das Tor mit der zynischen Inschrift «Arbeit macht frei» betraten. Dort wurden sie in Haft genommen, nachdem sie den üblichen Registrierungsprozess durchlaufen hatten. Dazu gehörten das Abrasieren der Körperhaare, die Eintätowierung der Häftlingsnummer, die ab jetzt den Namen des Häftlings ersetzte, die Austeilung der Häftlingskleidung und die Zuweisung in die Arbeitskommandos und Unterkünfte. Andere zum Leben Bestimmte gingen den Weg zum Lager Birkenau. Dort durchliefen sie ähnliche Aufnahmeverfahren und wurden in die Baracken der Häftlinge eingewiesen. Die zum Tode Verurteilten aber wurden auf Lastwagen oder ebenfalls im Fussmarsch in die Gaskammern von Birkenau gebracht.

In den Frühjahrsmonaten 1944 entschloss man sich angesichts des erwarteten Eintreffens von etwa hunderttausend ungarischen Juden, die Opfer näher an die Tötungsanlagen heranzutransportieren. Man verlängerte in aller Eile die Eisenbahnlinie über die Station Oswiecim hinaus direkt bis in das Todeslager Birkenau. Dort befand sich die Rampe ganz in der Nähe der Gaskammern.

Bevor der Weg der zum Tode Verurteilten in der Todesfabrik nachgezeichnet wird, soll die Aufmerksamkeit auf die Arbeiter in dieser Fabrik gelenkt werden. Das sind die *Sonderkommandos*, zu denen die Männer gehörten, die in diesem Buch zur Sprache kommen. Neben den zahlreichen Aufsehern, Kapos, Unterkapos und Vorarbeitern, die bisweilen auch aus den Reihen der jüdischen Häftlinge rekrutiert wurden, erhielten die *Sonderkommandos* von den Deutschen besonders menschenunwürdige Aufgaben.

Eine zentrale Methode, mit der die Deutschen das Leben und Sterben in den Konzentrations- und Vernichtungslagern und zuvor in den Ghettos regelten, war die Übertragung bestimmter Vermittlungs- und Ordnungsfunktionen an ausgewählte Häftlinge. Dieser Methode lag die Erfahrung zugrunde, dass ein Häftling mit Machtbefugnissen die ihm aufgetragenen Befehle gegenüber seinen Mithäftlingen kompromisslos ausführen würde, um sein Leben zu retten. Dieses Prinzip hat seine Wirkung niemals verfehlt. Darüber hinaus gab es einen weiteren Grund für die Übertragung solcher Aufgaben an Häftlinge. Die Opfer sollten über die wahre Identität der Mörder getäuscht werden. Zorn und Entrüstung der Opfer sollten sich gegen die Vermittler richten, die doch selbst nichts anderes waren, als machtlose, passive Instrumente in den Händen der Deutschen.

Die Männer des *Sonderkommandos* wurden aus den ankommenden Transporten oder aus bereits längere Zeit im Lager anwesenden Häftlingen in einem besonderen Appell selektiert, und zwar nach dem Kriterium physischer Kraft und Stärke. Den Ausgewählten wurde nie gesagt, zu welcher Arbeit sie bestimmt waren. Manchmal benutzte man auch Lügen, um sie zu täuschen. Interessant sind die Zeugenaussagen, die den selektierenden SS-Angehörigen einen sachkundigen, professionellen Blick bescheinigen. In den meisten Fällen waren die Deutschen bei der Auswahl der «richtigen Kandidaten» für eine bestimmte Aufgabe erfolgreich. Über den Lagerkommandanten Schwarzhuber beispielsweise sagt David Szmulewski, ein Überlebender der *Sonderkommandos* aus Birkenau: «Er hatte einen guten Blick dafür». <sup>22</sup> Und Primo Levi schreibt, die »Psychologen« der SS hatten beobachtet, dass die Rekrutierung leichter war, wenn man die Kandidaten unter diesen verschreckten und desorientierten Menschen herausnahm, die die Reise zermürbt hatte und die keine Widerstandskraft mehr besaßen, also im entscheidenden Augenblick der Ankunft, als wirklich jeder Neuankömmling das Gefühl hatte, auf der Schwelle des Dunkels und des Grauens in einem nicht mehr irdischen Bereich angelangt zu sein.» <sup>23</sup>

Über die Anfänge der *Sonderkommandos* gibt es nur spärliche Informationen. Der erste Judentransport am 15. Februar 1942 kam aus Beuten in Oberschlesien. Diese Juden wurden in der Gaskammer des Stammlagers

Auschwitz mit Zyklon B getötet. Nach Zeugenaussagen mussten etwa 20 bis 25 kräftige jüdische Männer ihre Leichen aus der Gaskammer herausholen und auf einer nahen Wiese verscharren. Wenig später wurde die Vergasung von Juden nur noch in Birkenau durchgeführt.<sup>24</sup>

Die Gesamtzahl der *Sonderkommando*-Häftlinge schwankte zwischen 400 und mehr als 1.000 Männern. Als Augenzeugen des Massenmordes war auch ihr Leben immer in höchstem Grade gefährdet. Am 3. Dezember 1942 wurde die erste grosse Gruppe von *Sonderkommando*-Häftlingen im Stammlager Auschwitz vergast, nachdem sie über zweieinhalb Monate lang bei der Tötung und Verbrennung von 107.000 Juden, sowjetischen Kriegsgefangenen und polnischen Häftlingen hatte helfen müssen. Auch in der Folgezeit sind *Sonderkommando*-Häftlinge wohl regelmässig getötet worden, ohne dass sich das genau belegen liesse. Nachweisbare Vernichtungsaktionen fanden wieder am 24. Februar 1944, am 9. Oktober 1944 und am 26. November 1944 statt.<sup>25</sup>

Nach der Selektion wurden die Häftlinge in einen besonderen Block geführt. Innerhalb kürzester Zeit brachte man sie dann an ihren neuen «Arbeitsplatz». Das war der entscheidende Moment für den neuen Arbeiter der Todesfabrik. Wer den ersten schrecklichen Augenblicken, dem Anblick der toten, blutbesudelten menschlichen Körper, standhielt, der konnte auch weiterhin in den Krematorien von Birkenau eingesetzt werden. Im gesamten Spektrum der Aufgaben, die die Deutschen den Lagerhäftlingen auferlegten, gab es keine tragischere und schrecklichere als die Aufgabe der jüdischen *Sonderkommando*-Häftlinge. Mit ihren eigenen Händen mussten sie die Leichen der ermordeten Juden zur Verbrennung bringen. Während die übrigen Häftlinge in den Kommandos des Lagers manchmal ausgewechselt wurden, war ein Verlassen des *Sonderkommandos* unmöglich. Mit dem Augenblick der Selektion zum *Sonderkommando* war ihr Schicksal besiegelt. Als Wissende um den schrecklichen Mord waren sie selbst zum Tode verurteilt.

In der Selektion von Juden zur Mithilfe an der Vernichtung von Juden zeigte sich das Böse des Nationalsozialismus, der Verfall aller moralischen, emotionalen und humanen Werte, in seinem ganzen Umfang. Die Deutschen zwangen die Häftlinge zu den grausamsten Tätigkeiten, um sich selber nicht zu verunreinigen. Primo Levi schreibt dazu: «Die Erfindung und Aufstellung der Sonderkommandos ist das dämonischste Verbrechen des Nationalsozialismus gewesen. Hinter dem pragmatischen Gesichtspunkt kommen noch weitere, subtilere Gründe zum Vorschein. Mit Hilfe dieser Einrichtung wurde der Versuch unternommen, das Gewicht der Schuld auf andere, nämlich auf die Opfer selbst, abzuwälzen, so dass diesen – zur eigenen Erleichterung – nicht einmal mehr das Bewusstsein ihrer Unschuld blei-

ben würde. Es ist weder leicht noch angenehm, diesen Abgrund von Niedertracht auszuloten, aber dennoch bin ich der Meinung, dass man es tun muss; denn was gestern verübt werden konnte, könnte morgen noch einmal versucht werden und uns selbst oder unsere Kinder betreffen. Man ist versucht, den Blick abzuwenden und die Gedanken in eine andere Richtung zu lenken, aber dieser Versuchung müssen wir widerstehen. Denn die Existenz der Sonderkommandos hatte eine Bedeutung, sie enthielt eine Botschaft: Wir, das Herrenvolk, sind eure Vernichter, aber ihr seid nicht besser als wir. Wenn wir es wollen, und wir wollen es, sind wir nicht nur in der Lage, eure Körper zu vernichten, sondern auch eure Seelen, so wie wir unsere eigenen Seelen vernichtet haben.»<sup>26</sup> Primo Levi erklärt weiterhin, warum gerade Juden als *Sonderkommando*-Häftlinge eingesetzt wurden: «Dennoch ist man fassungslos angesichts diese Paroxysmus von Hinterhältigkeit und Hass: Juden mussten es sein, die die Juden in die Verbrennungsöfen transportierten, man musste beweisen, dass die Juden, die minderwertige Rasse, die Untermenschen, sich jede Demütigung gefallen liessen und sich sogar gegenseitig umbrachten. Andererseits ist verbürgt, dass nicht alle SS-Angehörigen die Massenvernichtung als tägliche Aufgabe gerne hinnahmen; das Delegieren eines Teils der Arbeit, und zwar des schmutzigsten, an die Opfer selber sollte helfen (und wahrscheinlich half es auch) – , manches Gewissen zu erleichtern.»<sup>27</sup>

Die Arbeitsplätze der *Sonderkommandos* befanden sich von März 1942 bis März 1943 an zwei Orten in einem Waldgebiet in Birkenau. Dort hatten vor der Errichtung des Lagers Birkenau kleine polnische Siedlungen gelegen. Die Deutschen hatten bei ihrem Abriss wenige Häuser übriggelassen und zwei davon u.a. durch den Einbau von Stahltüren und -fenstern zu Gaskammern umgebaut. Die zum Tode bestimmten Juden wurden in eines dieser Häuser geführt, mussten sich entkleiden, um anschliessend – wie es hiess – im benachbarten Badehaus desinfiziert zu werden. Dort warteten dann Hunderte von Menschen – eingezwängt auf engstem Raum – auf die angekündigte «Desinfektion». Die Türen wurden hermetisch geschlossen. Durch besondere Ventile in den Wänden des Gebäudes wurde von einem SS-Mann aus versiegelten Dosen das Zyklon B in den Raum geschüttet, eine kristalline Substanz, die bereits Monate zuvor im Stammlager Auschwitz auf seine tödliche Wirkung bei Menschen hin getestet worden war.<sup>28</sup> Im Kontakt mit warmer, feuchter Luft setzen die Kristalle das als «Blausäure» bekannte Giftgas frei. Der Erstickungstod tritt innerhalb von sechs bis zehn Minuten ein. Die Opfer fühlen sofort eine in den Atmungsorganen einsetzende, quälende Lähmung. In den überfüllten Gaskammern



beginnt der Todeskampf. Der Pathologe Miklos Nyiszli beschreibt das Ergebnis mit folgenden Worten: «Die Leichen liegen nicht im Raum verstreut, sondern türmen sich hoch übereinander. Das ist leicht zu erklären: das von draussen eingeworfene Zyklon entwickelt seine tödlichen Gase zunächst in Bodenhöhe. Die oberen Luftschichten erfasst es erst nach und nach. Deshalb trampeln die Unglücklichen sich gegenseitig nieder, einer klettert über den anderen. Je höher sie sind, desto später erreicht sie das Gas. Welch furchtbarer Kampf um 2 Minuten Lebensverlängerung. Ich sehe, dass Säuglinge, Kinder und Greise ganz unten liegen, darüber dann die kräftigeren Männer. Ineinander verkrallt, mit zerkratzten Leibern, aus Nase und Mund blutend liegen sie da, ihre Köpfe sind blau angeschwollen und bis zur Unkenntlichkeit entstellte. Trotzdem erkennen die Männer des Sonderkommandos häufig unter den Leichen ihre Angehörigen. Mir graut vor einem solchen Wiedersehen ...»<sup>29</sup>

Etwa 30 Meter entfernt von dem Haus, das als Gaskammer diente, waren Gruben von zwanzig Metern Länge, vier Metern Breite und drei Metern Tiefe ausgehoben worden. Zwischen den Gruben ermöglichte ein schmaler Weg die Durchfahrt von kleinen Karren. Wenn ein Vergasungsvorgang beendet war, mussten *Sonderkommando*-Häftlinge die Leichen aus der Gaskammer ziehen und auf solchen Karren zur Verbrennung in die Gruben transportieren. Dort wurden die Leichen im Wechsel mit Holzschichten übereinandergestapelt, mit Methanol übergossen und verbrannt, wobei auch das Leichenfett selbst als Brennstoff diente.

Diese erste Anlage des Massenmordes in Birkenau nannte man das «rote Haus» oder auch «Bunker I» (Das Wort «Bunker» wurde später von den *Sonderkommando*-Häftlingen zur Bezeichnung der Gaskammern benutzt). Zu ihr gehörten zwei Gaskammern, die von Anfang 1942 bis zum Frühjahr 1943 benutzt und dann abgebaut wurden. Eine zweite Anlage in einer Entfernung von nur wenigen hundert Metern wurde das «weisse Haus» oder «Bunker II» genannt. Sie wurde im Sommer 1942 in Betrieb genommen. Hier gab es vier kleine Gaskammern, die bis zum Frühjahr 1943 in Betrieb waren und dann nochmals im Mai 1944 benutzt wurden, als die grossen Transporte ungarischer Juden nach Birkenau kamen. Vier weitere Gruben mussten im September 1942 in der Nähe der Bunker I und II ausgehoben werden, um die grosse Masse der Leichen verbrennen zu können. Diese Anlagen verloren ihre Bedeutung, als zwischen März und Juni 1943 im Lager Birkenau vier neue, industriell eingerichtete Gaskammer- und Krematoriumskomplexe in Betrieb genommen werden konnten.

Die Häftlinge der *Sonderkommandos* wurden Zeugen dieser Entwicklung. Sie wurden im Bereich der Gaskammern und Verbrennungsanlagen in

Gruppen eingeteilt, denen verschiedene Aufgaben zugewiesen wurden: Die Häftlinge einer Gruppe begleiteten die Opfer zu den Entkleidungsräumen und sorgten – manchmal durch ablenkende und täuschende Erklärungen – für ihre reibungslose Überführung in die Gaskammern. Andere sammelten und sortierten die abgelegten Kleider und Besitztümer der Opfer, säuberten anschliessend die Entkleidungsräume und bereiteten sie zur Aufnahme eines neuen Transportes vor. Diese Gruppe musste später auch die Gaskammern reinigen. Eine dritte Gruppe hatte nach dem Vergasungsvorgang die Tür der Gaskammer zu öffnen, die Leichen herauszuziehen und sie zu den Verbrennungsanlagen zu transportieren. Dort wurden den Leichen vor der Verbrennung von einer vierten Gruppe die Goldzähne gezogen und die Haare abgeschnitten. Eine letzte Gruppe der *Sonderkommando*-Häftlinge schliesslich hatte die Leichen in den Gruben aufzuschichten, bevor sie von den SS-Männern zur Verbrennung entzündet wurden.

Die Deutschen waren immer darauf bedacht, den *Sonderkommando*-Häftlingen keine Gelegenheit zum Widerstand gegen die schauerlichen und demütigenden Arbeitsaufträge zu geben. Sie bedienten sich dazu einiger bewährter Methoden. Dazu gehörte das mörderische Arbeitstempo, das den Häftlingen abverlangt wurde. Jede Arbeit musste im Laufenden ausgeführt werden, wobei die Häftlinge mit Schlägen oder durch Hunde zusätzlich zur Eile angetrieben wurden. So blieb ihnen keine Zeit zum Nachdenken, sie handelten automatisch wie Maschinen. Weiterhin führten die Deutschen im Laufe der Zeit ein System der Bevorzugung der *Sonderkommando*-Häftlinge ein. Ihre Arbeitsmotivation sollte durch eine überdurchschnittlich gute Versorgung mit Kleidung und Nahrung gehoben werden. Und drittens führten die Deutschen die entscheidenden Handlungen im Mordprozess, die am ehesten hätten Widerstand hervorrufen können, stets selbst aus: den Transport der Opfer zur Gaskammer, den Einwurf des tödlichen Gases sowie das Anzünden des Feuers in den Gruben.

Der Lagerkommandant, Rudolf Höss, hat während seiner Inhaftierung in einem polnischen Gefängnis 1946/47 einen schriftlichen Bericht über die Massenvernichtung in Auschwitz verfasst. Seine Beschreibung veranschaulicht die Raffinesse der Mörder: «Es kamen nun im Frühjahr 1942 die ersten Judentransporte aus Oberschlesien, die alle zu vernichten waren. Sie wurden nah dem Bauerngehöft – Bunker I – von der Rampe über die Wiesen des späteren Bauabschnitts II geführt. Aumeier, Palitzsch (beide SS-Offiziere – der Verf.) und noch einige Blockführer führten sie und unterhielten sich mit ihnen möglichst harmlos, frugen nach Berufen und Kenntnissen, um so zu täuschen. Am Gehöft angekommen, mussten sie sich ausziehen. Sie gingen auch zuerst ganz ruhig in die Räume, wo sie desinfiziert werden

sollten. Bis dann einige doch stutzig wurden und von Ersticken, von Ver-nichten sprachen. Es entstand dann sofort eine Art Panik. Doch schnell wurden die noch draussen Stehenden in die Kammern hineingetrieben und (die Türen) zugeschraubt. Bei den nächsten Transporten wurde von Vorn-herin nach den unruhigen Geistern gefahndet und diese nicht aus den Augen gelassen. Machte sich Unruhe bemerkbar, so wurden die Unruhever-breiter unauffällig hinter das Haus geführt und dort mit dem Kleinkaliber-gewehr getötet, das war von den anderen nicht zu vernehmen. Auch das Vorhandensein des Sonderkommandos und dessen beruhigendes Verhalten besänftigte die Unruhigen, die Ahnenden.

Weiterhin wirkte beruhigend, dass einige vom Sonderkommando mit in die Räume hineingingen und bis zum letzten Moment drinblieben, ebenso blieb bis zuletzt ein SS Mann unter der Türe stehen. Wichtig war vor allen Dingen, dass bei dem ganzen Vorgang des Ankommens und Entkleidens möglichst grösste Ruhe herrschte. Nur kein Geschrei, kein Getetze. Wenn sich einige nicht ausziehen wollten, mussten schon Ausgezogene helfen oder die vom Sonderkommando. Mit gutem Zureden wurden auch Widerspenstige besänftigt und ausgezogen. Die Häftlinge des Sonderkommandos sorgten auch dafür, dass der Vorgang des Entkleidens schnell vor sich ging, damit den Opfern nicht lange Zeit zu Überlegungen blieb. Überhaupt war die eifrige Mithilfe des Sonderkommandos bei dem Entkleiden und dem Hineinführen in die Gaskammern doch eigenartig. Nie habe ich erlebt, aber auch nie davon gehört, dass sie den zu Vergasenden auch nur das geringste von dem ihnen Bevorstehenden sagten. Im Gegenteil, sie versuchten alles, um sie zu täuschen, vor allem die Ahnenden zu beruhigen. Wenn sie den SS-Männern nicht glaubten, aber den eigenen Rassegenossen (schon aus Gründen der Verständigung und auch der Beruhigung wurden die Sonderkommandos immer aus den Juden zusammengesetzt, die aus den Ländern stammten, aus denen die Aktionen gerade anliefen) glaubten sie zuversichtlich. Sie liessen sich von dem Leben im Lager erzählen und fragten zumeist nach dem Verbleib Bekannter oder Familienangehöriger aus früheren Transporten. Was die vom Sonderkommando denen alles vorlogen, mit welcher Überzeugungskraft, mit welchen Gebärden sie das Gesagte unterstrichen, war interessant.»<sup>30</sup>

Höss führt in seinem Bericht weiter aus, dass nach detaillierter Anweisung von Adolf Eichmann die *Sonderkommando*-Häftlinge selbst ermordet werden sollten, sobald der Massenmord im Wesentlichen abgeschlossen war, damit sie nicht als Augenzeugen von den Verbrechen erzählen konnten. Eine erste Gruppe der *Sonderkommando*-Häftlinge von ungefähr 300 Männern wurde am 3. Dezember 1942 hingerichtet, nachdem sie die Verbrennung von

107.000 Leichen beendet hatte.<sup>31</sup> Der Mord an den *Sonderkommando*-Häftlingen wurde in der Gaskammer des Stammlagers Auschwitz vollzogen. Dieses Schicksal ereilte auch die nachfolgenden Gruppen des Sonderkommandos.

Eichmann war es, der Höss die Anweisung von Heydrich überbrachte, man solle den Ermordeten die Goldzähne ziehen und den Frauen das Haar abschneiden. In diesem Zusammenhang erfolgte auch die Anweisung, Kranke und Gebrechliche, die nicht alleine in die Gaskammer gehen konnten, seien zu erschiessen. Weiter war die Anwesenheit von Mitgliedern des Sanitätsdienstes erforderlich, die das Gas herbeizubringen hatten, sowie die eines SS-Arztes, der den Tod der Opfer in der Gaskammer fachgerecht feststellen musste. Diese Anweisungen wurden streng befolgt.<sup>32</sup>

Durch die erfolgreichen Feldzüge der deutschen Wehrmacht in Europa erreichte die Zahl der Transporte im Verlaufe des Jahres 1942 einen Umfang, der grösser war, als man zunächst prognostiziert hatte. Die provisorischen Bunker wurden den hohen Anforderungen nicht mehr gerecht. In grosser Eile begann man gegen Ende 1942 vier neue Gebäude zu errichten, die die Vernichtung in jeder Hinsicht effektiver gestalten sollten. Alle Vorgänge der Vernichtung sollten sich nun unter einem Dach vollziehen, und die Leichen sollten auf eine zeitsparendere Weise beseitigt werden. Der Lagerkommandant von Auschwitz schreibt dazu: «Schon bei den ersten Verbrennungen im Freien zeigte es sich, dass auf die Dauer dies nicht durchzuführen sei. Bei schlechtem Wetter oder starkem Wind trieb der Verbrennungsgeruch viele Kilometer weit und führte dazu, dass die gesamte umwohnende Bevölkerung von den Juden-Verbrennungen sprach, trotz der Gegenpropaganda von Seiten der Partei und der Verwaltungsdienststellen. Es waren zwar alle an der Vernichtungsaktion beteiligten SS-Angehörigen besonders streng verpflichtet, über die gesamten Vorgänge zu schweigen. Spätere SS-Gerichtsverhandlungen aber zeigten, dass von Seiten der Beteiligten trotz erheblicher Strafandrohungen doch nicht geschwiegen wurde. Weiterhin erhob die Luftabwehr Einspruch gegen die aus der Luft weithin sichtbaren nächtlichen Feuer. Es musste aber auch nachts weiter verbrannt werden, um die eintreffenden Transporte nicht abstoppen zu müssen. Das Fahrplanprogramm der einzelnen Aktionen, das in einer Fahrplankonferenz durch das Reichsverkehrsministerium genau festgelegt war, musste unbedingt eingehalten werden, um eine Verstopfung und Verwirrung der betr. Bahnlinien zu vermeiden, insbesondere aus militärischen Gründen. Obige Gründe führten nun zu der mit allen Mitteln vorwärtsgetriebenen Planung und dem schliesslichen Bau der beiden grossen Krematorien, und 1943 zum Bau der zwei weiteren kleineren Anlagen.»<sup>33</sup>

Die vier neuen Gebäude entsprachen in den Augen der Techniker und der Initiatoren dem neuesten Stand der Todesindustrie.<sup>34</sup> Je zwei der vier Gebäude, die man als Krematorien I bis IV bezeichnete<sup>35</sup>, waren nach dem gleichen architektonischen Plan errichtet worden. Die Krematorien I und II waren grösser als die beiden anderen. In ihnen wurde der wesentliche Teil des Mordprozesses in unterirdischen Räumen durchgeführt (vgl. Abb. 2a und 2b). Die Opfer gelangten durch ein Tor auf das Gelände dieser Krematorien. Über Treppentiegen führte man sie dann in einen unterirdischen Kellerraum, in dem sie sich ausziehen mussten. Dieser Raum war wie ein Entkleidungsraum in einem öffentlichen Bad gestaltet, um die Opfer zu täuschen. Es gab Bänke an den Wänden, auf die man sich beim Entkleiden setzen konnte, und Haken an den Wänden zum Aufhängen der Kleidungsstücke. Diese waren mit fortlaufenden Nummern versehen, damit die Kleider angeblich nicht verwechselt werden konnten. In einem weiteren Täuschungsmanöver wurden die Opfer gebeten, Kleidungsstücke wie Strümpfe und Schuhe, paarweise anzuordnen, damit man sie nach dem Bade rascher wiederfinden könne.

In diesem Raum waren ständig etwa 10 bis 15 *Sonderkommando*-Häftlinge tätig. Ihre Aufgabe bestand nach Anweisung der SS-Männer darin, den Opfern zu helfen, denen das Entkleiden schwerfiel, ihre Fragen zu beantworten und andere kleine Probleme zu lösen sowie vor allem ihre Gemüter zu beruhigen und ihre Befürchtungen zu widerlegen.

In den Entkleidungsraum brachten die Juden einige Besitzstücke mit. Im Wesentlichen handelte es sich dabei um Nahrungsmittel, Kleidung und um kleine persönliche Gegenstände wie Schmuck, die sie am Körper tragen konnten. Grössere Besitzstücke, die sie in Koffern und Bündeln transportiert hatten, waren auf Anweisung der SS in den Eisenbahnwaggons zurückgeblieben. Die Menschen hatten ihren Transport in dem Glauben angetreten, sie würden «zur Neuansiedlung» in den Osten kommen. So ist es verständlich, dass einige von ihnen sogar ihr Handwerkszeug mitgebracht hatten, und viele in ihren Kleidern Wertgegenstände versteckt hielten, die sie für Stunden der Not bereit haben wollten.

Während sich die Opfer auskleideten, fanden manchmal zum Missfallen der *Sonderkommando*-Häftlinge kurze Gespräche zwischen ihnen und den Opfern statt. Die Häftlinge befanden sich in einem Dilemma. Sollten sie den Opfern die Wahrheit über ihr weiteres Schicksal sagen, oder sollten sie schweigen? Aus den vorliegenden Zeugenaussagen ergibt sich, dass die Häftlinge – von wenigen Ausnahmen abgesehen – nicht sagten, was sie wussten. Wie ist dieses moralisch fragwürdige Verhalten zu erklären? Einige Historiker der Shoah haben versucht, Antworten zu finden. So erklärt zum

Beispiel Israel Gutman, selbst ein Überlebender von Auschwitz, dass die *Sonderkommando*-Häftlinge für die Opfer unglaublich erschienen, wenn sie die unfassbare Wahrheit erzählten. In einigen Fällen fragten die Opfer dann sogar bei den anwesenden SS-Männern nach. Andere *Sonderkommando*-Häftlinge gaben an, es sei besser gewesen, wenn die Opfer nicht wussten, was sie erwartete, da ihr Schicksal doch unabänderlich feststand. Sie hielten es für ihre Pflicht und für einen Akt der Barmherzigkeit, die Opfer zu täuschen und zu beruhigen.<sup>36</sup>

Zusammenfassend kann man Folgendes sagen: Die Deutschen hatten den *Sonderkommando*-Häftlingen unter Androhung schwerster Strafen verboten, den Opfern die Wahrheit zu sagen, und die Einhaltung dieses Verbotes wurde streng überwacht. Weiterhin kamen nach Auschwitz-Birkenau Juden aus vielen Ländern, die sich aufgrund ihrer unterschiedlichen Sprachen nicht oder nur schlecht mit den *Sonderkommando*-Häftlingen verständigen konnten. Über diese Gründe hinaus gibt es noch andere Erklärungen. Die *Sonderkommando*-Häftlinge meinten – und das wohl zu recht –, dass es für die Opfer keine Chance gab, ihrem Schicksal zu entgehen und aus dem Krematorium zu entkommen. Das Gebäude war von SS-Männern umstellt und das gesamte Gelände war mit elektrisch geladenem Stacheldraht eingezäunt. Ausserhalb des Lagers standen Wachposten, und Patrouillen zogen Tag und Nacht umher. Möglicherweise identifizierten sich die *Sonderkommando*-Häftlinge während der Arbeit auch unbewusst mit der Absicht der Deutschen, den Vorgang der Entkleidung ungestört durchzuführen und die Opfer möglichst rasch in die Gaskammer zu bringen. Sie wussten aus Erfahrung, dass sich unter den Opfern Panik ausbreiten konnte, sobald ihnen die Wahrheit bekannt wurde, und dass das durch ein gewaltsames Einschreiten der SS-Männer beantwortet werden würde. Diese Gewalt hätte auch das *Sonderkommando* selbst treffen können, denn es war auch seine Aufgabe, für Ruhe und Ordnung zu sorgen.

Die *Sonderkommando*-Häftlinge führten die Opfer, nachdem sie sich vollständig ausgezogen hatten, durch einen kleinen Gang in die Gaskammer, einem weiteren unterirdischen Raum, der im rechten Winkel zum Entkleidungsraum lag und ihm in seinen Ausmassen entsprach. Die Gaskammer war so eingerichtet, dass bei den Opfern der Eindruck entstehen konnte, hier handele es sich um einen Desinfektions- oder Duschaum. Eine entsprechende Beschilderung verstärkte diesen Eindruck noch. An der Decke des Raumes war eine Reihe von Duschköpfe angebracht, an den Wänden gab es Wasserleitungen. Der Raum war hermetisch abgeschlossen und künstlich beleuchtet. Sein Fussboden bestand aus grauem Beton, seine Wände waren grauweiss getüncht. In den Raum wurden die Opfer oft unter Ge-

waltanwendung gestossen, manchmal unter Einsatz von Schlagstöcken und Hunden.

Während die Gaskammer sich füllte, blieben die Häftlinge des *Sonderkommandos* im Entkleidungsraum, um dort ihre Arbeit fortzusetzen. Dieser wurde nun ausgeräumt und gesäubert. Jede Spur, die an die Opfer erinnerte und im nächsten Transport hätte Verdacht erwecken können, musste beseitigt werden. Die Häftlinge sammelten die Kleidungsstücke der Opfer und alle anderen im Raum zurückgelassenen Gegenstände ein. Nahrungsmittel waren in allen möglichen Behältern mitgebracht worden. Mit stillschweigenden Einverständnis der deutschen SS-Männern konnten die *Sonderkommando*-Häftlinge sie an sich zu nehmen. Die restlichen Besitzgüter – hauptsächlich Wertgegenstände, die man am Körper, in den Kleidern oder Schuhen verstecken konnte – mussten den Deutschen übergeben werden. Die Kleider wurden zusammen mit den Wertgegenständen in den Bereich des zentralen Warenlagers von Birkenau gebracht, wo auch der beschlagnahmte Besitz anderer Häftlinge aufbewahrt wurde. Dieser Bereich wurde «Kanada» genannt.

Durch die Nahrungsmittel der Opfer blieben die *Sonderkommando*-Häftlinge weitgehend von Hunger und Unterernährung verschont. Ja, sie verfügten sogar über einen Überschuss an Nahrungsmitteln, den sie heimlich ihren Angehörigen und Bekannten in den anderen Teilen von Birkenau zukommen liessen. Die *Sonderkommando*-Häftlinge hatten bei den übrigen Lagerhäftlingen das Image von «gestopften und übersättigten Leuten, die nicht wissen, was Hunger ist».<sup>37</sup>

Diese Kennzeichnung, die in unterschiedlichen Quellen auftaucht, entsprach wohl weitgehend der Realität. So berichtet zum Beispiel Tadeusz Joachimowski, der Rapportschreiber des Lagerabschnitts D, in dem das Sonderkommando untergebracht war: «Als ich in den Block 3 ging und in die Stube, welche der Lagerälteste und der Lagercapo innehatten, kam, war dort ein grosser, mit weissem Leinen bedeckter Tisch aufgestellt, an welchem ungefähr zwanzig Juden aus dem *Sonderkommando* sassen. Karl Seefeld brachte Schüsseln mit ausgesuchtem Schinken, Wurst, Fischen und dergleichen Esswaren auf den Tisch, und die Herumsitzenden liessen es sich gut schmecken. Als Leckerbissen folgten noch Schokolade und verschiedenes Obst. Die Anwesenden, mit Ausnahme der Juden, suchten sich nach Geschmack Esswaren heraus und stopften sich ihre Bäuche voll. Erst als auf dem Tisch Sprit und Kognak erschien, erheiterten sich die Juden und tranken, um ihren Kummer zu beseitigen.»<sup>38</sup>

Darüber hinaus entwickelte sich auch ein Handel zwischen den *Sonderkommando*-Häftlingen und den SS-Männern, die keinen Zugang zu den

Krematorien hatten, mit Gegenständen, die man unterschlagen und nicht ins «Kanada-Lager» gebracht hatte. Es ist nur schwer verständlich, wie sich in dieser schrecklichen Welt solche Beziehungen zwischen der SS und den Häftlingen entwickeln konnten. Detailliert hat darüber der ehemalige *Sonderkommando*-Häftlinge Filip Müller berichtet.<sup>39</sup>

Während die Menschen in die Gaskammer geführt wurden, traf auf dem Hof des Krematoriums ein Wagen mit dem Zeichen des Roten Kreuzes ein. Dieser Wagen wurde «Sanka» (Sanitätskraftwagen) genannt. Es handelte sich allerdings nicht um einen Wagen des wirklichen Roten-Kreuzes. Die deutschen «Sanitäter», die ihm entstiegen, brachten die Gasdosen mit dem Zyklon B. Die Kristalle wurden durch Öffnungen in der Decke in die Gaskammer geschüttet. In den ersten Minuten danach hörten die *Sonderkommando*-Häftlinge fürchterliche Schreie aus der Kammer, die erst allmählich verstummten. Sobald alles ruhig war, konnte die «Arbeit» weitergeführt werden. Nach der Vergasung wurden die Kammern gelüftet.

Die nächste Aufgabe des *Sonderkommandos* war, die Leichen der Opfer aus der Gaskammer zu ziehen. Das war physisch und psychisch die schwerste Arbeit, sie dauerte einige Stunden. Jetzt ging es nicht mehr um lebende Menschen, sondern um Tote.

Interessante Aussagen über das psychische Befinden der *Sonderkommando*-Häftlinge sind in den heimlichen Aufzeichnungen einiger Häftlinge nachzulesen, die nach der Befreiung von Birkenau auf dem Lagergelände gefunden wurden. Dort schreibt zum Beispiel Salman Lewenthal: «Eine ziemlich grosse Rolle im Prozess des sich Gewöhnens spielte, dass man sich für gewöhnlich in der ersten Zeit nicht bei den Transporten aufhielt. Und solange die Menschen noch lebten, wurde alles von *Hunden auf zwei Beinen* mit der Hilfe von Hunden auf vier Beinen ausgeführt. Das Kommando kam nur jeden Morgen und fand die Bunker voll von vergastem Menschen sowie die Baracken voll von verschiedenerlei Gegenständen. Niemals aber traf es lebendige Menschen an. Dies hatte einen starken psychologischen (Einfluss). Es verringerte den Eindruck der Tragödie.»<sup>40</sup> Um mit ihrem grauenvollen Alltag im Krematorium, der täglichen Konfrontation mit hunderten oder tausenden von Leichen und der ständigen Gegenwart des Todes fertigwerden zu können, entwickelten die *Sonderkommando*-Häftlinge verschiedene Verhaltensweisen. Einige fielen in völlige Apathie und entfremdeten sich von allen menschlichen Werten und Gefühlen. Ihre Arbeiten führten sie in technisch-automatischer Weise durch. Andere versuchten, so weit es in ihren Kräften stand, Formen von Menschlichkeit zu bewahren und den ermordeten Opfern eine gebührende Ehrerbietung zu erweisen. Sie wollten nicht die Ehrfurcht vor dem Leben und den menschlichen Werten verlieren,



wie es bei vielen Deutschen geschehen war. Diese Haltungen werden ebenfalls in den aufgefundenen zeitgenössischen Quellen beschrieben. Leventhal führt aus: «Wir liefen unter der Drohung der Knüppel von SS-Männern, die uns beaufsichtigten. Wir hatten uns so weit vergessen, dass keiner von uns wusste, was er tat, wie er es tat und was überhaupt mit ihm vorging. Wir hatten uns soweit verloren, dass wir wie leblos waren. Angetrieben rannten wir wie Automaten, ohne zu wissen, wohin wir liefen, wozu und was wir machten. Einer schaute nicht auf den anderen. Ich weiss, dass keiner von uns ganz bei Bewusstsein war. Man dachte nicht, überlegte nicht. Es fanden sich aber auch solche ..., die unter keinen Umständen dem Einfluss bis zu dem Grade unterliegen wollten, dass es ihnen zur Gewohnheit wurde.»<sup>41</sup>

Über die psychische Belastung der Häftlinge in den Krematorien schreibt der Pathologe Nyiszli: «Eine furchtbare Arbeit, die das Sonderkommando nur in einem Zustand durchführen kann, der einer freiwilligen Aufgabe der eigenen Persönlichkeit gleichkommt und gleichzeitig von tiefster Verzweiflung begleitet ist.»<sup>42</sup>

Es gibt Berichte über sehr seltene Fälle, in denen Menschen nach der Vergasung noch Lebenszeichen von sich gaben. Über einen derartigen Fall kam es im Auschwitzprozess zu folgender Aussage: «Als wir vom Sonderkommando die Toten aus den Gaskammern herausräumten, war einmal ein Kind dabei, dessen Herz hat noch geschlagen, es war aber ohne Bewusstsein. Das Kind wurde erschossen.»<sup>43</sup>

Die aus der Gaskammer im Keller entfernten Leichen wurden mit einem Fahrstuhl ins Erdgeschoss des Krematoriums gebracht, in dem sich die Verbrennungsöfen befanden – fünf grosse Öfen mit jeweils drei Feueröffnungen, in die drei Leichen gleichzeitig geschoben werden konnten. Bevor das geschah, zogen *Sonderkommando*-Häftlinge den Toten zunächst alle Goldzähne und entfernten Zahnprothesen sowie Wertgegenstände, Schmuckketten und Ringe, die an den Körpern verblieben waren. Den Frauenleichen schnitt man das Haar ab – zur späteren industriellen Weiterverarbeitung.<sup>44</sup>

Anschliessend wurden die Leichen mit Metallstangen und anderen Hilfsmitteln in die Verbrennungsöfen geschoben. Die Öfen wurden mit Koks befeuert, und ihre Innentemperatur erreichte 800 bis 1'200 Grad Celsius. Während der Verbrennung, die zwischen 30 und 45 Minuten dauerte, kontrollierten die *Sonderkommando*-Häftlinge den Vorgang und wendeten die Körper je nach Bedarf von einer Seite auf die andere. Nach der Verbrennung waren von den Leichen im Wesentlichen Asche, aber auch Knochenreste übriggeblieben. Diese wurden von den *Sonderkommando*-Häftlingen im Hof des Krematoriums mit Metallstangen zerschlagen und zerstampft und

dann zusammen mit der Asche an verschiedenen Stellen des Lagers deponiert – auf einem Feld neben Krematorium I sowie in einer kleinen Wassergrube hinter Krematorium III. Der grösste Teil der Asche aber wurde von den *Sonderkommando*-Häftlingen unter schwerer Bewachung durch die SS mit Lastwagen zur Weichsel gebracht, die in der Nähe vorüber floss, und dort ins Wasser geschüttet.

Die Arbeitsvorgänge in den Krematorien III und IV entsprachen im Wesentlichen den gerade geschilderten Vorgängen in den Krematorien I und II. Unterschiede gab es lediglich durch die unterschiedliche Bauweise der Gebäude. Die Krematorien III und IV hatten keine unterirdischen Anlagen, so dass sich der gesamte Prozess von der Entkleidung der Opfer bis zur Verbrennung der Leichen auf einer Ebene abspielte. Darüber hinaus gab es jeweils drei Gaskammern in unterschiedlichen Grössen sowie acht Verbrennungsöfen.

Die *Sonderkommando*-Häftlinge, waren von den übrigen Häftlingen des Lagers Birkenau völlig isoliert. Die äusseren Bedingungen in den Unterkünften der *Sonderkommandos* entsprachen im Wesentlichen den Bedingungen, die im gesamten Lager herrschten. Ein Wohnblock war in vier Abschnitte eingeteilt, und für die jeweils ein Häftling verantwortlich war, dessen Funktion man als «Stubendienst» bezeichnete. Die Mahlzeiten wurden zu Beginn der Arbeitsschichten um 6 Uhr morgens, bzw. um 6 Uhr abends im Block eingenommen. Der Stubendienst war für Ordnung und Sauberkeit im Block sowie für die Herbeischaffung der Mahlzeiten zuständig. Diese *Sonderkommando*-Häftlinge blieben meistens im Block und wurden nur selten zu den Arbeiten im Krematorium herangezogen. Die Unterkünfte der *Sonderkommandos* und die Anlagen der Krematorien waren vom übrigen Lager abgetrennt. Doch die Isolation konnte trotz strenger Bewachung nicht immer aufrechterhalten werden, so dass es gelegentlich zu Kontakten zwischen den *Sonderkommando*-Häftlingen und Häftlingen aus den anderen Teilen des Lagers kam. Ab 1944 wurden die *Sonderkommando*-Häftlinge im Dachgeschoss der Krematorien I, II und III untergebracht.

Gegen Ende 1943 und Anfang 1944 wurden von einigen *Sonderkommando*-Häftlingen Vorbereitungen zu einem Aufstand getroffen mit dem Ziel, einen Befreiungsversuch aus dem Lager zu wagen. Diese subversiven Aktivitäten fanden parallel zur Widerstandsbewegung im Stammlager Auschwitz statt, deren Mitglieder jedoch ungleich günstigere Bedingungen hatten und durch polnische politische Häftlinge relativ leicht Kontakte nach draussen herstellen konnten. Den *Sonderkommando*-Häftlingen bot sich dagegen kaum eine Möglichkeit zur Organisierung von Widerstand. Sie waren isoliert und von der äusseren Umwelt abgeschnitten. Differenzen zwischen den nichtjü-

dischen Widerstandsgruppen in Auschwitz und den jüdischen *Sonderkommando*-Häftlingen in Birkenau gab es auch über den richtigen Zeitpunkt eines Aufstandes. Jeder verzögerte Tag, so sahen es die *Sonderkommando*-Häftlinge, kostete das Leben von vielen tausend Juden. Die polnischen Widerstandskämpfer jedoch zögerten den Beginn des Aufstandes immer wieder hinaus, weil sie angesichts der Erfolge und des Vorrückens der «Roten Armee» an die Möglichkeit einer Befreiung des Lagers durch die Sowjets dachten.

Die Aufstandsvorbereitungen zogen sich über etliche Monate hin. Auch darüber gibt es Berichte in den geheimen Aufzeichnungen der *Sonderkommando*-Häftlingen. Salman Lewenthal schreibt: «Wir kamen zu dem Schluss, dass wir unsere Aktion früher ausführen mussten, wenn wir noch irgendetwas im Leben vollbringen wollten. Also begann unser ganzes Kommando zu drängen, um auf diese Weise einen entsprechenden Druck auf das Lager auszuüben, damit verstanden würde, dass es höchste Zeit sei. Aber leider wurde der Termin von Tag zu Tag verschoben ... Wir begannen, unsere Mithäftlinge zur Festlegung eines Termins zu drängen, da unser Kommando schon vorbereitet war. Das war damals, als es bei uns nicht allzuviel *Arbeit* gab (...) Es gab schon nicht mehr so viele Juden zum Verbrennen. Es waren ja doch schon alle Juden aus Polen vernichtet worden.»<sup>45</sup>

Erwähnt werden sollen hier einige der Personen, die massgeblich an der Vorbereitung des Aufstandes beteiligt waren: Joseph Warszawski, Janckel Handelsmann, Leib Langfus, Isik Kalniak, Leib Panusz, Jacob Kaminski – der Oberkapo des Sonderkommandos, Chajim Neuhof und Salman Gradowski. Darüber hinaus müssen die mutigen Frauen der Munitionsfabrik «Weichsel Metall Union Werke» des Lagers Auschwitz I genannt werden, die die Widerständler mit Sprengstoff versorgten, aus dem dann Handgranaten hergestellt wurden. Es waren Ella Gartner, Regina Safirstein und Esther Wajcblum sowie Róza Robota aus dem Effektenlager und andere, deren Namen nicht mehr bekannt sind. Ein Bericht über diese Aktion findet sich bei Israel Gutman: «Jehuda Läufer und ich waren für die Aktion (zur Besorgung von Sprengstoff) verantwortlich. Ich erinnere mich noch, dass die Nazis Durchsuchungen vornahmen, als wir eines Tages dabei waren, von der Arbeit ins Lager zurückzukehrten. Derartige Durchsuchungen waren immer sehr gründlich. Wenn der Sprengstoff entdeckt worden wäre, dann wäre das für uns und für viele andere eine Katastrophe gewesen ... Ich war bleich und zitterte am ganzen Körper. Der Nazi, der mich durchsuchte, bemerkte meine Unruhe und wollte die Ursache dafür an meinem Körper finden.»<sup>46</sup> Die Durchsuchung führte zu keinen Ergebnissen. Fortan jedoch waren Gutman und Läufer beim Einschmuggeln des Sprengstoffs

noch vorsichtiger. Gutman berichtet auch davon, dass die SS während der Organisierung des Aufstandes Verdacht zu schöpfen begann. Dies führte insgesamt zu einer noch stärkeren Geheimhaltung und Konspiration unter den eingeweihten Häftlingen.

Als die jüdische Widerstandsgruppe sich entschlossen hatte, allein mit dem Aufstand zu beginnen, wurde auch hier der Termin immer wieder verschoben, da die Vorbereitungen noch nicht ausreichend erschienen. Wesentliches Ziel war es, die deutschen Wachen zu überwältigen und sich ihrer Waffen zu bemächtigen, die Unterkünfte in Brand zu setzen, die Elektrizität zu unterbrechen und schliesslich die Krematorien zu sprengen.

Am 7. Oktober 1944 kam es dann schliesslich zum Ausbruch des Aufstandes. Ausgelöst wurde er durch den Umstand, dass es immer weniger Transporte nach Birkenau gab und im Lager Gerüchte umliefen, die Deutschen würden in naher Zukunft die «arbeitslos» gewordenen *Sonderkommandos* durch Vergasung dezimieren. Der Aufstand währte nur wenige Stunden. Er begann im Hof von Krematorium III, als dort ein Appell stattfand, bei dem die Deutschen eine Selektion vornehmen wollten. Ein Teil der *Sonderkommando AÄtX:Singe*, fiel mit Äxten und Stichwaffen über die SS her, andere versuchten über den elektrischen Zaun zu fliehen, während noch andere sich an den ursprünglichen Plan hielten und die Unterkünfte mit den dort befindlichen Strohmattzen in Brand setzten. Gleichzeitig versuchten die Häftlinge von Krematorium I eine Massenflucht, wobei sie die deutschen Wachen überwältigten und den berüchtigten Kapo Karl lebend ins Feuer warfen. Sie durchschnitten den Stacheldraht und flohen in den Ort Rajsko. Dort verschanzten sie sich in einer Scheune und versuchten, sich gegen die vorrückenden SS-Männer zu wehren. Diese setzten jedoch die Scheune in Brand und ermordeten so die *Sonderkommando*-Häftlinge.

Ob die im Dachgeschoss von Krematorium III verborgenen, selbstgefertigten Handgranaten während des Aufstandes zum Einsatz kamen, ist nicht geklärt. Die Häftlinge der Krematorien II und IV konnten zu den Aufständischen keinen Kontakt aufnehmen. Die deutschen SS-Mannschaften erhielten schnell Verstärkung und wurden bald Herren der Situation. Von den *Sonderkommando*-Häftlingen aus Krematorium I überlebte nur Sol Schindel, und aus Krematorium III überlebten wohl nur die Brüder Dragon, deren Zeugenaussagen in diesem Buch nachzulesen sind. Keiner der Aufständischen konnte den äusseren Zaun des Lagers überwinden.<sup>47</sup>

Während des Aufstandes wurden drei SS-Männer getötet und 12 verletzt<sup>48</sup>, ausserdem wurde das Krematorium III mit acht Verbrennungsöfen und drei Gaskammern zerstört. Die Zahl der *Sonderkommando*-Häftlinge, die während des Aufstandes ihr Leben verloren, betrug etwa 450. Von den rest-

lichen *Sonderkommando*-Häftlingen wurden am 10. Oktober 1944 vierzehn weitere verhaftet und im Lager Auschwitz I inhaftiert, in Birkenau verblieben 198 Häftlinge. Die letzte Selektion im *Sonderkommando* fand am 26. November statt. 30 Häftlinge blieben in Krematorium IV, weitere 70 setzte man zum Abbruch der anderen Krematorien – also zur Liquidierung der Spuren des Verbrechens – ein, und die übrigen wurden getötet.<sup>49</sup>

Der Zeitpunkt des Aufstandes war schlecht gewählt worden. Eine ernsthafteste Störung der nationalsozialistischen Vernichtungsmaschinerie konnte nicht erreicht werden. Und einige Wochen nach der Niederschlagung des Aufstandes wurden die Vergasungen auf Befehl Heinrich Himmlers ohnehin eingestellt. Der Aufstand hätte also auch im Falle eines Erfolges die Ermordung unzähliger Juden durch Gas nicht mehr verhindern können. Er kam zu spät.<sup>50</sup>

Und dennoch hat der Aufstand für die Juden eine grosse Bedeutung gehabt, die bis heute nachwirkt. Hier wurde ein konkretes Zeichen des Widerstandes gegen die Vernichtung gesetzt. In dieser Hinsicht erzielten die *Sonderkommando-Häftlinge* einen glänzenden Erfolg, und ihnen gebührt eine besonderer Platz in den Geschichtsbüchern. Unter den Bedingungen der Erniedrigung und Isolation zeigten sie erstaunlichen Mut und heldenhaftes Handeln. Der Aufstand der *Sonderkommando*-Häftlinge in Birkenau muss den Aufständen im Warschauer Ghetto, in Treblinka, in Bialystok, in Sobibor und in Wilna an die Seite gestellt werden. Sie zeigten den Deutschen, dass auch die angeblichen «Untermenschen» in der Lage waren und Willen und Mut besaßen, um die Würde ihres Lebens zu kämpfen.

Die ersten Aufzeichnungen über das Leben in den *Sonderkommandos* sind von den Häftlingen selbst verfasst worden. Einige von ihnen waren sich der historischen Bedeutung von Auschwitz-Birkenau und der nationalsozialistischen Todesindustrie sehr wohl bewusst. Sie entschlossen sich, trotz der schlechten Bedingungen im Lager und der Gefahr, die damit verbunden war, ihre Erlebnisse für kommende Generationen aufzuschreiben. Ihre Aufzeichnungen, in denen sich literarisches Talent mit historischer Analyse und Interpretationsfähigkeit mit einem tiefen Sendungsbewusstsein mischt, wurden zwischen Leben und Tod in den Wohnblöcken der *Sonderkommandos* abgefasst. Nach dem Krieg wurden sie in den Ruinen der Krematorien gefunden und geben authentisch wie kaum ein anderes Dokument die Ereignisse in Auschwitz wieder. Sechs Autoren sind heute bekannt, vier davon namentlich. Es waren Chaim Herman, Salman Gradowski, Salman Lewenthal, Lejb Langfus, ein griechischer Jude und ein weiterer unbekannter Autor.

Wenigstens zwei der Autoren waren sehr religiöse Juden. Sie wurden von ihren Mithäftlingen in vielerlei Weise unterstützt. Jaacov Freimark, ein heute in Israel lebender, ehemaliger Häftling des Kommandos «Kanada», versorgte Salman Gradowski mit grobem, aus dem Einband von Zementsäcken gewonnenen Schreibpapier. Andere Häftlinge und Kapos sorgten für die nötige Freistellung der Schreiber von anderen Arbeiten. Der Stubendienst hielt eine relativ bequeme Pritsche für sie bereit und sorgte für eine gute Beleuchtung. Die *Sonderkommando*-Häftlinge zeigten also ein gutes Gespür für die historische Bedeutung der Situation und für die Notwendigkeit, der gesamten Welt die Verbrechen, die vor ihren Augen begangen wurden, zu überliefern.<sup>51</sup>

Ein Teil dieser «Auschwitz-Rollen» (Megiloth Auschwitz) ist gefunden worden, ein anderer Teil wird noch in der Erde von Birkenau vergraben liegen. Es bestehen Zweifel, ob sie noch lesbar sein werden, sollte man sie eines Tages finden. Auf jeden Fall aber stellt das existierende Material eine wichtige Primärquelle für die Geschichte der Judenvernichtung in Auschwitz-Birkenau dar.

Salman Gradowski beginnt seine geheimen Aufzeichnungen, die er selbst als «reiches Material für den Historiker» bezeichnet hat, mit den Sätzen: «Komm' zu mir, Du, glücklicher Bürger der Welt, der dort in dem Land lebt, in dem es nur Glück und Freude und Vergnügen gibt. Ich werde Dir erzählen, wie moderne, abscheuliche Verbrecher die Freude eines Volkes zur Katastrophe gewendet haben, sein Glück und sein Lebenswohlgefallen in immerwährende Zerstörung ... Komm' zu mir, Du, Bürger der freien Welt, dessen Land von einer modernen chinesischen Mauer umgeben ist, den die Klauen des sadistischen Dämons nicht ergriffen haben, der nicht gepackt und gewürgt und vernichtet wurde. Komm' zu mir, Du Bürger der freien Welt, der das Glück hatte, nicht von Angesicht zu Angesicht die grausame Herrschaft der modernen Piraten zu sehen. Ich werde Dir erzählen und Dir zeigen, wie und mit welchen Mitteln Millionen eines demütigen Volkes vernichtet wurden ... Wer weiss ob morgen bei Sonnenaufgang noch Zeugen aufstehen können für diese finstere, grausame Nacht; und nun wirst Du denken, die grosse scheckliche Zerstörung um Dich herum erfolge durch Kanonengeschütze. Sicher wirst Du denken, die grosse Vernichtung unseres Volk vollzieht sich im Kriege. Du wirst denken, die vollständige Vernichtung des Volkes Israel in Europa wurde durch eine natürliche Katastrophe verhängt, gleichermassen als ob sich durch göttliches Zeichen die Erde auftat und die hier versammelten Juden verschlingt ... Ich begleitete sie zu dem Ort, an dem sie ihren letzten Gang antraten, bevor sie für immer von der Erde verschwanden. Sie erzählten mir alles: wie sie aus ihren

Häusern vertrieben wurden, über ihr Leid und ihre Qual bis sie zu ihrem letzten Bestimmungsort kamen als Opfer des Dämons ... Ich werde Dir erzählen und mit Fakten belegen, wie die kultivierte Herrenrasse ein schwaches, wehrloses Volk vernichtete, das nicht zum Verbrechen bestimmt war – das jüdische Volk. Komm' zu mir, Bürger der freien Welt, der das Glück hatte, nicht auf die grausame Herrschaft wilder Tiere auf zwei Beinen zu treffen. Ich werde Dir erklären, mit welchen sadistischen, verschlagenen Mitteln sie über Millionen Menschen des wehrlosen, schutzlosen, verlassenen jüdischen Volkes Vernichtung gebracht haben. Komm' heute, während die Zerstörung noch im Gange ist, komm' jetzt, während die Vernichtung noch tobt, jetzt, wo der Todesengel noch unter uns umhergeht, jetzt, während die Öfen noch mit grossen Flammen brennen. Steh' auf, rühr' dich! Warte nicht, bis die Flut vorüber ist, der Himmel sich aufhellt und die Sonne wieder scheint, denn dann wirst Du staunend um Dich blicken und nicht glauben, was Deine Augen sehen. Wer weiss, ob nicht mit einem Versickern der Flut auch diejenigen verschwinden werden, die zu Augenzeugen bestimmt sind, Dir die ganze Wahrheit zu erzählen.»<sup>52</sup>

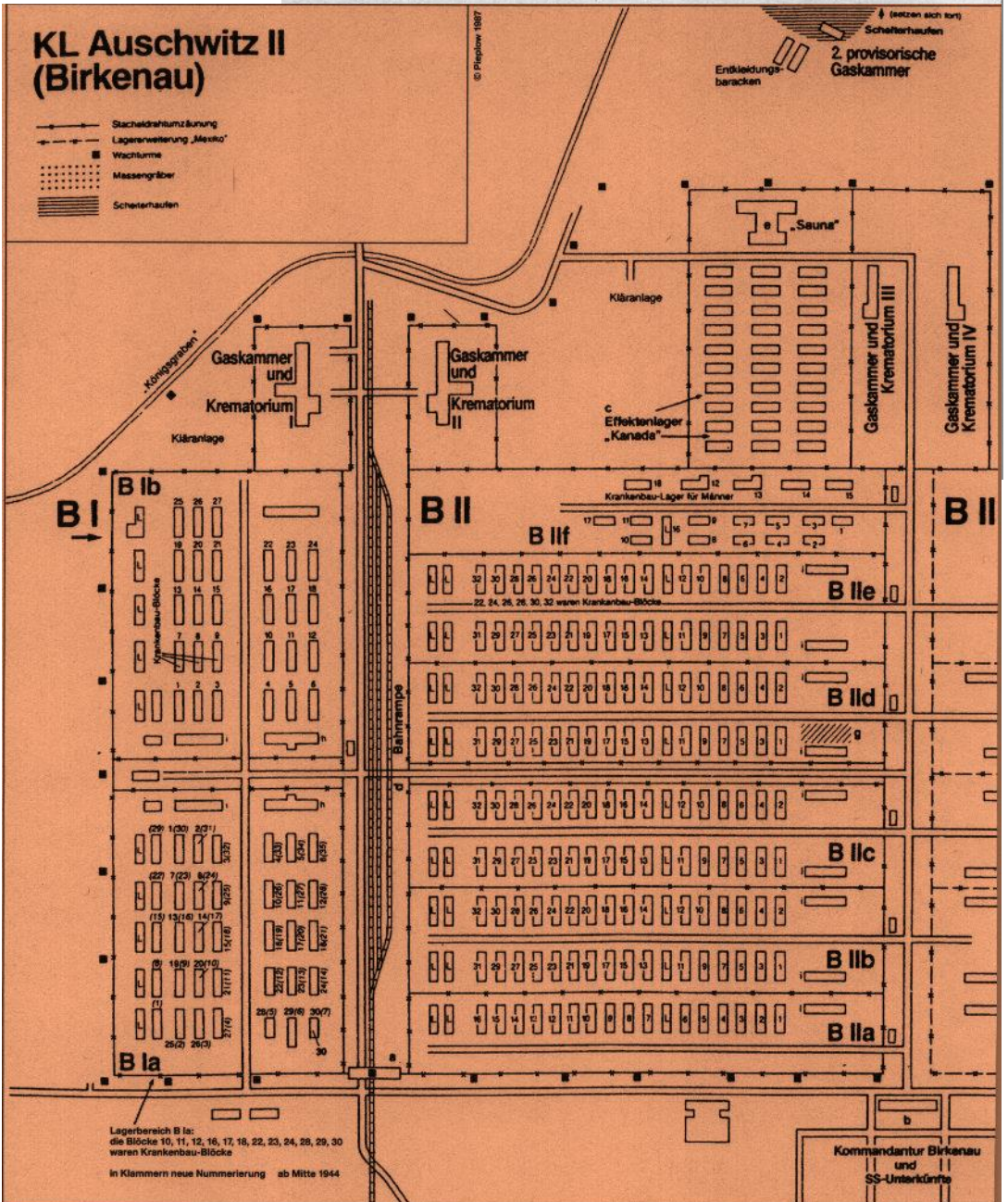
Zusammenfassend sei noch einmal gesagt, dass die Aufgaben der *Sonderkommando*-Häftlinge die schrecklichsten waren, die in Auschwitz-Birkenau von den Deutschen verlangt wurden. Juden wurden gezwungen, an der physischen Vernichtung anderer Juden aktiv teilzunehmen. Und nach der Befreiung des Lagers wurde ihnen der Vorwurf gemacht, Kollaborateure, Veräter, Denunzianten und Diener des Teufels gewesen zu sein. Mit dieser zugewiesenen Schuld mussten sie fertig werden, damit mussten sie sich auseinandersetzen. So ist es verständlich, dass die Zeugenaussagen der überlebenden *Sonderkommando*-Häftlinge bewusst oder unbewusst von Apologetik durchsetzt sind. Sie betonen immer wieder den Zwang und die Gewalt, unter denen sie ihre Aufgaben verrichten mussten, und weisen darauf hin, dass sie nicht die Möglichkeit hatten, zwischen Gehorsam und Verweigerung zu wählen. Ihr wichtigstes Ziel sei es gewesen zu überleben, um der Welt von der Shoah Zeugnis geben zu können.

Die wenigen Überlebenden der *Sonderkommandos* sagen, dass niemand richtig verstehen könne, was in Auschwitz-Birkenau geschehen sei, der es nicht selbst erlebt habe. Bei der Lektüre ihrer Augenzeugenberichte wird deutlich, dass sie darin Recht behalten.

Und dennoch muss man ihren Aussagen Gehör schenken und versuchen, sie zu verstehen, weil sie detailliert und mit einfachen, ausdrucksstarken Worten ein unvorstellbares Verbrechen schildern, dem im 20. Jahrhundert

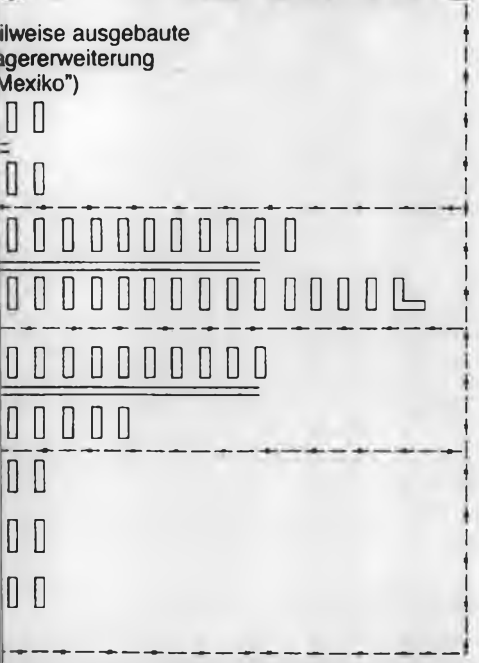
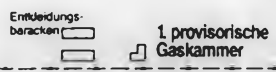
und mitten im Herzen der westlichen Zivilisation Millionen von Menschen – hauptsächlich Juden – zum Opfer fielen. Den Opfern, aber auch uns selbst und unserer Zeit sind wir die ständige Erinnerung an die Shoa schuldig. Dieses Buch wurde geschrieben, damit die Opfer durch unser Vergessen nicht ein zweites Mal getötet werden.







- a Hauptwache mit Tor
- b Kommandatur Birkenau und SS-Unterkünfte
- c Effektenlager „Kanada“
- d Bahnrampe  
(ab Mai 1944 fanden hier die Selektionen statt)
- e „Sauna“
- f Massengräber sowjetischer Kriegsgefangener
- g Hinrichtungsstelle im Lagerabschnitt B II d
- h Entlausungsbaracken B Ia bzw. B Ib
- i Küchenbaracken
- l Latrinen bzw. Waschbaracken
- 30 Block 30 – „Experimentalblock“  
Dr. Schumann im Lagerabschnitt B Ia

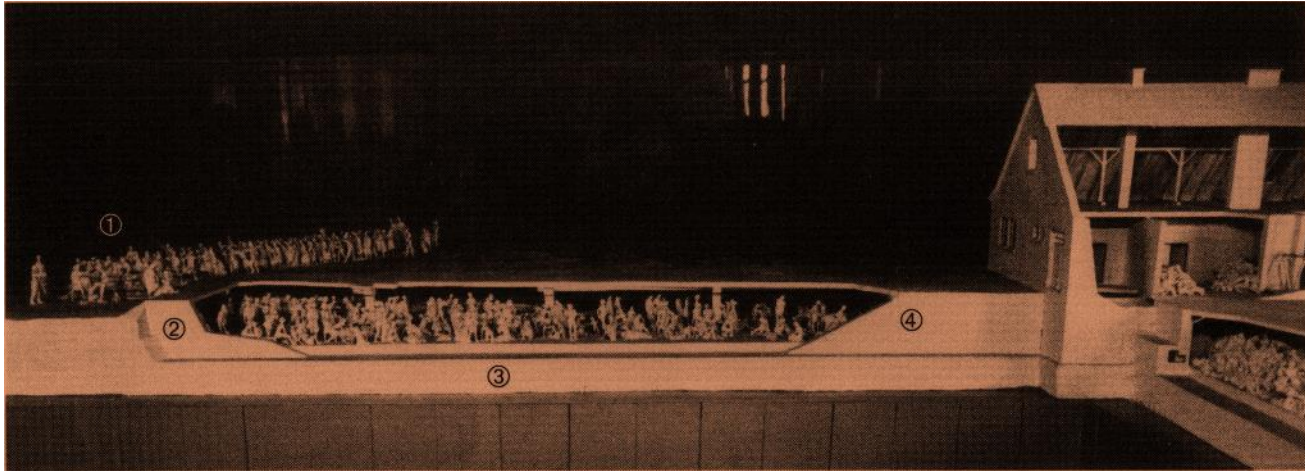


Erläuterungen zu den Lagerabschnitten in Birkenau (Belegung):

- B Ia März – August 1942 – sowjetische Kriegsgefangene und männliche Häftlinge  
August 1942 – Januar 1945 – Frauenlager
- B Ib August 1942 – Juli 1943 – Männerlager  
Juli 1943 – Januar 1945 – Frauenlager
- B IIa ab August 1943 – Quarantänelager Männer
- B IIb September 1943 – 11./12. Juli 1944 – Theresienstädter „Familienlager“
- B IIc ab Juni 1944 – Lager für jüdische Häftlinge, vor allem Frauen aus Ungarn
- B II d ab Juli 1943 – Männerlager
- B II e Februar 1943 – 2. August 1944 – Zigeunerlager
- B II f Juli 1943 – Januar 1945 – Häftlingskrankenbaulager Männer
- B III Juni 1944 – 6. Oktober 1944 – Lager für jüdische Häftlinge, vor allem Frauen aus Ungarn, in der Lagersprache „Mexiko“

Abb. 1

MODELL VON KREMATORIUM I IN AUSCHWITZ-BIRKENAU



1 Ein «Judentransport» auf dem Weg zum Krematorium  
 3 Unterirdischer Entkleidungsraum

2 Treppe zum Entkleidungsraum  
 4 Korridor zur Gaskammer

*Abb. 2a*



5 Unterirdische Gaskammer  
 7 Aufzug zum Krematorium im 1. Stockwerk  
 9 Wohnbereich des Sonderkommandos  
 11 Sonderkommando-Häftlinge bei der Arbeit

6 Öffnung zum Einwurf des Zyklon B  
 8 Die Verbrennungsöfen  
 10 Schornstein  
 12 Räume für verschiedene Zwecke, z.B. «medizinische Experimente»

*Abb. 2b*



Die Fotos wurden von Häftlingen des Sonderkommandos heimlich aufgenommen. Die Abbildungen 3 und 4 zeigen *Sonderkommando*-Häftlinge bei der Leichenverbrennung – vermutlich von ungarischen Juden – in den Gruben bei Krematorium IV. Abbildung 5 zeigt Frauen auf dem Weg von der Entkleidungs- zur Gaskammer.



II  
*Abb. 5*



*Abb. 6:* Krematorium II nach seiner Fertigstellung im Frühjahr 1943 (baugleich mit Krematorium I)



*Abb. 7:* Krematorium III im Jahre 1943 (baugleich mit Krematorium IV)



## 1. Josef Sackar: «Überleben, damit die Wahrheit ans Licht kommt»

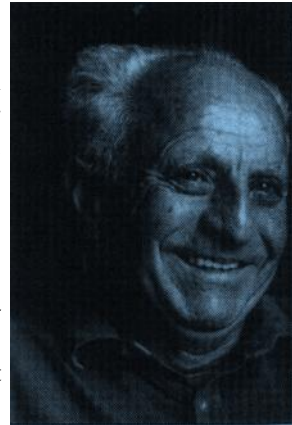
Als ich Josef Sackar – einen kleinen, schwächlichen Mann, zart an Körper und Seele – 1985 zum ersten Male traf, war ich erstaunt: Wie hat dieser Mann nur durchhalten können? War das wirklich ein Überlebender von Auschwitz-Birkenau? Was ist sein Geheimnis?

Bis heute habe ich das Rätsel noch nicht ganz entschlüsseln können. Auf jeden Fall aber ist Josef Sackar – der erste Überlebende des *Sonderkommandos*, den ich persönlich kennengelernt habe – der eindringliche Beweis dafür, dass nicht nur die Starken durchhalten und überleben können. Jeder Überlebende der Shoah hat seine eigene Rettungsgeschichte.

Josef und seine Frau Bella haben sich in Israel ein freundliches Heim aufgebaut. Man fühlt sich bei ihnen vom ersten Augenblick an zu Hause. Ein Empfang ohne falsche Gebärden, die Shoah schwebt nicht über ihren Köpfen. Wirkliche Lebensfreude durchdringt das Haus. Die Kinder, Pnina und Yehoshua, wurden in diese Atmosphäre von Einfachheit, Geborgenheit und herzlicher Liebe hineingeboren. Eine engverbundene Familie.

Selbst wenn Josef Sackar auf meine Bitten hin über seine schreckliche Arbeit im Lager erzählte, bewahrte er ein freundliches Lächeln, als ob er über andere Orte und andere Zeiten spräche. Niemals brach er während des Gespräches in Tränen aus, senkte niemals den Blick. Er versuchte nur zu erklären. Eigentlich weinte niemand der Zeugen während der Gespräche. Vielleicht weinen sie in der Nacht? Vielleicht sind ihre Tränen schon lange versiegt? Eine Antwort auf diese Frage gab Josef Sackar selbst im Verlaufe des Gesprächs: Das Tränenmeer war bereits in Auschwitz ausgetrocknet. Dort war das Weinen ein zu geringer, zu begrenzter Ausdruck für das Gefühl der Trauer und des Zornes über die Ermordung eines ganzen Volkes.

Nach jedem unserer Gespräche, die ich aufgenommen hatte, erbat sich Josef Sackar eine Tonbandkopie mit den Worten: «Nicht für mich, für die



Kinder, damit sie es wissen.» Während der Vorbereitungen zu meinem Dokumentarfilm über das *Sonderkommando* schlug ich ihm vor, 1993 mit nach Auschwitz zu fahren und sich an den Dreharbeiten zu beteiligen. Er zögerte keinen Moment. Frau und Kinder nahm er auf die Fahrt mit.

Aus der Zeit der Filmarbeiten sind mir zwei Ereignisse besonders in Erinnerung geblieben: Während wir uns in dem Entkleidungsraum der Gaskammer befanden, fragte ich ihn, ob er damals nicht zum Betrug an den Menschen beigetragen habe, die in diesen Raum kamen, wenn er ihnen sagte, sie gingen zum Duschen und zur Desinfektion. Diese Frage sollte auf das moralische Dilemma gerichtet sein und die schreckliche Realität verdeutlichen, in der sich die *Sonderkommando*-Häftlinge befanden. Er reagierte jedoch sehr erregt, und niemals habe ich ihn so zornig gesehen. Ob ich nicht wisse, dass die Deutschen genaue Anweisungen gegeben hatten, was zu sagen war, wie und wann – und dass man gegen diese Anweisungen nicht verstossen konnte, ohne sein eigenes Leben aufs Spiel zu setzen. Später merkte ich, dass ich ihm Unrecht getan hatte, und dieses Gefühl begleitet mich bis heute. Entschuldigung, Josef

Das zweite Ereignis spielte sich am Rande der Dreharbeiten zwischen Josef Sackar und Shaul Chasan ab. Auf dem Hof von Krematorium II kam es plötzlich zwischen den beiden zu einer heftigen Diskussion über einen längst vergangenen Zwischenfall aus ihrer Häftlingszeit in Auschwitz. Ohne auf die Einzelheiten der Auseinandersetzung hier näher eingehen zu wollen, wurde mir aus diesem Wortgefecht doch deutlich, wie stark das Leben der *Sonderkommando*-Häftlinge von alltäglichen Konflikten durchsetzt war, von unglaublichen Spannungen, von grosser Angst und dem Kampf ums psychische und physische Überleben.

Josef Sackar hat diesen Kampf erfolgreich gekämpft. Er verliess Birkenau mit wenigen Narben. Er trägt auf seinem linken Arm die eintätowierte Häftlingsnummer, die ihn bis zu seinem letzten Tag begleiten wird. Doch sie ist nur in seine Haut geritzt, nicht in seine Seele. Und es gibt eine nachfolgende Generation und eine Generation, die dieser Generation nachfolgt - Enkel und Urenkel werden vom Grossvater erzählen, der mehr als zehn Monate in der Hölle auf Erden überlebt und sein menschliches Antlitz nicht verloren hat.

*Herr Sackar, bitte berichten Sie ein wenig über Ihre Jugend in Griechenland!*

Ich wurde 1924 in Arta in Griechenland geboren. Dort bin ich auch aufgewachsen. In Arta gab es ungefähr 200 jüdische Familien, die sich auf zwei

Gemeinden verteilt. Es gab zwei Rabbiner – einen jungen und einen älteren. In der Stadt waren zwei Synagogen, in die man täglich zum Beten ging. Am Shabbat kamen mehr Leute zum Gebet als an gewöhnlichen Wochentagen. Wir hatten auch einen Mohel<sup>1</sup> und eine jüdische Schule mit sechs Klassen. Ich habe vier Klassen in der jüdischen Schule gelernt, dann wechselte ich in die Schule der Griechen über, bis die Deutschen kamen und uns am 24. März 1944 verhafteten. Wir führten ein ganz normales Leben. Es war ruhig und still, wie überall unter der griechischen Bevölkerung.

*Womit verdienen die Menschen in der Gemeinde ihren Lebensunterhalt?*

Die Juden in Arta lebten meistens vom Handel, aber es gab auch Handwerker, also Schmiede und Schuster und ähnliches.

*Und Ihre Eltern?*

Mein Vater war Stoffhändler. Jeden Sonntag fuhr er zwölf Kilometer in die Umgebung der Stadt und kam erst am Freitagnachmittag wieder nach Hause.

*War ihre Mutter ebenfalls berufstätig?*

Meine Mutter war Hausfrau.

*Wie viele Geschwister hatten Sie?*

Wir waren vier Geschwister – drei Töchter und ich. Zwei der Mädchen und ich wurden von den Deutschen verhaftet und nach Birkenau gebracht. Meine ältere Schwester und ihr Mann, die in einer anderen Stadt wohnten, konnten sich in den Dörfern verstecken und wurden so gerettet. Gott sei Dank, alle, alle vier Kinder, überlebten und sind jetzt hier in Israel.

*Wie sahen die Beziehungen zwischen Juden und Griechen aus?*

Die Beziehungen waren gut, und als die Juden später während der Besatzung durch die Nazis Unterschlupf in den Bergen und Dörfern suchten, haben sie von den Einheimischen Hilfe erhalten.

*Das heisst also, Juden spürten hier keinen Antisemitismus?*

Nein, bis zum letzten Augenblick merkten wir nichts von Antisemitismus.

*Sie lebten also alle still und friedlich bis zum Kriegsausbruch?*

Ja, selbst noch in den Monaten nach Kriegsausbruch, bis die Deutschen dann nach Griechenland kamen.

*Spürten Sie nach Kriegsbeginn irgendeine Veränderung?*

Nichts änderte sich bei uns, denn zuerst kamen die Italiener. Mit den Italienern trieben wir Handel, und es gab keine Probleme. Sie waren sehr menschlich und freundlich zu uns. Während der italienischen Besetzung waren wir völlig frei, niemand hinderte uns daran, so zu leben, wie wir wollten. Es gab keine Einschränkungen der Bewegungsfreiheit, auch besondere Papiere oder Erlaubnisse brauchten wir nicht. Auch als dann die Deutschen kamen, hatten wir anfangs noch keine Schwierigkeiten. Man kann sagen, dass in der Zeit, in der die Italiener und nachher die Deutschen hier ankamen, die Gemeinde ihr Leben zunächst wie immer fortsetzte.

*Legten die Deutschen der jüdischen Bevölkerung später Beschränkungen auf?*

Als die Deutschen kamen, änderte sich allmählich alles. Wir mussten Genehmigungen haben, sobald wir die Stadt verlassen wollten, und allmählich wurden uns weitere Beschränkungen auferlegt.

*Wohnten die Juden weiterhin in ihren Häusern?*

Ja, niemand verlor sein Haus, wir blieben in unseren Wohnungen und Häusern. Anfangs benahmen sie sich ganz ordentlich. Es gab keine Zwischenfälle, wie etwa das Eindringen in jüdische Geschäfte, um Waren mitzunehmen, ohne zu bezahlen. So etwas gab es nicht.<sup>2</sup>

*Das dauerte ungefähr einen Monat. Was passierte anschliessend?*

Im Verlauf eines Monats war ein Teil der jüdischen Bevölkerung von Arta in die Berge geflohen in der Hoffnung, dort Unterschlupf zu finden. Auch ich bin weggelaufen, mit zwei meiner Schwestern. Die jungen Leute liefen fort, die Alten blieben in den Häusern. Mein Vater war behindert, gelähmt, und man konnte ihn nicht von einem Ort zum anderen mitnehmen. Nachdem wir uns einen Monat in einem Dorf versteckt hatten, war uns klar, dass das so nicht weitergehen konnte, und wir kehrten zurück und wohnten wieder zusammen.

*Warum waren Sie geflohen?*

Wir liefen weg, weil wir Angst hatten. Es gab Gerüchte, die Juden würden Probleme bekommen.

*Begann in dieser Zeit die Organisation von Partisanengruppen, die Ihnen helfen konnten?*

Es gab eine Organisation, ich weiss nicht, ob man deren Mitglieder Partisanen nennen konnte; aber es war klar, dass sie irgendwie aktiv waren, dass es

sie überhaupt gab, schon während der italienischen Besatzung. Aus unserer Stadt schlossen sich nur wenige Leute der Gruppe an. Die Probleme begannen, als die Deutschen von dem Gemeindevorsitzenden eine Liste aller Juden verlangten.

*Wann war das?*

Das war Ende 1943. Genau nachdem die italienische Besatzung gefallen war, einen Monat später wollten sie eine Liste der Juden von dem Gemeindevorsteher.

*Wozu wollten die Deutschen die Liste?*

Sie wollten einfach eine Liste aller Juden mit den Adressen. Ich glaube, es ging um irgendeine Zählung der Bevölkerung, denn in unserer Stadt gab es keine Registrierung der Bewohner wie in Athen.

*Wussten Sie, wozu die Listen benötigt wurden?*

Wir wussten nichts. Es gab Gerüchte, man würde uns sammeln und in ein Ghetto stecken, aber bis zum letzten Augenblick geschah nichts Besonderes.<sup>3</sup>

*Wussten Sie, was sich in Europa abspielte – in Russland oder in Polen?*

Wir wussten nichts und hörten auch nichts. Wir hatten nur gehört, dass den Juden Beschränkungen auferlegt wurden und dass sie sich nicht mehr frei in den Städten bewegen durften. Aber über die Lager haben wir nichts gewusst.

*Konnte man bei Ihnen genug Lebensmittel bekommen, oder gab es dabei Probleme?*

Essen gab es immer, denn rundherum waren ja Dörfer, in denen man fast alles kaufen konnte: Brot, Mais, Weizen, Gemüse, alles, was man so braucht.

*Wie lange dauerte diese Situation?*

Bis zum 24. März 1944. In der Nacht kamen plötzlich die Deutschen und fingen an, uns alle nach den Listen, die sie schon in ihrem Besitz hatten, ohne Ausnahme aus den Häusern herauszuholen und mitzunehmen. Sie verhafteten uns und brachten uns in das Kinogebäude. Dort hielt man uns ungefähr zwei Tage gefangen. Danach brachte man uns auf Lastwagen nach Agrinion. In der Stadt wurden wir mehrere Tage lang festgehalten, dort nahmen griechische Kollaborateure unser Geld weg, alle Schmuckstücke und Wertsachen. Von dort brachte man uns nach Patras (Patrai), übers

Meer auf Lastwagen und später nach Athen in das Lager Haidari. Das war seinerzeit ein Lager der griechischen Armee oder ein Gefängnis, genau weiss ich das nicht mehr. Dort blieben wir bis zum 2. April 1944. Es kamen noch weitere Juden aus Preveza und Athen hinzu. Schliesslich brachte man uns am 3. April 1944 mit einem Transport in Güterwaggons nach Auschwitz. Das Rote Kreuz versorgte uns mit Lebensmitteln für die Fahrt und mit noch allerlei brauchbaren Dingen.

*Beschreiben Sie bitte die Fahrt!*

Wir fuhren in Zügen, die für den Vjehtransport bestimmt waren, furchtbar gedrängt, unter ganz elenden Bedingungen. Es gab nicht genügend Lebensmittel. Als der Zug durch Bulgarien fuhr, warfen uns Bulgaren Brot und andere Lebensmittel in die offenen Waggons, die Deutschen warfen die Brotstücke jedoch zurück.

*Fuhren Sie zusammen mit Ihrer Familie?*

Ich war zusammen mit zwei meiner Schwestern und meinen Eltern.

*Wussten Sie, dass Sie nach Auschwitz fuhren?*

Wir wussten gar nichts. Man sagte uns, wir würden in ein Arbeitslager kommen. Niemand wusste etwas, niemand versorgte uns mit Informationen.

*Erinnern Sie sich an den Tag, als Sie in Auschwitz eintrafen?*

Ich kam direkt am Vorabend des Passahfestes nach Auschwitz, am 14. April 1944.

*Zu welcher Tageszeit, erinnern Sie sich?*

Gegen Abend.

*Wie verliefen die ersten Momente in Auschwitz?*

Die Waggons wurden gleichzeitig geöffnet, und man befahl uns, schnell auszusteigen. Wir verliessen den Zug, meine Schwestern stützten unsere Mutter, ich nahm den Vater, der ja gelähmt war und nicht laufen konnte. Da kam jemand auf mich zu und sagte zu mir: «Du brauchst nicht mit ihm zu gehen, es ist überhaupt besser für Dich, wenn Du nicht mit ihm gehst»,<sup>4</sup> und noch beim Sprechen packte er mich und riss mich vom Vater los. Man schleppte Vater fort und warf ihn auf einen Lastwagen, wie einen Hund.<sup>5</sup>

*Haben Sie das mitansehen müssen?*

Ich hab's mit eigenen Augen gesehen.

*Hat er Ihnen etwas zugerufen? Hat er geschrien?*

Was hätte er schon rufen können? Er war doch schon fast siebzig.

*War ihre Mutter auch dabei?*

Ja, auch Mutter war dabei, aber nachdem wir aus dem Zug geklettert waren, habe ich sie nicht mehr gesehen.

*Was geschah dann?*

Kurz nachdem wir den Zug verlassen hatten, begann die «Selektion». <sup>6</sup> Die Eltern brachte man auf eine Seite, mich und die zwei Schwestern auf die andere. Meine Schwestern und ich wurden zur Arbeit eingeteilt. Der Rest, glaube ich, wurde noch am gleichen Tage verbrannt. Zusammen mit unserem Transport war noch ein Transport aus der Stadt Joanina, aus Trikkala und aus Volos eingetroffen. Auch diesen Transport hatte man zuerst nach



*Die letzte Etappe hin zu einem entsetzlichen Tod*

Auschwitz gebracht. Nach der «*Selektion*» brachte man sie nach Birkenau, wo sie noch am gleichen Tag verbrannt wurden.<sup>7</sup>

Uns, die wir noch auf dem Bahnsteig übriggeblieben waren, trennte man nach Frauen und Männern, machte noch einmal eine Selektion unter den Männern und brachte uns dann zu Fuss 3,5 Kilometer weiter nach Birkenau, in die Bäder, zum Duschen. Bevor wir in die Duschen kamen, tätowierten Gefangene jedem Einzelnen Nummern auf den Arm. Meine Nummer war 182739. Man rasierte uns den ganzen Körper, von Kopf bis Fuss, und brachte uns in die Quarantäne.

*Wissen Sie bis heute Ihre Nummer auswendig?*

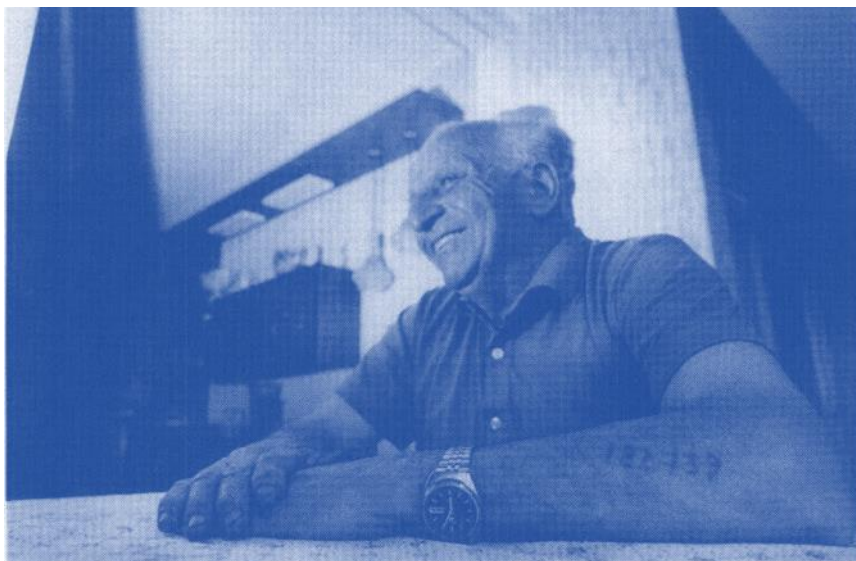
Sicher, in Deutsch und in Hebräisch: *Einbundertzweiundachtzigtausendsiebenhundertneununddreissig*. Das war dort mein neuer Name.

*Hat man Sie nie mit Namen angesprochen?*

Nein, wir hatten keine Namen, wir hatten gar nichts.

*Was geschah danach?*

Von dort brachte man uns in die Quarantäne: Abschnitt BIIa. Dort blieben wir drei Wochen.





*Wussten Sie während dieses Monats, was geschah, oder sahen sie irgendetwas?*

Wir sahen nichts ... konnten nichts sehen ... Wir waren in einem Block eingeschlossen und sahen nichts.

*Wann wurden Sie zur Arbeit im «Sonderkommando» eingeteilt?*

Eines Abends, als die ersten Transporte aus Ungarn ein trafen, machte man wieder eine Selektion und holte aus unserem Transport 200 bis 220 Griechen heraus und brachte uns in besondere Blöcke, wenn ich mich nicht irre, Nummer 11 und 13. Das waren zwei Blöcke, aus denen man nicht herauskam und von wo man auch nicht mit den übrigen Lagerinsassen reden konnte. Ich kam in den Block 13, von dort verteilte man uns auf die Krematorien.

*Erinnern Sie sich, wer die Auswahl zum Sonderkommando durchführte?*

Das war, so schien es mir, ein SS-Mann. Man sagte uns nicht, warum man diese Klassifizierungen vornahm. Man wählte uns nach dem Aussehen aus. Jeder wurde gefragt, was sein Beruf sei, und so traf man wohl die Wahl.

*Waren mit Ihnen in der Quarantäne weitere Juden aus Griechenland, die zum Sonderkommando bestimmt wurden?*

Natürlich, aber leider sind sie heute nicht mehr am Leben. Von den Juden, die gerettet wurden, erinnere ich mich an die Brüder Gabai, an Shaul Chasan, an die Brüder Venezia – einer ist jetzt in Italien, der andere in Amerika – und an den verstorbenen Leon Cohen.

*Wussten Sie, als Sie in Block 13 saßen, dass Sie zur Arbeit im Sonderkommando bestimmt waren oder nicht?*

Erst als wir bereits im Block waren, sagte man es uns.

*Wer sagte es Ihnen?*

Die älteren Häftlinge dort. Es gab eine ganze Menge von ihnen. Man erzählte uns, dass uns nichts fehlen würde, dass wir alles bekämen, Essen und dergleichen, die Arbeit aber sei schwer.

*Wussten Sie, worum es ging?*

Nicht genau, aber ziemlich schnell fand ich heraus, wovon die Rede war.

*Erinnern Sie sich an Ihren ersten Arbeitstag beim Sonderkommando?*

An den ersten Tag erinnere ich mich gut. Wir waren im D-Lager, und eines Abends brachte man uns hinter das letzte Krematoriumsgebäude, wo ich

das fürchterlichste Grauen in meinem Leben sah. An dem Abend war ein kleiner Transport angekommen. Wir mussten nicht arbeiten, wir wurden nur dahin gebracht, damit wir uns an den Anblick gewöhnten. Dort gab es ausgehobene, «Bunker»<sup>8</sup> genannte Gruben, um die Leichen zu verbrennen. Von den Gaskammern brachte man die Leichen zu diesen «Bunkern», warf sie hinein und verbrannte sie im Feuer.

*Womit? Mit welchem Material?*

Mit Holz und Verbrennungsstoff. Man zündete Holz an und verbrannte sie.

*Diese «Bunker» benutzte man nur, sofern kein Platz in einem der vier Krematorien war, nicht wahr?*

Die «Bunker» begann man zu meiner Zeit wieder zu benutzen, als die ungarischen Juden eintrafen; damals war kein Platz mehr in den Öfen der Krematorien und man setzte die «Bunker» wieder in Betrieb.

*Sie arbeiteten bei den Bunkern?*

Ich habe einen «Bunker» in Betrieb gesehen, aber dort nicht gearbeitet.

*Können Sie den «Bunker» beschreiben?*

Ja, es war eine grosse Grube, zu der man die Leichen brachte und hineinwarf. Die Gruben waren tief ausgehoben, unten am Boden hatte man Holz gestapelt. Aus den Gaskammern brachte man die Leichen hierher und warf sie in die Gruben. Die Gruben waren alle draussen, unter freiem Himmel. Es gab einige Gruben, in denen man Leichen verbrannte.

*Und Sie haben zunächst nur zugeschaut?*

Ja, nur zugeschaut.

*Erinnern Sie sich an Ihre Reaktion?*

Wie ich reagiert habe? – Verlegen. Ich dachte, ich würde verrückt werden. Ich sagte, das ist das Ende, trotzdem musste ich denken: «Wir müssen hier lebendig wieder herauskommen.» Das war mein Gefühl. Ich ging dorthin mit dem Gefühl, dass ich lebend wieder herauskommen würde.

*Glaubten Sie das von Anfang an?*

Vom ersten Tag an, als ich nach Birkenau kam, wusste ich, dass ich wieder lebend rauskommen würde.

*Wie konnten Sie das wissen?*

Das war so ein inneres Gefühl.

*Was geschah nach diesem Abend?*

Ich wurde gleich zum Krematorium III gebracht und musste dort einige Tage arbeiten.

*Wollen Sie den ersten Abend beim Krematorium III beschreiben, als Arbeiter beim Sonderkommando?*

Am Anfang haben wir nichts Besonderes gesehen. Dann brachte man uns an die geschlossene Tür der Gaskammer, und als die Tür geöffnet wurde, rief man uns zu: «Kommt her, nehmt die Leichen und werft sie in die Öfen!»

*Erinnern Sie sich, was Sie dabei fühlten?*

Ich erinnere mich sehr gut. Das kann man nicht vergessen. Diese Sache kann man unmöglich vergessen – Hunderte von Leichen.

*Dachten Sie vielleicht, Sie träumten?*

Nein, ich glaubte nicht zu träumen. Ich wusste, das war genau das, was wir mit unseren Augen sahen. Man musste die Leichen herausziehen. Wie konnte man sie mit den Händen ergreifen?! Sie waren derartig ineinander verknäult.

*Haben Sie auch Leichen herausgezogen?*

Ja, ich auch. Wir alle haben die Leichen herausgezogen.

*Haben Sie daran gedacht, wer diese Toten waren? Wussten Sie, wer diese Menschen waren?*

Menschen. Juden. Wir wussten, das waren Juden. Wir wussten, dass dies das Ende der Juden bedeutete, aber ich hatte immer das Gefühl, dass ich lebend herauskommen würde, die ganze Zeit.

*Dachten Sie am ersten Arbeitstag im Krematorium an Flucht?*

Nein, nein, das war für uns keine Möglichkeit.

*Warum?*

Es gab keinen Ort, wohin man hätte fliehen können. Man hätte sofort eine Kugel in den Kopf bekommen.

*Haben Sie dort lange gearbeitet?*

Nachdem wir drei Tage im Krematorium III gearbeitet hatten, teilte man uns alle, jeden Einzelnen, auf andere Stellen auf. Mich brachte man zum Krematorium II, dort blieb ich bis zum Schluss. Wir gingen morgens ins Krematorium und kehrten abends wieder zurück. Als die grossen Transporte aus Ungarn einer nach dem anderen eintrafen, mussten wir im Krematorium wohnen und dort die ganze Zeit bleiben. Wir wohnten oben, über dem Krematorium.

*Wie sah das Krematorium II aus?*

Ringsherum war es umzäunt, man hatten Holzhaufen aufgeschichtet, zwei Meter hoch, damit man von draussen nichts sehen konnte. Um das Krematorium war ein elektrischer Zaun. Es gab einen Eingang, durch den man in den grossen Hof gelangen konnte. Der war fast 20 Meter lang, bis zum Gebäude mit den Verbrennungsanlagen. Wir brachten die Opfer auf die linke Seite, dort waren Stufen. Man brachte sie nach unten in den Entkleidungsraum. Über dem Entkleidungsraum gab es kein Stockwerk mehr. Man ging von links hinein und dann rechts in die Gaskammer. Die war wie ein rechter Winkel gebaut – auch hier war kein Stockwerk darüber. Es gab nur vier Öffnungen, durch die die SS das Gas einwarf, um die Menschen zu töten. Es gab Deckel, mit denen die Öffnungen verschlossen wurden, so dass keine Luft eindringen konnte. Auf der rechten Seite am Eingang zu der Verbrennungsanlage waren auch Stufen, die führten aber nach oben, in die Wohnstuben der Häftlinge des *Sonderkommandos*. Nahe bei dem Winkel von Entkleidungsraum und Gaskammer, waren zwei Stockwerke – der untere Stock mit den Verbrennungsanlagen und oben die Wohnstuben. Vom Dach des Gebäudes ragte ein langer Schornstein von gut 20 Metern in den Himmel, durch den der Rauch der Verbrennungen abzog.<sup>9</sup>

*Welche Farbe hatte das Gebäude?*

Es war rot. Rote Ziegel.

*Das heisst also, von aussen konnte es keinerlei Verdacht erregen?*

Nein, es schaute aus wie eine normale Fabrik. Man konnte nichts erkennen. Ein einfaches Gebäude.

*Gab es Fenster?*

Die Wohnstuben hatten Fenster.

*Konnte man die Fenster öffnen?*

Ja.



*Krematorium III in Aktion (Ansicht von Süd- Westen). Ein Auto mit einem roten Kreuz bringt das Zyklon B, während sich eine Schlange von Menschen, die nicht mehr arbeiten können, zur Rückseite des Gebäudes bewegt. Im Vordergrund rechts ein Lastwagen, der die Kleidungsstücke der Opfer abtransportieren wird.*

*Wie sah der Hof aus? Können Sie ihn beschreiben?*

Wenn man durch den Zaun trat, war da der Hof, links und rechts – wie bei einer Villa, da ist rundherum auch immer ein freier Platz. An den Seiten gab es offene Gruben. Dort schütteten wir die Asche nach den Verbrennungen hinein. Der Hof war gross – rechnen Sie nur mal nach –, so dass da mehrere Gruben Platz hatten, in die wir die ganze Asche der Leichen hineinschütteten. Später wurde der Befehl ausgegeben, die Asche wieder aus den Gruben herauszuholen und in den Fluss zu streuen. Es gab auf dem Hof kein Gras, keine Blumen oder Bäume. Nur um den Zaun waren Bäume.

*War der Hof beleuchtet?*

Um den Zaun herum gab es starke Scheinwerfer.

*Wie kamen die Menschen von den Zügen in die Krematorien?*

In der Zeit, in der wir Griechen dort arbeiteten, kamen die Züge mit den Menschen nach Birkenau direkt bis zum Krematorium selbst. Es gab das Krematorium I und II und später auch III und IV. Es gab auch die «Bunker», die Gruben. Die Krematorien I und II lagen einander gegenüber, und der Zug kam direkt bis auf den Platz. Man holte die Menschen gleich heraus,<sup>10</sup> führte die Selektion durch und brachte sie ins Krematorium, manchmal nach I, manchmal nach II. Das hing davon ab, welches gerade leer war.

*Wer führte die Menschen nach der Selektion zum Krematorium?*

Die Deutschen, nur die Deutschen. Auch wir, als wir in Auschwitz aus dem Zug stiegen, wurden von Deutschen zu Fuss ins Lager Auschwitz II-Birkenau gebracht. Auch die, die für die Verbrennungsanlagen bestimmt waren, wurden von Deutschen begleitet.

Es gab Greise, siebzig-, fünfundsiebzigjährige, Kranke und Invaliden. Die konnten nicht laufen. Man hob sie auf ein Lastauto und warf sie nachher wie Mist herunter.

*Wenn man das Krematoriumsgelände betrat, kam man also zunächst in den Hof, nicht wahr?*

Ja-

*Sprach dort jemand mit den Menschen?*

Die SS sagte ihnen, sie sollten nach links gehen und führte sie bis zu den Treppen, die zur Entkleidungskammer führten.

*Stand jemand Wache vor der Tür, damit niemand entkam, sobald die Menschen in dem Entkleidungsraum waren?*

Wohin sollten sie denn fliehen?! Es gab keinen Ort, an den man hätte fliehen können. Ausserdem war ihnen ja alles fremd.

*Die Menschen mussten doch die Treppen hinabsteigen, nicht wahr?*

Ja-

*Hätte man auf diesem Wege nichtfortlaufen können?*

Möglich war es. Aber wohin hätten sie denn laufen sollen, es war ja alles umzäunt.

*Können Sie den Eingang beschreiben?*

Das sah aus wie ein Treppenhaus. Vom Erdgeschoss stieg man auf breiten Treppen hinunter, dann gab es eine Tür, die man schliessen konnte.

*Gingen alle gleichzeitig hinein?*

Natürlich nicht. In den Raum konnten nicht gleichzeitig 1.000 Menschen zum Ausziehen hinein.

*Also wie lief das ab?*

Man wartete in der Schlange, man ging zu dritt oder zu fünft; sie stiegen hinab, zogen sich aus, und weiter: hinabsteigen, ausziehen und weiter.

*Wohin?*

In die Gaskammer.

*Wie viele Menschen stiegen gleichzeitig hinunter?*

Jedesmal nur ein Teil. Man schloss die Tür nicht, die Tür blieb immer offen, wenn Leute kamen.

*Wie viele gingen beim ersten Mal hinein?*

Nun, die Rechnung ist einfach: fünf Meter die Stiegen, wieviele, sechs Leute?! Jedesmal stiegen sechs hinunter und sechs gingen hinein. Einer nach dem anderen der Reihe nach.

*Sobald sie sich entkleidet hatten, gingen sie in die Gaskammer, und neue kamen in den Entkleidungsraum. Das heisst also, nicht der gesamte Transport ging hinein?*

Nein, natürlich gingen nicht alle gleichzeitig hinein. Alle konnten gar nicht gleichzeitig hineingehen. Das dauerte seine Zeit.

*Wer legte das Tempo fest? Wer sagte «Jetzt seid ihr an der Reihe»?*

Man wartete einfach nicht. Die ganze Sache, um etwa 2.000 Menschen in die Gaskammern zu bringen – das dauerte rund eine Stunde, nicht mehr. So lange hat es gedauert, um sie in die Gaskammer zu bringen.

*Die Letzten in der Reihe warteten mehr als eine Stunde?*

Ja, es hing von der Grösse des Transports ab.<sup>11</sup>

*Kamen die Menschen allein, oder ging jemand mit ihnen?*

Die Deutschen brachten sie herbei, Reihe für Reihe, in Marschordnung, in Reihen von drei oder fünf.<sup>12</sup>

*Gingen die Deutschen der ankommenden Gruppe voraus oder nach, oder gingen sie in der Mitte? Wie war das?*

An den Seiten standen Deutsche mit Gewehren. Die Deutschen kamen bis zu den Treppen, warteten dort und befahlen, man müsse hinuntersteigen.

*Nachdem die Menschen die Treppen hinabgestiegen waren, waren keine Deutschen mehr da?*

Unten waren wenig Deutsche, nur auf den Treppen standen mehrere und drängten die Menschen nach unten.

*Und wo war der Rest in der Zwischenzeit? Wo warteten die Menschen, die noch nicht in den Entkleidungsraum gekommen waren?*

Oben, draussen, in den Reihen. Während einer Stunde stiegen sie langsam herab, Reihe für Reihe. Sie zogen sich im Entkleidungsraum aus und gingen weiter in die Gaskammer. Der Entkleidungsraum war wie ein Durchgang.

*Warteten die Menschen auch auf den Stufen, wenn Schnee gefallen war?*

Bei jedem Wetter – Schnee, Regen oder Hagel – sie warteten oben. Ganz langsam stiegen sie hinunter.

*Worin bestand Ihre Aufgabe dort?*

Sobald ein Transport eintraf, waren wir für die ankommenden Menschen verantwortlich. Wir mussten ihnen auf Befehl der Deutschen sagen, sie sollten sich ausziehen und in die *Duschen* gehen. Das war jedoch nicht das, was sie erwartete. Das war unsere Arbeit dort. Neben dem Entkleidungsraum war die Gaskammer, die wie ein Duschaum aussah. Nachdem die Menschen sich ausgezogen hatten und in die Duschen gegangen waren, wurden sie vergast.

*Was genau machten Sie im Sonderkommando?*

Ich war im Entkleidungsraum im Krematorium II. Dort sagte man den ankommenden Menschen: «Ihr kommt jetzt zum Duschen und zur Desinfektion,» und forderte sie auf, sich auszuziehen.

*Das befahlen Sie den Menschen?*

Blieb mir etwas anderes übrig?! Das war meine Aufgabe. Junge, Alte, Kinder, Säuglinge – alle zogen sich aus, und wir mussten sie in die *Duschen* führen. Nachdem sie in der Gaskammer waren, warfen die SS-Männer das Gas ein.

*Wo waren Sie, als die Menschen eintraten? Waren Sie schon im Entkleidungsraum oder kamen Sie erst, als alle schon drinnen waren?*



Ich war schon unten im Keller, im Entkleidungsraum. Die SS brachte sie die Treppen hinunter, und das *Sonderkommando* erwartete sie unten.

*Wo standen Sie, während die Menschen sich auszogen?*

Mitten im Raum. Ungefähr in der Mitte des Raumes, manchmal in der Mitte, manchmal vorne am Eingang, manchmal hinten. Ich musste aufpassen.

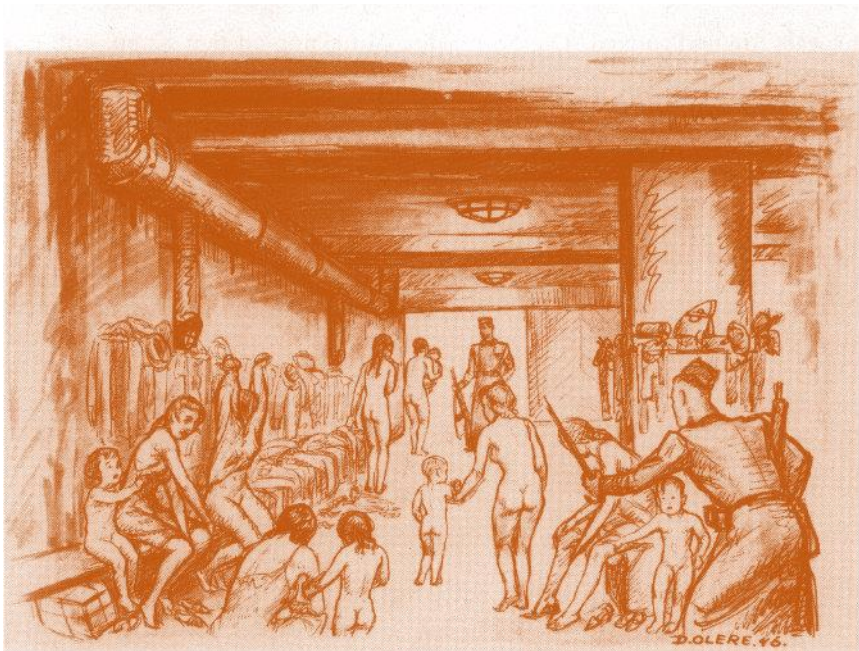
*Wovon hing das ab?*

Wie es so kam, jeder suchte sich einen Platz.

*Wieviel Männer vom Sonderkommando waren im Raum, als die Menschen hineinkamen?*

Wir waren zehn oder zwanzig im Raum, wir mussten die Leute beruhigen, ihnen sagen, sie sollten sich schnell ausziehen, und sie in die getarnten Duschen bringen.<sup>13</sup>

*Wie lange brauchten die Menschen, um sich auszuziehen?*



*Im Umkleideraum von Krematorium III*

Ungefähr eine halbe Stunde, manchmal eine Stunde, 1.500 bis 2.000 in dieser Zeit.

*Helfen Sie den Menschen auch beim Ausziehen?*

Manchmal waren alte Leute dabei, die Hilfe benötigten; ja, wenn wir hätten helfen können, dann hätten wir geholfen.

*Wussten die Menschen, dass Sie dort arbeiteten?*

Natürlich wussten die Leute das. Weil wir sie zum Ausziehen aufforderten, war den Leuten klar, dass wir dort arbeiteten.

*In welcher Sprache redeten Sie mit den Menschen?*

Ich hatte dort einige Brocken Jiddisch oder Deutsch sprechen gelernt. Jiddisch habe ich gut verstanden.

*Gehorchten die Menschen?*

Blieb ihnen etwas anderes übrig? Sie mussten gehorchen.

*Wie wussten Sie, dass ein Transport eingetroffen war? Wer sagte es Ihnen?*

Es gab Ankündigungen. Die SS machte Mitteilung an den Kapo, und der Kapo benachrichtigte uns durch die Vorarbeiter.

*Worin bestand die Aufgabe des «Vorarbeiters»?*

Er war für einen kleinen Teil unserer Gruppe verantwortlich, der Kapo war für alle verantwortlich.

*Sagte man Ihnen, aus welchem Land die Juden kamen?*

Nein, man sagte uns nicht, woher sie kamen, aber eine Zeidang kamen sie aus den Ghettos. Es kamen ganze Familien aus fast allen Ghettos – als die Deutschen merkten, dass das Ende näherrückte, begannen sie, die Ghettos aufzulösen. Lange kamen die Transporte aus Ungarn, das war in den letzten Monaten.<sup>14</sup>

*Können Sie ganz detailliert den Entkleidungsraum beschreiben? Welche Form hatte er?*

Wie ein Durchgangszimmer, ein langer Gang.

*Erinnern Sie sich, wie gross der Raum war?*

Gut 50 Meter mal 8 Meter. Das waren ungefähr die Masse. Wenn ich mich nicht täusche. Hoch war der Raum vielleicht zweieinhalb bis drei Meter. Dieser Raum war unterirdisch angelegt.

*War der Fussboden ausgelegt?*

Nein, der Fussboden war aus Beton. Auf beiden Seiten waren Bänke und Haken, auf denen man die Sachen aufhängen konnte.

*Waren die Bänke aus Holz?*

Die Bänke waren aus Holz, auch die Haken. Alles war aus Kiefernholz, genau wie in einer Garderobe. In der gesamten Länge des Raumes standen Bänke, d.h. jeder hatte genügend Platz, um sich beim Ausziehen hinzusetzen.

*Waren neben jedem Haken Nummern?*

Ja, aber die vorhandenen Haken reichten eh nur für 100 bis 150 Personen.

*Was machten die Menschen dann?*

Sie warfen die Kleider verwirrt auf den Boden auf einen Haufen.

*Gab es darüber Streit?*

Nein. Nein, man stritt nicht. Es war, wie ich gesagt habe: man ging nacheinander hinein, nicht alle auf einmal, und wir beruhigten die Leute.

*Gab es in dem Raum Licht?*

Es gab Licht von Glühbirnen und Strom. Manchmal kam ein Transport ja mitten in der Nacht an.

*Gab es in dem Entkleidungsraum einen besonderen Geruch?*

Nein, da roch nichts. Nur an manchen Tagen, wenn es besonders viele Tote gegeben hatte, und es kam noch ein Transport, dann fing es an zu stinken.

*Nahmen die Menschen, die in den Entkleidungsraum kamen, keinerlei besonderen Geruch wahr?*

Da roch nichts. Zunächst, bevor die Leute in den Entkleidungsraum gekommen waren und sich ausgezogen hatten, nahm man Wasser und wusch alles ab, denn vielleicht gab es irgendeinen Dreck. Auch in den Gaskammern war das so – sobald man fertig war, wurde alles gänzlich abgewaschen.

*Arbeiteten im Entkleidungsraum nur jüdische Gefangene?*

Ja. Zu meiner Zeit gab es ausser uns – den griechischen Juden – auch Juden aus Polen. Der Vorarbeiter war ein Jude aus Tschechien.

*Zogen die Leute sich willig aus oder leisteten sie Widerstand?*

Schauen Sie, die hatten doch keine Wahl. Natürlich mussten sie dem zustimmen. Einige schämten sich, klar, aber sie hatten doch keine andere Wahl. Viele Frauen schämten sich. Sie kauerten sich so zusammen, damit man sie nicht sehen konnte. Vergessen Sie nicht, dass viele dieser Frauen aus religiösen Häusern kamen und sich niemals vor Fremden, ja noch nicht einmal vor ihren Ehemännern ausgezogen hatten. Viele fühlten sich daher besonders erniedrigt. Und viele wussten auch, dass sie in den Tod gingen. Sie hatten ein inneres Gefühl.

*Wie konnten sie das wissen?*

Sie wussten es. Es machte sich ein Gerücht breit, sie wussten es. Was konnten sie denn tun?! Wir sagten ihnen: *«Nein, nein, ihr geht nur duschen, und nachher kommt ihr zur Arbeit.»*

*Wer hat Ihnen befohlen, das zu sagen?*

Die SS, der Kapo und der Vorarbeiter. Die Kapos waren Alteingesessene – ein bis anderthalb Jahre waren die schon beim *Sonderkommando*, und sie sagten uns, was wir sagen sollten.

*Versuchten Sie, manchmal etwas anderes zu sagen? Haben Sie versucht, manchmal den Text zu ändern?*

Da gab es nichts zu ändern. Es gab auch keinen Grund, etwas zu verändern. Sollte man sagen, dass sie dort wieder lebend herauskommen würden? Wir wollten nicht lügen.

*Zogen sich die Leute im Sitzen aus?*

Ja, im Sitzen und im Stehen. Wenn genügend Platz war, zogen sich die Leute im Sitzen aus, wenn nicht, dann standen sie und zogen sich aus. Wir sagten ihnen, sie würden ihre Kleider nach der Desinfektion wiederbekommen.

*Liess jeder seine Kleider dort zurück?*

Ja, jeder liess seine Kleider dort liegen und ging in die Gaskammer, nackt wie bei seiner Geburt.

*Sie sagten, es hätte gut eine halbe Stunde gedauert, bis alle ausgewogen waren?*

Eine halbe Stunde, manchmal eine Stunde.

*Mussten alle mit dem Ausziehen fertig sein, bevor sie in die Gaskammer gingen, oder ging derjenige, der sich schon ausgewogen hatte, weiter in die Gaskammer?*

Wer mit dem Ausziehen fertig war, wurde in die Gaskammer gebracht. Da ging man nicht zusammen hinein.

*Beschreiben Sie bitte aus Ihrer Erinnerung heraus die Gesichter der Menschen, die in den Entkleidungsraum kamen.*

Die meisten kamen ziemlich betrübt herein: die, die verstanden, was da geschah, waren entsetzt. Es gab Erwachsene, Jüngere, mit fünfjährigen Kindern, Siebenjährige, die von ihren Eltern an den Händen gehalten wurden, Zehnjährige mit Säuglingen auf den Armen.

*Warum waren sie entsetzt? Sie wussten doch nicht, wohin sie gingen?*

Sie wussten es nicht genau, aber hatten grundsätzlich ein ungutes Gefühl, bis sie in der Gaskammer merkten, dass sie in der Falle sassen.

*Spürten Sie Besorgnis unter den Leuten?*

Natürlich merkte ich das. Es gab doch viele, die sagten, sie wüssten, dass sie sterben müssen.

*Woher wissen Sie das? Haben Sie das gehört?*

Ich habe mit eigenen Ohren ein schönes Mädchen so reden hören. Sie sagte mir ins Gesicht: «Ich weiss, dass wir in einer halben Stunde alle nicht mehr leben.» Aber ich wollte sie beruhigen und sagte ihr, sie solle sich keine Sorgen machen, es werde ihr nichts geschehen, um ihr ein besseres Gefühl zu geben.

*Wie konnten Sie sie verstehen?*

Das Mädchen sprach Jiddisch.

*Und Sie verstanden Jiddisch?*

Ja. Auch heute noch verstehe ich es. Aber seit ich vor über 40 Jahren nach Israel gekommen bin, wollte ich diese Sprache nicht mehr hören.

*Woher konnten Sie Jiddisch?*

Das haben wir dort gelernt. Wir hatten keine Wahl. Wir mussten einige Wörter lernen, um die Deutschen zu verstehen. Wenn nicht, dann hätten wir ja Schläge bekommen.<sup>15</sup>

*Sie glauben also, die Leute, die in den Entkleidungsraum gekommen waren, wussten, was mit ihnen geschehen würde?*

Einige wussten sicher, was da vor sich ging. Auch im Ausland wusste man doch schon, dass die Juden ermordet wurden.

*Trotzdem sagte man ihnen, sie gingen zum Duschen.*

Man sagte den Opfern viel. Man sagte ihnen ja auch, nachher würden sie ihre Verwandten treffen, die mit ihnen angekommen waren. Ein Teil glaubte das auch.

*Wie war das Verhalten der Leute? Waren sie nervös oder eher ruhig?*

Sie hatten Angst, ganz einfach. Sie waren erschrocken. Mütter hielten ihre Kinder fest, nachher klammerten sich auch Verwandte aneinander: Brüder, Männer, Frauen. Man umarmte sich und ging zusammen weiter. Einige schämten sich. Manche bedeckten die Augen. Es gab achtzehn-, zwanzigjährige Mädchen, auch viele Alte und Kinder, zusammen mit jungen Männern. Sie schämten sich, ganz einfach. Aber sie konnten nichts machen. Alle an einem Ort, alle zusammen. Ein Teil der Leute weinte vor Scham und Angst. Es war für sie ein einziger Schrecken.

*Erinnern Sie sich, worüber die Menschen miteinander sprachen?*

Sie sprachen miteinander, aber ich konnte nicht verstehen worüber.

*Wie verhielten sich die Kinder?*

Kinder verhielten sich wie Kinder. Sie griffen nach den Händen ihrer Eltern, umarmten ihre Eltern. Was wussten die schon? Kinder wussten nichts.

*Waren viele religiöse Menschen dabei?*

Sicherlich. Viele Menschen kamen mit Hüten. Es waren auch einige Orthodoxe dabei, die kamen in ihrer ganz traditionellen Kleidung.

*Gab es Menschen, die beteten?*

Ja, viele. Ganz besonders als die Transporte aus Ungarn eintrafen. Da beteten alle. Eine Thorarolle hatten sie auch einmal mitgebracht.<sup>16</sup>

*Aber meistens waren die Menschen still?*

Ja, im Allgemeinen waren sie ruhig.

*Versuchten die Menschen, Sie anzusprechen, sobald sie sahen, dass Sie dort arbeiteten, obwohl Sie ihre Sprache nicht verstanden?*

Ja, sie versuchten mit mir zu reden, aber ich durfte mich mit ihnen nicht unterhalten. Das war das Problem.<sup>17</sup>

*Wie haben Sie reagiert? Was haben Sie getan?*

Sie standen so vor mir, genau mir gegenüber, und redeten, aber ich konnte nicht alles verstehen, was sie sagten.

*Was sagten Sie den Menschen?*

Sie sollten sich ausziehen. Was hätte ich denn sonst noch sagen können? Und dass sie zur Arbeit gehen würden, sagte ich ihnen: «*Erst duschen und von dort dann zur Arbeit.*»

*Auf Deutsch?*

Ja, auf Deutsch. Damals konnte ich das noch.

*Wurden Sie gefragt, was dort geschehen werde?*

Nein. Mich hat man im Allgemeinen nicht gefragt. Praktisch hätten wir gar nicht auf Fragen antworten können, selbst wenn man sie uns gestellt hätte. Der Vorarbeiter war ja die ganze Zeit irgendwie anwesend und auch der Kapo – also zwei Männer, die auf uns aufpassen mussten, waren immer in der Nähe.

*Und wie verhielten sich ihre Arbeitskollegen?*

Meistens hatte man keine Lust, den Mund aufzumachen.

*Erinnern Sie sich an Kollegen, die mit Ihnen beim Sonderkommando arbeiteten, nicht unbedingt nur Griechen, überhaupt – Leute, die sich gegenüber den Menschen, die da in den Entkleidungsraum kamen, hässlich oder brutal benahmen?*

Oh ja, da gab es leider auch solche.<sup>18</sup>

*Wie wurden die Opfer geschlagen, mit den Händen oder mit einem Stock?*

Mit den Händen, und die Kapos hatten meistens auch einen Stock.

*Wurden die Leute geschlagen, die sich nicht schnell genug ausziehen konnten?*

Ja, damit sie sich schneller ausziehen. Es gab alte Leute, die konnten sich nicht alleine ausziehen.

*Haben Sie jemals Juden in der Gaskammer oder im Entkleidungsraum geschlagen?*

Nein, ich habe niemals geschlagen.

*Wie fühlten Sie sich, wenn sich plötzlich alle um Sie herum auszogen?*

Wie wir uns fühlten?! Sie können sich vorstellen, wie schwierig es war. Das war kein angenehmes Gefühl, da mittendrin zu sein. Aber was hätte ich tun können?

*Hatten Sie manchmal das Verlangen, den Leuten zu sagen, dass ihnen etwas Schreckliches geschehen werde?*

Nein, ich hatte nicht den Mut, ihnen das zu sagen. Warum sollte ich sie vor dem Tod noch mehr ängstigen und ärgern?! Sie hätten sich ja nicht wehren können. Sie hatten nichts. Es waren dort Säuglinge, einen Monat alt, zwei, drei Monate, Frauen, alte Männer. Hätten die sich schützen können?

*Und sagten ihre Kollegen immer das, was man von ihnen verlangte?*

Alle sagten das Gleiche. Wir alle waren traurig, aber was hätten wir tun können. So sieht das aus.

*Haben Sie manchmal geweint?*

Oft. Nicht nur einmal. Während der Arbeit, nur ohne Tränen. Seit damals habe ich keine Tränen mehr. Dort weinten wir tränenlos.

*Ich höre von vielen Leuten, die im Sonderkommando arbeiteten, dass ihre Reaktionen ganz identisch waren. Mir ist noch niemand begegnet, der vielleicht anders gedacht hat. Wie erklären Sie sich das?*

Da gab es nichts zum Denken, das war's. Wir konnten nicht mehr denken. Wir wurden dort zu Automaten und Maschinen. Das ist aus uns geworden.

*Hatten die Menschen, die in den Entkleidungsraum kamen, Gepäck mit sich?*

Ja, Pakete, Essen, Schmuck, alles.

*Aber ich weiss, dass die Leute beim Aussteigen aus den Waggons den Befehl erhalten hatten, alles dort in den Waggons zurückzulassen.*

Richtig. Aber trotzdem nahmen sie sich Sachen mit, kleine Dinge, kleine Beutel, Handtaschen und Rucksäcke.

*Sie brachten also Sachen mit in den Entkleidungsraum?*

Ja, Pakete, Essen, alles. Es waren meist kleine Dinge, die nicht auffielen. Die Menschen trugen die Dinge bei sich, obwohl der Befehl ergangen war, alles zurückzulassen.

*Sie sagten, die Leute hätten Essen mitgebracht – warum nahmen sie gerade Nahrungsmittel mit?*

Es gab einige Gründe. Viele kamen mit kleinen Kindern, die man ernähren musste. Leute in Not nahmen auf jeden Fall etwas Nahrung mit. Auch wuss-



ten Sie nicht, ob und wann sie etwas zum Essen erhalten würden, so dass sie Vorräte einsteckten.

*Welche Nahrungsmittel haben Sie gefunden?*

Alles Mögliche! Sogar Eier, Früchte, Fleisch konnte man finden und auch Trockenfrüchte.

*Sie sagten, im Entkleidungsraum hätte es auch eine Thorarolle gegeben?*

In den Entkleidungsraum brachte man kleine Thorarollen mit. Auch Tefillin, Bücher und Gebetsmäntel.<sup>19</sup>

*Und wo liessen die Leute die Gegenstände, die sie mitbrachten?*

Im Entkleidungsraum. Nachher warfen einige von uns das alles auf einen Lastwagen draussen. Wir trugen es die Treppen hoch und verstauten es auf einem Lastwagen. Von dort brachte man es zum Kommando «Kanada». Dort nahm man alles auseinander und sortierte es.<sup>20</sup>

*Kamen jüdische Deportierte in das Krematorium, während Sie dort die Dinge aufräumten?*

Nein, keine Deportierten, nur Leute vom *Sonderkommando*. Ausser uns kamen Häftlinge vom Kommando «Kanada» und nahmen die Kleidungsstücke mit. Sobald die Menschen sich ausgezogen hatten und aus dem Entkleidungsraum fort waren, brachten wir die Sachen nach oben.

*Was taten Sie, nachdem alle aus dem Entkleidungsraum in die Gaskammer gegangen waren?*

Wir mussten im Entkleidungsraum bleiben. Wir sammelten alle Kleider zusammen und andere Gegenstände und brachten sie die Treppen hoch auf den Lastwagen draussen.

*Über die Treppen, auf denen die Menschen vorher heruntergekommen waren?*

Ja, wir brachten die Sachen wieder hoch auf die Lastwagen, die gleich neben dem Eingang zu den Treppen standen. Genau auf dem gleichen Weg.

*Welche Sachen wurden von den Leuten bevorzugt mitgebracht?*

Essen war das Wichtigste, das Teuerste.

*Und das Sonderkommando kam schliesslich in den Genuss dieser Dinge?*

Wir nahmen das dann, ja, wir litten nicht unter Nahrungsmangel. Wir waren ja im Krematoriumsgebäude und hatten daher kein Problem, alles zu

nehmen, was wir wollten. Diejenigen, die zurück ins Lager gingen, wurden am Körper durchsucht, damit sie im Lager keinen Tauschhandel trieben. Wir blieben im Krematorium und gingen nicht hinüber ins Lager. Wir trafen niemanden, abgesehen von den Leuten, mit denen wir zusammen im Krematorium arbeiteten. So konnte ich das Essen ganz einfach mit mir nach oben nehmen.

*Wo versteckten Sie das Essen, das Sie aus dem Entkleidungsraum mitnahmen?*

In den Taschen. Sehen Sie, wegen der Essenssachen gab es mit den Deutschen keine Probleme. Auch wenn man Kleidung mitnahm, entstand uns kein Problem. Das grosse Problem für die SS waren die Wertsachen. Die durften wir nicht mitnehmen.

*Teilten Sie die gefundenen Nahrungsmittel miteinander, zum Beispiel mit den Freunden, die bei den Öfen arbeiteten?*

Nein. Die hatten auch stets genug zu essen. Die hatten ja auch Zeit, herunterzukommen und sich selbst Essen zu holen, während man die Leichen aus der Gaskammer herausholte.

*Was gab es noch in dem Gepäck, in den Paketen?*

In den Kleidern war oft Schmuck versteckt, Juwelen, viele Sachen waren dort versteckt, die die Leute in der Not mitgenommen hatten.

*Mussten Sie alle diese Dinge den Deutschen übergeben?*

Ja, natürlich. Bevor wir die Gepäckstücke übergaben, hatten einige vom *Sonderkommando* Zeit zum Suchen. Ich habe niemals etwas Wertvolles gesucht. Ich habe niemals etwas mitgenommen. Essen, das ja.

*Fragten die Deutschen Sie nicht nach Gold oder nach Juwelen?*

Was gab es da zu fragen? Es war uns verboten, etwas zu nehmen. Wenn man jemanden erwischt hätte, dann hätte es Schläge gegeben, oder man hätte ihn gleich umgebracht.

*Und Ihre Freunde – haben Sie gesehen, wie ihre Freunde Juwelen suchten?*

Die suchten ziemlich viel, ja, sehr viel.

*Was machte man damit?*

Damit trieb man Geschäft. Man nahm Zigaretten, man tauschte dies und jenes. Ein richtiges Geschäft konnte man damit machen.

*Mit wem trieb man Geschäft?*

Es gab Geld. Die «Grossen» hatten immer Geld und konnten handeln.<sup>21</sup>

*Mit wem?*

Mit den polnischen «Gojim»,<sup>22</sup> die im Lager arbeiteten. Die «Gojim» machten das Geschäft – nahmen das Gold und brachten dafür Essen und allerlei andere Dinge, die wir bestellten.

*Wie lange brauchte man, um den Entkleidungsraum aufzuräumen und die Kleider fortzuschaffen?*

Eine bis anderthalb Stunden, nicht länger. Für diese Arbeit brauchte man viele Leute. Dann kamen fast alle zwanzig Männer aus dem *Sonderkommando*, die unten arbeiteten.

*War die Arbeitsschicht beendet, sobald die Entkleidungskammer aufgeräumt und die Kleiderfortgeschafft waren?*

Dann waren wir fertig. Langsam öffnete man die Entlüftungslöcher oben, um das Gas herauszulassen, später öffnete man auch die Tür der Gaskammer. Wir waren weit weg, damit das Gas uns nicht angreifen konnte.

*Wir wollen jetzt hier erst einmal eine Pause machen, und ich möchte Sie bitten, über die Bedingungen zu erzählen, die beim Sonderkommando herrschten. Wie sah ihr Tagesablauf beim Sonderkommando aus?*

Man arbeitete in zwei Schichten – eine Tages- und eine Nachtschicht, und alle 12 Stunden war Wechsel.

*viele Pausen hatten Sie während der zwölf Stunden?*

Es gab eine Mittagspause, eine am Morgen zum Tee. Meistens kamen wir überhaupt nicht zum Essen. Nach der Arbeit haben wir gegessen. Wir hatten ja auch das Essen, das die Leute aus den Transporten mitgebracht hatten. Die hatten Essen bei sich – was man sich nur denken kann – selbst Orangen und Rosinen.

*Erhielten Sie ausser den Lebensmitteln, die Sie sich aus dem Entkleidungsraum mitnahmen, noch weitere Nahrung?*

Ja, wir erhielten Essen wie alle gewöhnlichen Gefangenen: Lagersuppe am Mittag, ein Stück Brot und Margarine, manchmal etwas Fleisch am Abend, wenn man keine Margarine bekam.

*Assen Sie das Essen, das Ihnen vorgesetzt wurde?*

Wenn wir nichts anderes zum Essen hatten, assen wir das. Hatten wir etwas Besseres, was sättigender war, dann assen wir nicht, was man uns vorsetzte.

*Sie hungerten dort also nicht?*

Während dieser gesamten Zeit – von April bis Mai, also bis zur Befreiung, ein gutes Jahr –, litt ich nicht sehr unter Nahrungsmangel.

*Wo schliefen Sie?*

Wir hatten oben über den Krematorien Räume.

*Gab es dort richtige Betten?*

Ja, Betten, mit Matratzen.

*Hatten Sie Decken?*

Es gab Decken und auch Kopfkissen. Die Matratze war aus Stroh, aber wir konnten sie mit Kleidungsstücken beziehen. Wir hatten alles, uns fehlte nichts – weder Kleider, noch Essen oder Schlaf. Wir litten nicht unter Hunger oder Schlaflosigkeit, wir hatten Kleider und Schuhe während der ganzen Zeit. Natürlich hatten nur wir vom *Sonderkommando* diese Vergünstigungen, alle anderen konnten davon nur träumen. Die Bedingungen in unserem Block waren ausgezeichnet. Wir hatten Wannen zum Baden im Krematorium und in unseren Blöcken im Lager. Im Krematorium hatten wir ein Bad auf dem Stockwerk der Wohnstuben. Auch Toiletten hatten wir im Block.

*Hatten Sie Uniformen? Womit kleideten Sie sich?*

Wir trugen normale, zivile Kleidung.

*Welcher Art?*

Gewöhnliche Kleider. Wir nahmen auch von «Kanada» Kleider weg.

*Waren die Kleider mit einem besonderen Zeichen versehen?*

Ja, mit einem roten Kreuz hinten und vorne und unserer Häftlingsnummer.

*Mussten Sie zum Appell antreten?*

Sicher, während des Schichtwechsels fanden im Hof Appelle statt. Der Hof war nach aussen abgeschlossen. Der Verantwortliche, der SS-Mann, führte den *Appell* durch. Beim *Appell* mussten wir unsere Nummer laut auf

Deutsch sagen, und man zählte uns, um zu sehen, dass niemand entkommen war.

*Was geschah, wenn jemand von Ihnen krank war?*

Selbst wer hohes Fieber hatte, wagte nicht, dies dem SS-Mann zu sagen. Wir versuchten einander zu helfen, damit die Deutschen nicht merkten, wenn jemand von uns krank war. Jeder musste morgens zur Arbeit antreten, selbst wenn er vorher mit Stockprügel bestraft worden war.

*Was machten Sie nach der Arbeit?*

Wir gingen schlafen. Wenn man was zum Essen zubereiten musste, machten wir das. Essen und schlafen.

*Gab es eine Stunde, zu der Sie das Licht in den Räumen löschen mussten?*

Nein. Fast die gesamte Nacht brannte das Licht im Flur.

*Wie sah Ihre Beziehung zu den Deutschen aus? Welche Art von Beziehung hatten Sie? Sprachen die Deutschen mit Ihnen?*

Da gab es überhaupt keine Beziehung – nur mit dem Kapo und dem Vorarbeiter. Sie erhielten die Anweisungen, was zu tun war, und gaben die Anweisungen an uns weiter.

*Sie sprachen überhaupt nicht mit den Deutschen?*

Nein, überhaupt nicht. Ich persönlich sprach nicht mit den Deutschen.

*Sie wurden niemals angesprochen?*

Nur wenn morgens unsere Nummer aufgerufen wurde, mit der Nummer. Wir antworteten stets mit „Ja“.

*Sprachen die Deutschen mit dem Kapo?*

Natürlich sprachen die mit dem Kapo. Er war für die Durchführung der Arbeit persönlich verantwortlich.

*Erhielten Sie von den Deutschen Schläge?*

Ja, ich habe Schläge bekommen.

*Welcher Art – schwere Schläge?*

Es gab Leute, die bekamen härtere Schläge. Von einem SS-Offizier erhielt ich Schläge im Nacken, im Krematorium, weil ich meinen Schwestern Brot zuwerfen wollte: uns gegenüber im Krematorium I, auf der anderen Seite

des Zauns, war das Frauenlager, dort waren meine Schwestern. Einmal ging ich dorthin, um ihnen etwas Essen zuzuwerfen. Dabei wurde ich von der SS erwischt. Ich erhielt Schläge auf den Nacken. Ich dachte, ich wäre tot. Als ich in die Hütte zurückkam, war dort zufällig einer der polnischen Juden. Der nahm kaltes Wasser und legte mir während der ganzen Nacht Umschläge auf. Er war ein religiöser Jude, den man kaum zur Arbeit nahm.<sup>23</sup>

*Trieben die jüdischen Vorgesetzten Sie während der Arbeit an?*

Der Kapo und der Vorarbeiter waren für uns verantwortlich. Wenn wir nicht nach ihren Vorstellungen arbeiteten, erhielten wir Schläge. Leute, die nicht gut genug arbeiteten, wurden vom Kapo und Vorarbeiter auch verprügelt. Beide waren Juden. Ich erhielt Schläge von den Vorarbeitern L.P. und B.M. Der erste schlug mich mit einem Stock. Aber er bekam auch von oben kräftig was ab.<sup>24</sup>

*War er nur über Sie ärgerlich, oder auch über die Leute bei der Gaskammer?*

Auch über andere Leute. Sehen Sie, die mussten sich irgendwie den Deutschen gegenüber beweisen. Das hiess nicht immer, dass sie auch so sein wollten.

*Warum mussten sie so vorgehen?*

Wenn man auf uns keinen Druck gemacht hätte, dann wären wir mit der Arbeit nicht fertig geworden.

*Wieviele SS-Männer waren beim Krematorium II?*

Nicht viele, weniger als zehn.

*Einige Sonderkommando-Häftlinge sagten mir, es hätte dort auch einen SS-Mann aus Holland gegeben. Ist das richtig?*

Bei allen vier Krematorien arbeiteten einige SS-Leute aus Holland. Im Krematorium II war ein Holländer der SS. Er war sehr still, machte keine Probleme. Bei den anderen Krematorien waren weitere Holländer.

*Wer gab den Leuten den Befehl, in die Gaskammer zu gehen, nachdem sie sich ausgewaschen hatten?*

Die Deutschen haben den Befehl ausgesprochen. Wir sagten ihnen, sie sollten in die Duschen gehen, zum Waschen. Wenn sie dorthin gingen, fingen sie an zu weinen. Frauen, Kinder, alle die dort hineingingen, fingen an zu weinen.

*Woher wissen Sie das?*

Das sah man – die Türen waren ja noch offen, bis alle Leute in der Gaskammer waren. Oben in der Decke waren die «Duschen». Die Menschen dachten, sobald sie im Raum waren, würde man die Duschen aufmachen zum Waschen.

*Sind Sie sich sicher, dass Männer und Frauen ständig zusammen waren? Gab es keine Trennung?*

Ich bin mir ganz sicher. Ich sehe das noch ganz genau vor meinen Augen. In die «Duschen» brachte man ganze Familien zusammen.

*Gingen Familienangehörige zusammen?*

Ja, und manchmal umarmten sie sich auch in der Gaskammer. Oft war es schwierig, sie nach der Vergasung zu trennen, um die Leichen herauszubringen. Das war ein grosses Problem.

*Wollten die Familienangehörigen auch unter den Duschen beisammen bleiben?*

Ja. Alle Familienangehörigen stellten sich dort drinnen zusammen auf. Es gab nur wenig Platz, und die Leute mussten sich sehr drängen.

*Das heisst, dass Frauen, Männer und Kinder auch gemeinsam in die Gaskammer gingen?*

Frauen, Kinder, Männer. Sie hielten sich aneinander fest. Die Kleinkinder nahmen die Mütter mit sich, an der Brust, zusammen gingen sie in den Tod.

*Kam es vor, dass eine Mutter zu Ihnen kam und versuchte, Ihnen ihr Kind zu geben, um es zu retten?*

Nein, das ist niemals passiert.<sup>25</sup>

*Wie war der Übergang vom Entkleidungsraum in die Gaskammer? Können Sie das beschreiben?*

Vom Entkleidungsraum hin zur Gaskammer lief ein «Korridor», durch den man ging, und an der Seite war der Raum mit den «Duschen» – die Gaskammer. Genau gegenüber der Tür zum Entkleidungsraum war ein Aufzug, und neben dem Aufzug war die Tür zur Gaskammer. Alles war unterirdisch.

*Fingen die Menschen an, Fragen zu stellen, wenn sie von einem Raum in den anderen gingen?*

Nein. Es wurde nichts gefragt, ich habe nichts gehört. Alles musste ja so schnell gehen. Da blieb keine Zeit.

*Hielten die Menschen auf dem Weg in die Gaskammer nichts in den Händen?*

Nichts. Sie waren völlig nackt.

*Und sie durften ja auch nichts mitnehmen?*

Natürlich war das verboten. Sie konnten nichts mitnehmen. Viele wollten Sachen mitnehmen, aber man liess das nicht zu.

*Shaul Chasan,<sup>26</sup> der auch beim Sonderkommando arbeitete, erzählte mir, dass es Menschen gab, die sich nicht gänzlich ausziehen wollten. Hat man ihnen das erlaubt?*

Ich habe niemanden mit Kleidern in die Gaskammer gehen sehen.

*Erinnern Sie sich an die Gesichter der Menschen, die in die Gaskammer gingen?*

Ich konnte in ihre Gesichter blicken. Es war sehr schwer. Aber daran kann ich mich nicht mehr erinnern. Ich wollte die Gesichter auch nicht in Erinnerung behalten.

*Ich frage, weil ich wissen möchte, ob Sie nicht irgendein Gefühl hatten, das Sie daran hinderte, den Menschen in die Augen zu schauen, denn Sie hatten sie ja angelogen ...*

In die Augen habe ich ihnen nicht geschaut. Ich habe mich immer bemüht, ihnen nicht in die Augen zu schauen, damit sie nichts merkten.

*Damit sie nicht merkten, dass Sie nicht die Wahrheit gesagt hatten?*

Ja. Alles Lügen, was man denen dort erzählte. Alles war Lüge, was wir sagten. Wir sagten, sie gingen zum «Duschen», würden nachher neue Kleider bekommen und Essen. Aber alles – war gelogen.

*Haben Sie die Menschen in der Gaskammer gesehen?*

Ja. Sie standen eng aneinandergedrückt in der Kammer.

*Wer sagte ihnen, wo sie stehen sollten?*

Zuerst standen sie in einigem Abstand voneinander, je voller der Raum wurde, desto dichter drängten sie sich zusammen.

*Wurden diejenigen, die da zusammengedrängt wurden, nicht böse über die Enge?*

Sie wurden schon zornig, aber welche Wahl hatten sie? Sie wollten alles schnell hinter sich haben.



*Und dann? Was geschah, nachdem die drei Letzten mit dem Ausziehen fertig waren?*

Sie gingen auch hinein. Danach trugen wir alles zusammen und verluden es auf die Lastwagen zum Abtransport. Es kamen deutsche Lastwagen, um die Beute abzuholen.

*Gab es Licht in der Gaskammer?*

Es gab eine Beleuchtung. In der Gaskammer waren auch vier Pfeiler mit Gittern drumherum, in die man von oben das Gas warf.

*Wo standen diese Pfeiler?*

In der Mitte des Raumes. Mitten in der Gaskammer. In der Mitte zwischen den zwei Raumteilen. In der Mitte des Zimmers, der Länge nach, zwei in jedem Raum.

*Durch diese Pfeiler warf man das Gas ein?*

Ja. Von oben warfen Deutsche das Gas ein, als unten alle auf die Dusche warteten.

*Wollen Sie diese Pfeiler beschreiben – wie sahen sie aus?*

Das waren viereckige Pfeiler und drum herum war ein Gitter. Kein Betonpfeiler, sondern ein Pfeiler mit einem Gitter. Oben war ein Deckel. Man öffnete den Deckel und warf das Gas ein. Es waren Würfel, grüne Gaswürfel.

*Waren diese vier Pfeiler aus Eisen?*

Eisen, aus Metall, ein Metallgitter. Das war kein Betonpfeiler. Das waren eckige Pfeiler mit einem Gitter drum – kein Beton, die Pfeiler waren durchlöchert.

*Wie gross war die Öffnung, durch die man das Gas in die Zelle warf?*

Gut 35 Zentimeter im Viereck.

*Sahen die Menschen, die in die Gaskammer kamen, diese Pfeiler? Merkten sie etwas?*

Sie wussten von Anfang an nichts, und auch von oben konnten sie nichts sehen, denn die Öffnung war verschlossen. Alle waren sehr apathisch. Die Leute konnten in der kurzen Zeit nicht alles untersuchen, was sie dort umgab.

*Gab es zwei Gaskammern im Krematorium II?*

Es gab eine Gaskammer, die in zwei aufgeteilt werden konnte. Wenn ein kleiner Transport von 200, 300 oder 500 Leuten kam, öffnete man den einen Raum und schloss die Tür in der Mitte, die in die Verlängerung des Raumes führte.

*Man konnte die Gaskammer also unterteilen.*

Ja, wie ein Zimmer in einem Haus mit einer Durchgangstür in der Mitte von Zimmer zu Zimmer.

*Eine Schiebetür?*

Nein, eine hermetisch abgeschlossene Tür.

*Durfte man in die Gaskammern etwas mitnehmen?*

Nein. Nur was man verstecken konnte natürlich. Aber was konnte man schon verstecken? Zum Beispiel – Gold, oder Geld, oder Dollars. Sachen durften auf keinen Fall mitgenommen werden. Zum Beispiel gab es Dollars in Goldmünzen, die nahmen viele Leute in den Mund und gingen in die Gaskammer.<sup>27</sup>

*Und die Deutschen fanden das später?*

Ja, meistens wurde das entdeckt und fortgenommen.

*Waren Sie einmal in der Gaskammer, als keine Menschen darin waren?*

Ich war nachher drin. Wir gingen in die Gaskammer und holten die Körper heraus. Es gab einen Aufzug, mit dem brachte man die Leichen nach oben zur Verbrennung.

*Welche Farbe hatten die Wände der Gaskammern?*

Die Farbe von Beton. Nach jeder Vergiftungsaktion wusch man alles ab und versprühte auch ein Mittel, damit kein Geruch von Gas in dem Raum hängen blieb. Wir spritzten auch den Fussboden der Gaskammer ab. Wir waren dort in den kältesten Wintermonaten, da verzog sich der Gasgeruch schnell.

*Wer schloss die Tür zwischen dem Entkleidungsraum und der Gaskammer?*

Immer die SS.

*Immer die SS?*

Nur die SS. Immer wenn ich es gesehen habe, habe ich einen SS-Mann gesehen, der die Tür verschloss.<sup>28</sup>

*War es immer derselbe Mann?*

Nein, es gab Wechsel. Das *Sonderkommando* arbeitete 24 Stunden am Tag. Das hing davon ab, wann man an die Reihe kam. Und diese Männer arbeiteten ja nicht im *Sonderkommando*.

*Wie sah die Tür aus? Wollen Sie sie beschreiben?*

Eine gegen Gas gepanzerte Bunkertür. Die Tür war sehr dick, damit kein Gas durchdringen konnte.

*Hörten Sie Stimmen von drinnen, sobald die Tür der Gaskammer verschlossen worden war? Konnte man überhaupt etwas hören?*

Ein wenig, nicht viel. Die Geräusche verschwanden nach einigen Minuten.

*Woran erinnern Sie sich? Was konnten Sie hören?*

Es war irgendwie ein Weinen. Es war unmöglich, genau etwas zu verstehen.

*Hörten Sie laute Schreie?*

Natürlich gab es laute Schreie. Ja, wenn man das draussen hören konnte, dann waren die Schreie schon stark; denn die Tür war ja verschlossen, völlig verschlossen.

*Was haben die Menschen geschrien?*

Weiss Gott. Wenn ich etwas sage, dann ist das nur geraten. Ich wollte nicht zuhören.

*Was haben Sie gefühlt, wenn Sie Schreie hörten?*

Immer habe ich etwas gefühlt, wenn ich sah und wusste, dass die Menschen in den Tod gingen. Natürlich war das nicht angenehm. Wenn man einjährige Kinder sieht, Kinder von sechs Monaten, Zweijährige oder auch Fünfzehnjährige, und weiss, die gehen in den Tod, in kurzer Zeit sind sie alle zu Asche verbrannt.

*Was geschah, nachdem das Gas eingeworfen worden war?*

Das dauerte ungefähr eine halbe Stunde. Dann machte man die Tür auf.<sup>29</sup>

*Die Tür wurde also geöffnet. Was war das Erste, das Sie sahen?*

Auf dem Boden der Kammer sah man etwas, das an kleinen Kies erinnerte, grün, wie kleine Würfel – die Reste der Gaswürfel, und Massen von Körpern, ein Meter hoch, einer auf den anderen gefallen.

*Wie konnten die Menschen gefallen sein?*

Wenn jemand steht und ohnmächtig wird, dann fällt er hin. Einer fiel auf den anderen. Wenn man das Gas einwarf, und die Leute starben, dann fielen sie um. Man brauchte viel Kraft, um sie auseinanderzubringen. Auf ihren Gesichtern sah man die Schmerzen vom Erstickungstod. Nach einigen Stunden gab es dann auch Blut.

*Mussten Sie neben ihrer Aufgabe im Entkleidungsraum auch die Leichen aus der Gaskammer entfernen?*

Ja, wir holten auch die Körper aus der Gaskammer und brachten sie in den Aufzug.

*Sie mussten also die Leichen herausholen?*

Nicht nur ich, wir waren dort ungefähr zwanzig Männer.

*Das Gas war natürlich nicht mehr wirksam, wenn Sie die Körper herausholten.*

Nein, das Gas war weg, es roch auch nicht mehr.

*Ich dachte, jeder vom Sonderkommando hatte stets eine klar begrenzte Aufgabe. Leon Cohen zum Beispiel musste nur die Zähne herausbrechen ...<sup>30</sup>*

Die Zähne brach man heraus, bevor man die Leichen oben in den Verbrennungsofen steckte. Cohen war oben und zog die Zähne heraus. Andere nahmen die Leichen und trugen sie auf Bahnen zu den Verbrennungsanlagen. Ich war immer unten – im Entkleidungsraum und um die Leichen herauszuholen.

*Durch welche Tür holten Sie die Leichen heraus?*

Durch die Tür, durch die die Leute vorher in die Gaskammer gegangen waren, da holte man sie auch wieder heraus. Es gab dahinter keine Tür. Alles war verschlossen.

*Wie holten Sie die Leichen heraus?*

Das war schrecklich! Wir holten die Leichen ganz verschieden heraus: manchmal packten wir sie an den Händen und zogen sie heraus, manchmal waren sie so ineinander verknäult, dass man sie am Hals fassen und wie Tiere herausziehen musste – es ging gar nicht anders.

*Wie war das, wenn Sie anfangen, die Leichen herauszuholen? Können Sie das beschreiben?*

Anfangs, als die Leichen noch warm waren, war es leichter, sie zu trennen, aber nach zehn, zwölf Stunden wurden die Leichen kalt wie Eis, schwer wie Stein. Und oft geschah es, dass von der Wärme, von der Wärme des Gases, die Haut sich aufgelöst hatte.<sup>31</sup>

*Standen die Leichen oder lagen sie?*

Sie lagen einer auf der anderen. Wie ein Haufen Müll. Wenn sie umfielen, fiel einer auf den anderen. Eine ganze Masse.

*Hatten Sie Zeit, sich die Körper anzuschauen, oder waren Sie zu beschäftigt?*

Was hätte ich mir denn angucken sollen? Ja. Tote Menschen. Ganz junge Mädchen, zwanzig Jahre alt, oder dreissig, auch Fünfundzwanzigjährige, Mütter mit kleinen Kindern, mit Säuglingen.

*Hatten Sie Zeit zum Trauern, zum Bedauern, oder waren Sie zu tief in Ihre Arbeit versunken?*

Das Denken war schwierig, wir waren völlig blockiert.

*Hatten Sie Zeit, sich die Gesichter der Menschen anzuschauen?*

Natürlich hatten wir Zeit. Wir sahen die Gesichter der Menschen. Das war ein Leiden von drei Minuten. Ein grausames Leiden. Ich glaube nicht, dass das länger gedauert hatte. Während dieser drei Minuten ging es um Leben und Tod. Die Leute wussten, dass das Ende kam und versuchten so hoch wie möglich zu steigen, um dem Gas zu entkommen. Manchmal hatte sich die gesamte Haut von den Körpern abgeschält wegen der Wirkung des Gases. Das sah aus wie bei Verbrennungen, aufgeplatzte Beulen.

*Geschah das oft?*

Ja, oft, sicher.

*Welche Farbe hatten die Leichen nach der Vergasung?*

Nach der Vergasung – ganz natürlich. Nur nachdem die Beulen aufgeplatzt waren, wurde die Farbe brandrot.

*War diese Farbe am ganzen Körper?*

Nein, nur an bestimmten Stellen, nicht am ganzen Körper.

*Sahen Sie Menschen, die sich an den Händen festhielten?*

Ja, einer hielt den anderen an den Händen.

*Wie lösten Sie die Leichen voneinander los?*

Wir zogen sie auseinander. Mit den Händen, oder mit Hilfe von «Grossvaterstöcken». Fragen Sie besser nicht genau nach.

*Ich muss aber fragen. Ich möchte, dass Sie das genau beschreiben.*

Ich sagte doch schon, es gab Stöcke, mit denen man die Körper an Händen oder an Füßen herauszog.

*Ohne die Stöcke wäre es nicht gegangen?*

Sehr schwer nur. Sie klebten aneinander. Einer am anderen ... Man brauchte viel Kraft, um sie herauszuziehen.

*Was taten Sie, um das abstossende Gefühl zu überwinden?*

Da konnte man gar nichts machen. Da konnte man nirgendwo hinblicken, um abgelenkt zu werden.

*Wie lange brauchten Sie, um alle Leichen herauszubolen?*

Die Gaskammer leer machen, dauerte viele Stunden, wenn sie zur Hälfte voll war. In den Bunkern – dort wo die Gruben waren – dort ging das ein-zwei – da warf man sie aufeinander, ohne Unterscheidung.

*Wer beaufsichtigte Sie?*

Der Vorarbeiter. Er selbst half nicht mit. Nein, er war nur vor dem Kapo verantwortlich.<sup>32</sup>

*Wohin brachten Sie die Leichen, die Sie aus der Gaskammer geholt hatten?*

Wir brachten die Leichen nach draussen zum Aufzug. Da standen zwei Männer neben dem Aufzug, die nahmen die Leiche und verstauten sie im Aufzug, der sie nach oben brachte.

*Sie waren also nicht diejenigen, die die Leichen in den Aufzug packten?*

Ein Teil des *Sonderkommandos* arbeitete beim Aufzug; ein Teil holte die Leichen aus der Gaskammer heraus, andere verstauten sie im Aufzug, andere holten sie oben aus dem Aufzug, und wieder andere brachten sie zu den Verbrennungsöfen. Jeder tat seine Pflicht.

*Kehren wir nochmals zu dem Aufzug zurück. Wie gross war dieser Aufzug?*

Das war ein Lastenaufzug, ein offener Aufzug, aus Metall.

*Wie gross?*

Ziemlich gross. Es mussten ja mindesten fünfzehn oder zwanzig Leichen auf einmal hineingehen, eine neben der anderen.

*Wie arbeitete er?*

Mit elektrischem Strom. Es gab Strom. Wir hatten dort alles ... selbst auf unseren Zimmern gab es Strom. Im ganzen Lager war Strom.

*Wie fuhr der Aufzug nach oben, nachdem die Leichen im Aufzug verstaubt worden waren?*

Unten war ein Schalter, den drückte man, und der Aufzug sauste mit den üblichen Geräuschen nach oben. Nachdem er oben ausgeräumt worden war, drückte man wieder auf den Schalter, und der Aufzug kam wieder herunter.

*Nur ein Stockwerk?*

Natürlich nur ein Stockwerk.

*Das ging dann recht schnell.*

Ja, ein Stockwerk – drei oder viereinhalb Meter, das war alles. Vier Meter höchstens. Mehr war das nicht.

*Waren Sie jemals in diesem Aufzug? Sind Sie mit ihm jemals nach oben gefahren?*

Nein, nein. Es gab im *Sonderkommando* Leute, die waren körperlich stärker als ich, die waren mit dem Aufladen der Leichen beschäftigt. Die warfen sie wie Lumpen in den Aufzug. Danach waren oben auch Männer, die die Körper auf die Bahnen luden.

*Konnten die Leute, die oben bei den Verbrennungsanlagen arbeiteten, mit Ihnen unten in Kontakt treten, oder gab es da keinerlei Verbindung?*

Da war kein Kontakt. Es war vielleicht möglich, dass die am Aufzug miteinander redeten. Es war ja nur ein Stockwerk, und man konnte alles hören. Aber ich habe nie am Aufzug gearbeitet.

*Mussten Sie ihre Arbeit einstellen, während der Aufzug in Bewegung war?*

Nein, wir holten weiter die Leichen aus der Gaskammer, der Aufzug brachte sie hinauf, und sofort packte man ihn wieder voll.

*Wie lange brauchte der Aufzug, um nach oben oder nach unten zu fahren?*

Einige Sekunden. Drei-vier Meter Abstand zwischen den Stockwerken war nicht viel. Rechnen Sie nach, wie lange ein Aufzug braucht, um einige Meter zu fahren.<sup>33</sup>

*Wo waren die Verbrennungsanlagen?*

Sie waren im Erdgeschoss des Gebäudes.

*Trieb der Vorarbeiter Sie bisweilen zur Eile an?*

Manchmal sagte man uns, wir sollten schneller arbeiten. Meistens konnte man da nichts sagen, denn alles hing ja von oben ab – wenn man oben mit dem Verbrennen nicht fertig wurde, konnte man sich unten auch nicht beeilen.

*Bemerkten Sie den Geruch der verbrannten Leichen?*

Der Schornstein über den Verbrennungsanlagen war ca. 20 Meter hoch. Oben hat man sicher etwas gerochen, aber unten nicht.

*Gingen Sie manchmal durch den Raum mit den Verbrennungsanlagen?*

Da gingen wir am Ende des Arbeitstages durch. Von dort führten die Treppen hoch zum Wohnstockwerk. Die Treppen waren in dem Gebäude.

*Sahen Sie manchmal, was bei den Verbrennungsöfen geschah?*

Jeden Tag sahen wir das. Dort holte man die Leichen aus dem Aufzug heraus. Mein Freund Leon Cohen untersuchte sie und brach Ihnen die Goldzähne heraus. Er warf sie alle in eine Kassette, die dort stand. Es gab noch zwei Leute vom *Sonderkommando*, die nahmen die Leiche, packten sie auf eine Bahre, und zwei andere warfen sie in den Ofen. Ein Teil der Bahren war mit dem Ofen verbunden, der andere Teil stand auf einem Ständer. Man schob die Leiche in den Ofen mit einem Stock, der wie eine Gabel aussah. Es waren fünf Öfen, und man packte die Leichen laufend aus dem Aufzug, eine nach der anderen. Im Ofen war das Feuer so heiss, dass die Leichen sofort verbrannten und man ständig neue Leichen nachschieben konnte.

*Wer entzündete die Öfen? Das Sonderkommando?*

Ja. Aber eigentlich brannten die Öfen Tag und Nacht. Seit der erste Transport aus Ungarn eingetroffen war, musste man sie nicht immer wieder neu anfeuern.<sup>34</sup>

*Sie sagten, sie hätten ständig Leichen aus der Gaskammer herausgeholt. Gab es keine Pause? Hatte diese Arbeit niemals ein Ende?*

Was meinen Sie, ein Ende?! Wie konnte man da an ein Ende kommen? Die Eisenbahnen kamen Tag und Nacht. Es war endlos. Die Rampe von Birkenau war eine reine Bahnstation.



*Was geschah, wenn man in einem Krematorium noch nicht mit der Arbeit fertig war, und ein Transport traf ein?*

Wenn in dieser Zeit noch ein Transport kam, mussten die warten. Wenn Krematorium II noch voll war, dann brachte man die Opfer ins Krematorium I, oder nach III, je nachdem. An manchen Tagen wurden fast 20.000 Menschen verbrannt.

*Wollten Sie manchmal einfach so eine Pause machen, ausruhen, sich erholen?*

Wir hatten Zeit, uns auszuruhen, bis die beim Aufzug fertig wurden, denn oben waren fünf Öfen und man schob eine Leiche nach der anderen hinein, man konnte nicht alle aufeinander und zur gleichen Zeit in die Öfen schieben. Das dauerte einige Minuten, bis wir mit unserer Arbeit weitermachen konnten.

*Sie sagten, wenn ein Krematorium voll gewesen sei, so ging man zum zweiten über. Wer sorgte für die Koordination dieser Aktionen?*

Deutsche. Wir konnten nichts selber entscheiden. Wir waren nur kleine Schrauben im Getriebe dieser Todesindustrie.

*Wie lief das ab?*

So wie man Kontakt von einem Platz zum anderen hält. Die wussten, dass man während der nächsten fünf bis sechs Stunden keine Leute zu einem Krematorium schicken konnte, dann arbeitete man mit dem zweiten.

*Wie wurde die Verbindung hergestellt?*

Das war zwischen ihnen – den Deutschen. Das wusste keiner. Wir konnten das nicht wissen.

*Gab es kleinere Gruppen, für die es sich nicht lohnte, die Gaskammern in Betrieb zu nehmen?*

Ja. Es gab Gruppen von fünf oder zehn Leuten, meist Häftlinge, die sich versteckt hatten und von der SS gefunden wurden – für die benutzte man nicht die Gaskammern. Die brachte man gleich nach oben neben die Verbrennungsanlagen, hielt sie einer neben den anderen an den Ohren fest und schoss ihnen in den Nacken.

*Wer machte das?*

Die SS. Leute von uns mussten sie festhalten.

*Was meinen Sie mit «festhalten»?*

Wir hielten sie an den Ohren fest und die SS schoss ihnen eine Kugel in den Nacken. Die Schüsse wurden mit einem Revolver mit Schalldämpfer abgegeben.

*Sie wussten, dass die SS auch das Sonderkommando einmal umbringen wird. Wie konnten Sie so leben?*

Wir wussten, dass alle sechs Monate Leute aus dem *Sonderkommando* von den Deutschen ermordet wurden.

*Wie lange arbeiteten Sie insgesamt im Sonderkommando?*

Von Mai 1944 bis Januar 1945, also insgesamt sieben Monate.

*Erinnern Sie sich daran, wann der letzte Transport zu Ihrem Krematorium kam?*

Ende Oktober, glaube ich.<sup>35</sup>

*Hatte man die Transporte eingestellt?*

Nicht direkt, aber es gab niemanden mehr, den man hätte bringen können. Es gab in den Ghettos keine Juden mehr.<sup>36</sup> Im November begann man mit der Demontage der Verbrennungsanlagen, um sie zu zerstören. Wir arbeiteten fast alle beim Abriss der Verbrennungsanlagen mit. Alles war zum Abbruch bestimmt. Noch im Januar waren wir damit beschäftigt. Man holte sogar Arbeiter von anderen Plätzen weg, damit die beim Abbruch helfen.<sup>37</sup>

*Gehörten Sie zu denjenigen, die die Anlagen abmontierten?*

Ich war bis zum allerletzten Tag dort, als man Birkenau schon geräumt hatte.

*Wer gab den Befehl zum Abriss der Gaskammern?*

Das kam von oben, wer weiss? Woher sollten wir das wissen?<sup>38</sup>

*Und Sie selbst waren an dem Abriss beteiligt.*

Ja, ja. Wir rissen die Gebäude ein und brachten die Steine Stück für Stück woanders hin. Während des Abrisses arbeiteten vielleicht dreihundert oder vierhundert Leute aus dem ganzen Lager, auch jüdische weibliche Häftlinge, um das Krematorium einzureissen.

*Legten Sie nur Krematorium II oder auch III nieder?*

Ich arbeitete bei II und bei I: bei III und bei IV war ich überhaupt nicht. Gut einen Monat war ich bei dem Abriss. Wir machten das alles mit den

Händen. Die Deutschen brachten alles an einen anderen Ort und hinterliessen wenig in Auschwitz.<sup>39</sup>

*Wann sprengten die Deutschen die Gaskammern und das Krematorium?*

Ich war nicht dabei. Das war wohl ganz am Ende. Wir montierten die Verbrennungsanlagen oben ab, und nachher, bevor die Deutschen endgültig das Lager verliessen, sprengten sie die Gaskammern.

Zum Schluss, als man mit der Räumung des Lagers Birkenau begann, holte man die Häftlinge eines Abends auf den Hof und wollten wissen, wer beim *Sonderkommando* gewesen war. Sie wollten uns wegbringen, aber wir mischten uns unter die übrigen Lagerinsassen, niemand wollte zugeben, dass er beim *Sonderkommando* gewesen war. Von dort brachte man uns nach Auschwitz (I). Da blieben wir einen Tag. Nachts fingen wir an zu laufen.<sup>40</sup> Wir erreichten einen bestimmten Ort, da war ein Pferdestall, in den man uns während der Nacht steckte. Am Tag liefen wir weiter. Wir gingen ununterbrochen, und wer keine Kraft mehr hatte, um weiterzulaufen, den holte man aus den Reihen heraus und erschoss ihn am Wegrand, wo wir gerade vorbeikamen. An die Namen der Orte erinnere ich mich nicht mehr. Am zweiten Tag erreichten wir wieder einen Pferdestall. Wieder schlafen. Dann steckte man uns in Karren und brachte uns an einen unbekanntem Ort. Wenn ich mich nicht täusche, kamen wir durch die Tschechoslowakei, und ein Teil der Menschen in den Karren floh mitten auf dem Weg. Sie konnten die Sprache. Vielleicht kannten Sie auch die Plätze und wussten, wohin sie gehen konnten.

Dann brachte man uns zu einer Bahnstation, man pferchte uns in einen Zug, der uns nach Mauthausen brachte.<sup>41</sup> In Mauthausen war kein Platz mehr, so voll war das da. Dorthin wurden mit der Bahn alle Gefangenen aus den Lagern gebracht, die man während des Rückzuges aufgelöst hatte. Wir schliefen zwei oder drei Nächte, beinahe einer auf dem anderen. Dort blieben wir ungefähr vier Tage. Von Mauthausen brachte man uns mit der Bahn ins Lager Melk in Österreich.<sup>42</sup>

Die Leute wurden in diesem Lager in unterirdische Betriebe gebracht. Dort waren unterirdische Fabriken der Deutschen zur Produktion von Munition. Leute arbeiteten im Bergbau und beim Schleppen von Zementsäcken. In Melk verletzte ich meinen Fuss. Ein Stein fiel während der Arbeit auf meinen Fuss. Unsere Schuhe waren in keinem besonders guten Zustand. Ein Glück, dass ein Kamerad mir half, aufzustehen. In Melk blieben wir bis zum 10.3.1945. Als man mit der Evakuierung von Melk begann, brachte man uns nach Ebensee.<sup>43</sup>

15 Tage konnte ich aufgrund meiner Verletzung überhaupt nicht arbeiten. Wer zur Arbeit ging, konnte irgendwo ein zusätzliches Stück Brot er-

gattern. Die Arbeit war sehr schwer, man arbeitete in der Eisenbahn und in Höhlen – dort waren die Betriebe untergebracht.

*Während dieser Zeit wurden Sie mit der Bahn transportiert?*

Ja, von Melk nach Ebensee fuhren wir auch mit der Bahn.

*Waren viele Leute in Ebensee?*

Ja, sehr, sehr viele.

*Wo lebten die Leute, in Hütten?*

Ja, in Baracken. Es gab grosse Lagerräume der SS. Eines Tages ging ein Gerücht um, die Deutschen wollten alle Lagerinsassen versammeln, sie in den Berg bringen und den Berg über den Leuten sprengen. Dem Gerücht nach hatte eine Frau auf verantwortlichem Posten dies verhindert.<sup>44</sup> Dann kamen die Amerikaner am 6. Mai. Wir wurden am 6. Mai 1945 befreit.

Ein, zwei Tage vorher, in der Nacht, flohen alle Deutschen. Wir wachten morgens auf und sahen niemanden mehr. Es kam jetzt zu Ausschreitungen der Lagerbewohner, hauptsächlich Diebstahl von Nahrung und sonst noch allerlei Sachen. Tausende von Menschen starben noch nach der Befreiung. Man stürzte sich auf das Essen, das war eines der Dinge, bei denen viele Menschen umkamen, nach dem schweren Hunger, den sie bisher gelitten hatten.

*Wie hielten Sie durch?*

Ich ass nichts. Ich nahm Kartoffeln, kochte sie und ass sie mit etwas Salz. Viele meiner Freunde bekamen Durchfall und mussten ins Krankenhaus eingeliefert werden. Wir waren drei Freunde, die zusammen beim *Sonderkommando* gearbeitet hatten und zusammen befreit wurden. Ausser denen gab es noch andere Leute aus Griechenland, die zusammen im selben Transport nach Auschwitz gekommen waren, die kannte ich, und die wurden auch mit uns befreit.

*Wie lange blieben Sie in Ebensee?*

Ich blieb nicht lange – zwei oder drei Wochen. Zum jüdischen Erntefest war ich bereits in Griechenland. Man brachte uns durch Italien. Dort hörte ich, dass zwei Schwestern, die auch in Birkenau gewesen waren, überlebt hatten. Listen wurden von Überlebenden von einem Ort zum anderen geschickt. So suchte man nach überlebenden Verwandten.

Wir wurden von Brüssel, über Italien, auf amerikanischen Schiffen nach Piräus gebracht. Kurz vor dem Fest trafen wir in Griechenland ein. Dort

hörte ich dann von Familienangehörigen, dass meine älteste Schwester Mirjam (Marie) in Griechenland am Leben sei. Sofort nachdem ich das gehört hatte, machte ich mich auf den Weg, um sie zu suchen. Ich wusste nur ungefähr, wo sie sich aufhielt. Eine genaue Adresse hatte ich nicht.

*Wie war Ihre Schwester gerettet worden?*

Sie war mit 90 Prozent der Einwohner von Volos in die Berge geflohen. Als eine Liste der Einwohner der Stadt angefordert worden war, hatte der Rabbiner der Stadt seiner Gemeinde mitgeteilt, dass er die Stadt verlassen werde, um vor den Deutschen zu fliehen. Er schlug dem Rest der Gemeinde vor, sich ihm anzuschließen und in die Berge zu gehen. So konnten sie gerettet werden.

Nachdem ich bei der Rückkehr meine Schwester wiedergefunden hatte, blieb ich gut einen Monat bei ihr. Dann fuhr ich in meine Heimatstadt – Arta. Dort fand ich nichts und niemanden mehr vor und kehrte wieder nach Athen zurück. Dort fand ich meine zwei jüngeren Schwestern Ziona und Simcha (Asimo), die aus deutschen Flüchtlingslagern zurückgekommen waren. Wir gingen zusammen nach Valos und blieben dort gut ein Jahr. Ich begann, ein wenig im Handel zu arbeiten, in den Dörfern Sachen zu verkaufen, um einige Groschen zum Leben zu verdienen. Meine Schwester heiratete in Griechenland einen Überlebenden aus Birkenau, während meine unverheiratete Schwester und ich uns entschlossen, nach Eretz Israel zu gehen.

*Haben Sie jemandem erzählt, was Sie in Birkenau erlebt hatten?*

Nein, anfangs habe ich zu niemandem gesprochen. Das war nicht so angenehm.

*Fürchteten Sie, man würde Ihnen nicht glauben?*

Ich dachte, man würde mir nicht glauben. Auch heute noch glaubt man nicht, wenn einer sagt, er hat im *Sonderkommando* gearbeitet und ist lebend davongekommen.

*Wann erzählten Sie zum ersten Mal jemandem von Ihren Erlebnissen?*

Noch in Griechenland erzählte ich es meinen Schwestern.

*Glaubten sie Ihnen alles, was Sie erzählten?*

Ja. Sie waren ja auch Häftlinge in Birkenau gewesen.

*Wann kamen Sie nach Eretz Israel?*

Im Juni 1946. Zum Erntefest, nach der zionistischen Pionierausbildung in Athen. In Israel wurden wir von den Engländern festgenommen und nach Atlit gebracht. Man erlaubte damals nur einer festgesetzten Zahl von Juden monatlich, nach Eretz Israel zu kommen.<sup>45</sup> Wer in Eretz Israel Verwandte hatte oder wer etwas Protektion besass, wurde schon im ersten Monat freigelassen. Wir wurden erst nach einem Monat entlassen. Von Atlit schickte man uns nach Kfar Saba<sup>46</sup> – kein Haus, kein Essen, nichts. Ich schlief einige Nächte unter einem Baum auf der Strasse. Eines Tages fuhr ich nach Tel Aviv, um Arbeit zu suchen. Das war ein Freitag. Ich fand eine Tagesarbeit und verdiente zwei Pfund, konnte aber nicht mehr nach Kfar Saba zurück und musste wieder unter freiem Himmel schlafen. Das dauerte so lange, bis wir ein Zimmer in Tel Aviv mieten konnten.

*Erzählten Sie jemandem, wo Sie zur Kriegszeit gewesen waren?*

Es gab niemandem, dem ich etwas hätte erzählen können. Bis wir uns langsam eingewöhnten, hatten wir überhaupt keine Zeit, daran zu denken. Wir kamen nach Eretz Israel nur mit den Kleidern auf dem Leib. Wir hatten keine Verwandten und kannten niemanden, sprachen kaum Hebräisch.

*Gründeten Sie eine Familie?*

Ich heiratete 1951 nach dem Unabhängigkeitskrieg, – ich habe zwei Kinder – unser Sohn ist verheiratet und Vater von zwei Kindern, unsere Tochter ist Lehrerin im Sondererziehungsbereich.

*Können Sie sich an einige Namen von Männern erinnern, die mit Ihnen beim Krematorium II gearbeitet haben?*

Zunächst will ich Ihnen die nennen, die noch leben: Shaul Chasan, die Brüder Gabai, die Brüder Venezia; dann die Verstorbenen: Pepo Kolia, der ist nach Griechenland zurück und dort gestorben; Moshe Levi, mit dem ich zusammen nach Griechenland zurückgekehrt war, und Leon Cohen. Beide sind erst vor einigen Jahren gestorben.

*Hatten Sie Freunde bei der Verbrennungsanlage III?*

Ja, auch bei IV und I. Aber die sind alle während des Aufstands umgekommen.

*Haben Sie heute noch Kontakt zu anderen, die beim Sonderkommando arbeiteten?*

Gabai habe ich nach gut vierzig Jahren wiedergetroffen, hier in Israel. Cohen, als ich hörte, dass er krank sei, hat es mich sehr bewegt.

*Dachten Sie seit Kriegsende – also in den letzten 48 Jahren – noch an Ihre Arbeit beim Sonderkommando oder konnten Sie vergessen?*

Das kann man nicht vergessen. In manchen Augenblicken, da fragt man sich: «Wie konnte ich nur leben, mit Tausenden Leichen täglich in einem Raum? Wie konnte ich von dort lebend entkommen?» Manchmal glaube ich nicht, dass ich das mitgemacht habe. Ich hatte mir ja immer gesagt: «Du musst hier lebend herauskommen.»

*Erinnern Sie sich oft daran?*

Immer, nicht nur manchmal. Manchmal denke ich: «Wie? Wo waren wir, was haben wir nur gemacht? Woher hatten wir die Kraft, das zu machen?»

*Auch in der Nacht und am Morgen?*

Ich schlafe nicht in der Nacht. Ich schlafe zwei-drei Stunden, das ist alles. Schon jahrelang. Wegen der Erinnerungen.

*Ist es richtig, dass Sie in gewissem Masse gegen schreckliche Dinge immun geworden sind; denn Sie haben ja das Schrecklichste gesehen, das man sich vorstellen kann. Da kann Ihnen ja nichts mehr geschehen.*

Ja, manchmal sagen mir Leute: «Das war das Schlimmste ... was wir überstanden haben, was haben wir gelitten ...» Ja, und dann kann ich nur sagen: «Alles, was ihr erlitten habt, habe ich dort an einem Tag gesehen; wäret ihr dort gewesen! Ein Tag war wie alles, was ihr in Eurem ganzen Leben erlitten habt.»

*Warum, glauben Sie, haben Sie durchhalten können? Was half Ihnen, zu überleben?*

Der Wille zum Leben, damit ich weitererzählen kann, damit die Wahrheit ans Licht kommt. Auf der einen Seite laufe ich vor dem Erzählen davon, aber andererseits muss diese Geschichte die ganze Welt hören, damit man nicht meint, die Shoah wäre nicht gewesen. Es gibt ja Leute, die den Holocaust leugnen.

*Sie kamen mit dem Leben davon. Wie sehen Sie die Welt heute, nach Auschwitz?*

Wie ich die Welt sehe? Die Welt ist zu schrecklich geworden seit dem Zweiten Weltkrieg. Das ist nicht mehr die Welt, die es einst gegeben hat. Nicht nur die Welt, alles änderte sich.

Es ist kaum zu glauben: drei Geschwister brachte man nach Auschwitz-Birkenau, und alle drei wurden gerettet. Nur die Alten in meiner Familie hat man umgebracht. Nur unsere Eltern. Wenn Häftlinge, die bei der Eisen-

bahn arbeiteten, mich nicht damals am ersten Tag vor der «Selektion» ergriffen hätten, als ich meinem alten Vater helfen wollte, dann wäre auch ich in die Vernichtung gegangen.



## 2. Abraham und Shlomo Dragon: «In Verzweiflung und Hoffnung – wir waren immer zusammen!»



Im Sommer 1993 stand ich mit einigen Überlebenden des *«Sonderkommandos»* neben dem *«Weissen Häuschen»* in Auschwitz-Birkenau. Wir drehten dort einen Dokumentarfilm. Ein Freund vom italienischen Fernsehen kam hinzu und zeigte mir eine fotokopierte Seite aus einem Buch, das eine Zeugenaussage aus dem Jahre 1945 über das *«Rote»* und das *«Weisse Häuschen»* enthielt. Der Name des Zeugen war Shlomo Dragon. Seine Aussage war damals von einem sowjetischen Untersuchungskomitee aufgenommen worden, das sich unmittelbar nach der Befreiung des Vernichtungslagers mehrere Wochen lang in Auschwitz aufgehalten hatte. Shlomo Dragon war einer der wichtigsten Zeugen gewesen, die von dem Komitee befragt wurden.

Der italienische Fernsehmann stützte sich nun auf die über vierzig Jahre alte Zeugenaussage, um den Platz, auf dem wir alle standen, als den Ort der *«Gruben»* zu identifizieren, in denen damals so viele Leichen verbrannt worden waren. Ich fragte ihn, warum er sich denn auf ein schriftliches

Zeugnis berufe, Shlomo Dragon sei doch persönlich unter uns. Er könne sogleich mit ihm sprechen! Shlomo, hochgewachsen, emsig und von relativ jungem Aussehen, stand in einer Entfernung von wenigen Metern neben uns. Mein Freund war sprachlos. Er hatte geglaubt, keiner der *Sonderkommando*-Häftlinge sei mehr am Leben. Für ihn war Dragon nur eine Zeugenaussage, keine lebende Person.

Ja, Shlomo Dragon und sein Bruder Abraham sind lebende Zeugenaussagen. Sie haben Auschwitz niemals ganz verlassen, sie träumen in den Nächten vom Lager.

Die Brüder haben sehr unterschiedliche Temperamente. Abraham, der ältere (auf dem Porträtfoto links), ist zurückhaltend, gemässigt, etwas schüchtern, schweigsam, verschlossen und introvertiert. Meistens überlässt er das Reden seinem Bruder. Shlomo, «der Lange», ist voller Energie und Selbstbewusstsein. Seine Entschlossenheit und sein bewundernswerter Mut sind glaubwürdig, wenn er erzählt, wie er einem SS-Mann die entblösste Brust hinhielt, damit dieser den Revolver ziehe und ihn erschiesse. Shlomo ist der Wagemutige, der die Granaten in den Lagerbereich schmuggelte und unter seiner Schlafstelle versteckte, die während des Aufstands des *Sonderkommandos* zum Einsatz kommen sollten. Beide Brüder schliefen damals einige Wochen lang auf einer Matratze aus Granaten. Shlomo hat seinem Bruder aus Sicherheitsgründen nichts davon erzählt, aber er wollte ihn auch nicht unnötig beunruhigen.

Die Brüder ergänzten einander und arbeiteten als Team zusammen. Schon während des Krieges blieben sie beisammen, und auch ihre Zeit im *Sonderkommando* haben sie gemeinsam verbracht. Vielleicht führte diese Verbundenheit und der Umstand, dass beide das Leben von seiner leichten Seite nahmen, dazu, dass sie im Totenreich des Lagers drei Jahre lang durchhalten konnten – das war selten in der Geschichte der *Sonderkommandos*. Die meisten ihrer Kameraden sind ermordet worden, damit sie später nicht als Zeugen der Verbrechen aussagen konnten.

Zu den Interviewterminen empfängt mich Abrahams Frau Simcha sehr gastfreundlich. Sie stammt aus Saloniki. Der Ehemann aus Polen, die Ehefrau aus Saloniki – das ist eine seltene Kombination in Israel. Simcha ist eine wundervolle Frau, voller Optimismus und einfühlsam. Sie trägt Kuchen auf, den sie nach einem Rezept der Juden aus Saloniki gebacken hat. Trotz ihrer griechischen Herkunft spricht sie fließend Jiddisch und besitzt Kenntnisse über Auschwitz, als ob sie selbst dort und im «*Sonderkommando*» gewesen sei.

Abraham und Shlomo haben im *Sonderkommando* «Stubendienst» geleistet, d.h. sie waren für die Sauberkeit im Block verantwortlich, für die Aus-

teilung des Essens und für die Zulieferung von allem Notwendigen an ihre Kameraden. Bei dieser Arbeit durften sie die Unterkünfte nicht verlassen. Abends, nach der Rückkehr der Arbeiter in den Block haben sie sich die Ereignisse des Tages erzählen lassen. So wussten sie genau, zu welchen Arbeiten ihre Freunde eingesetzt wurden. Wenn grosse Transporte eintrafen, mussten sich auch die Brüder Dragon den Arbeitskolonnen bei den Verbrennungsanlagen anschliessen. Sie wurden dann beim Einsammeln der Besitzgegenstände der Ermordeten eingesetzt oder mussten die Toten aus der Gaskammer ziehen und die Leichen in den Öfen verbrennen.

Beide Brüder verfügen über ein hervorragendes Gedächtnis. Ich konnte viele Einzelheiten von ihnen hören, die andere vergessen hatten. Es gab mehrere Gespräche mit ihnen, und jedes endete mit einem Umtrunk. Und obwohl ich Shlomo, dem Trinkfreudigeren der beiden Brüder, stets versicherte, dass ich keinen Alkohol vertrüge, so half mir das nichts. Shlomo mag es, wenn seine Gäste mit ihm auf sein und ihr Wohl anstossen.

*Shlomo und Abraham Dragon, ich möchte mit Ihnen über die Zeit Ihrer Gefangenschaft in Auschwitz-Birkenau sprechen. Doch zuvor bitte ich Sie um kurze Angaben zu ihrem familiären Hintergrund.*

Shlomo: Wir wurden beide in der kleinen polnischen Stadt Zuromin geboren. Unsere Eltern hiessen Daniel und Malka aus der Familie Beckermann.

Wir wohnten vor dem Krieg in der Bizonstrasse Nummer 1 in Zuromin. Es gab dort sehr wenige Juden – vielleicht 2.500 insgesamt. Wir verdienten unseren Lebensunterhalt in den Branchen, in denen fast die Hälfte der Stadt beschäftigt war – nämlich mit der Schneiderei und Schuhmacherei. Im Alter von 13 Jahren musste ich bereits mit meiner Arbeit zum Familieneinkommen beitragen. Wir arbeiteten bis 1939, also bis zum Ausbruch des Krieges. Dann begannen die Schwierigkeiten.

Abraham: Der Krieg brach am 1. September aus. Die polnischen Behörden rieten allen jungen Leuten, aus der Stadt zu fliehen. Ich war damals bereits zwanzig Jahre alt. Also verliessen wir schleunigst die Stadt. Wir versteckten uns gut eine Woche ausserhalb der Stadt, dann marschierten die Deutschen ein, und ich kehrte wieder in die Stadt zurück.

*Polen rieten Ihnen, die Stadt zu verlassen. Warum?*

Die Polen fürchteten sich vor den Deutschen. Sie befürchteten, die Deutschen würden die jungen Leute fortschaffen. Wir lebten bis zu den jüdi-

schen Feiertagen ungestört. Am Vorabend des Jom Kippur<sup>1</sup> kamen die Deutschen und verlangten die Anfertigung einer Liste mit allen Juden der Stadt. Im November 1939 wurde befohlen, dass alle Männer zwischen 18 und 40 Jahren, egal ob Juden oder Nicht-Juden, sich auf dem Platz neben dem Rathaus einfinden sollten. Alle kamen. Und was geschah dann? Die Gojim wurden auf eine Seite des Platzes gestellt, die Juden auf die andere. Die Gojim wurden nach Hause geschickt, uns nahm man zur Arbeit fort. Wir mussten auf allen Feldern der Umgebung Kartoffeln ernten. Wir waren einige Wochen mit der Ernte beschäftigt, und nach Beendigung der Arbeit schickte man uns wieder heim. Wir fanden niemanden mehr vor. Die Deutschen hatten alle Juden der Stadt nach Warschau geschickt.<sup>2</sup>

Shlomo: Das waren die Verhältnisse im November 1939 in unserer kleinen Stadt Zuomin. Der Bauernhof, auf dem wir arbeiteten, war nahe an der deutschen Grenze. Nach Beendigung der Arbeiten schickte man uns für kurze Zeit wieder nach Hause. Dann weckte man uns einmal mitten in der Nacht mit einem Orchester, sammelte uns ein und brachte uns, weil es in der Stadt keine Eisenbahn gab, auf Karren dreissig Kilometer in die Nachbarstadt. Dort wurden wir in Waggons gesteckt.

Auf dem Weg gab es manche Unterbrechung. Die erste Station war Neuwiedhof – Nowy-Dwór. Hier wurden wir gründlich untersucht. Es hiess, wer Gold hätte, sollte es herausgeben. Wir übergaben alles, was wir hatten. Von Neuwiedhof gingen wir zu Fuss weiter bis Warschau. Damals existierte das Ghetto noch nicht.

Abraham: Ich war damals bereits alleine und kam nach Warschau auf der Suche nach meinen Eltern. Ich fand sie in der Synagoge in der Franciskanska-Strasse 8. Auch mein Bruder Shlomo war bereits dort.

*Wohnten Sie dort?*

Ja, wir wohnten dort mit anderen Familien aus Zuomin. Es waren mehrere Familien in der Synagoge – unsere Familie und noch weitere Verwandte und Bekannte.

Shlomo: Wenn Leute tagsüber zum Beten kamen, rückten wir in einer Ecke zusammen. Nachts – sobald man mit dem Gebet fertig war, breiteten wir uns zum Schlafen aus. Am Morgen mussten wir wieder früh aufstehen, denn es kamen ja Leute zum Gebet. So ging das während der gesamten Zeit.

*Wie lange waren Sie im Warschauer Ghetto?*

Abraham: Wir lebten länger als ein Jahr im Warschauer Ghetto. Als wir

nach Warschau kamen, gab es das Ghetto noch gar nicht. Es wurde erst später errichtet.<sup>3</sup> Dort gingen wir arbeiten, wie alle anderen Juden.

Shlomo: In der ersten Zeit des Ghettos war ich noch auf der sogenannten arischen Seite.<sup>4</sup> Ich hatte polnische Papiere, es bestand keine Notwendigkeit für ein Bild, nur Fingerabdrücke wurden verlangt. Ich schmuggelte mit der Tram Nahrungsmittel ins Ghetto.<sup>5</sup> Die Tram fuhr durch das Ghetto, so dass ich die Lebensmittel aus dem fahrenden Zug auf die Strasse werfen konnte. Mein Bruder war im Ghetto und wusste, wann ich die Lebensmittel aus dem Zug werfen würde. Auf ein verabredetes Zeichen hin wartete er schon in der Strasse, sammelte die Lebensmittel ein, und ich fuhr mit dem Zug auf die «arische Seite» weiter.

Auf dem Bahnhof wartete ich auf die Züge, die aus den Dörfern mit Nahrungsmitteln zum Verkauf eintrafen. Dort kaufte ich die Dinge. Eines Tages tauchten Gestapo-Leute im Bahnhof auf und nahmen mich fest. Man befahl mir «Hände hoch», denn ich sei ein Jude. Ich leugnete und stritt alles ab. Man brachte mich in einem Wagen auf die Gestapo-Zentrale, hielt mich dort gefangen und verhörte mich unter Schlägen, mit Hunden und Folterungen, bis ich nicht mehr wusste, wer ich war. Zwei Tage später wurde ich freigelassen. Nach meiner Freilassung sprang ich im Ghetto von der Tram. Meine Eltern wussten nicht, wo ich während dieser Zeit gewesen war. Im Ghetto tauschte ich meine Kleider aus, und nach zwei Tagen machte ich weiter.

Im Ghetto arbeiteten mein Vater, mein Bruder Abraham und ich bis Anfang 1941.

*Worin bestand Ihre Arbeit?*

Shlomo: Schwarzarbeit, im Ghetto schwere körperliche Arbeit.

Abraham: Als Shlomo und ich den Bescheid erhielten, in die «Jüdische Gemeinde» zu kommen, wussten wir, dass das nichts Gutes zu bedeuten hatte.<sup>6</sup> Von dort schickte man die Leute in die Lager. Also flohen wir aus dem Ghetto nach Plonsk.

*Flohen Sie beide zusammen?*

Abraham: Ja, nur wir beide. In Plonsk gab es noch kein Ghetto, und wir suchten zunächst Arbeit.

*Wann war das?*

Abraham: Anfang 1941. In der Nähe von Plonsk bauten die Deutschen einen Flughafen. Dort arbeiteten wir, bis es zum Krieg mit den Russen

kam. Dann wollte man uns nicht mehr, schickte uns zurück, und wir hatten keine Wahl – wir suchten Arbeit in den Dörfern. Ich war Schneider, und so arbeitete ich etwas in der Schneiderei und etwas in der Landwirtschaft. Ich hatte meinen Bruder bei mir. Wir verdienten beide Geld.

Als wir dann keine Möglichkeit mehr sahen, ins Warschauer Ghetto zurückzukehren, suchten wir nach Möglichkeiten, unsere Eltern zu uns zu holen. Wir schickten jemanden nach Warschau, der unsere Eltern aus dem Ghetto zu uns nach Plohsk bringen sollte. Es gelang uns, die Mutter und unsere jüngere Schwester Chaytscha und unseren Bruder Itzick zu uns nach Plohsk zu bringen. Vater war krank und konnte das Warschauer Ghetto nicht verlassen. Unsere ältere Schwester blieb bei ihm und pflegte ihn. Man berichtete uns, dass Vater später im Ghetto verhungert sei. Auch unsere ältere Schwester war im Ghetto erkrankt und dort gestorben.<sup>7</sup>

*Wie wurden Sie vom Tod Ihres Vaters und Ihrer Schwester benachrichtigt?*

Abraham: Jedesmal kamen Bekannte aus Warschau und erzählten uns von den Todesfällen.

Shlomo: Wir waren dann alle zusammen im Ghetto in Plohsk, hatten aber nichts, wovon wir hätten existieren können. Mein Bruder Abraham und ich zogen deshalb in ein Dorf zur Arbeit. Wir konnten nicht zusammen arbeiten. In der Zwischenzeit holte man Mutter, Chaytscha und Itzick aus dem Ghetto ins Lager Nowy-Dwór zur Arbeit.

Abraham: Damals begann man bereits, die Leute aus Plohsk und Mława und aus der Umgebung in Lager zu schicken.

Shlomo: So verloren wir die Verbindung zu ihnen.

Abraham: Sie waren dort wohl nur kurze Zeit, dann sammelte man die Leute und schickte sie nach Auschwitz.

Shlomo: Nach einiger Zeit brachte man uns, die wir noch in dem Dorf waren, die Nachricht, unser jüngerer Bruder habe aus Nowy-Dwór fliehen können und sei ins Ghetto Plohsk zurückgekehrt. Wir nahmen mit ihm Verbindung auf. Er war damals elf oder zwölf Jahre alt. Im Ghetto war er ins Waisenhaus gesteckt worden. Er durfte jedoch nicht sagen, dass er draussen auf dem Lande Geschwister hatte, wenn er im Waisenhaus bleiben wollte. Wir hielten die Verbindung mit ihm kontinuierlich aufrecht und bereiteten ihm sogar eine Bar-Mitzwa-Feier.<sup>8</sup> Abraham und ich blieben in dem Dorf bis 1942.

Abraham: Wir gingen vom Dorf ab und zu in das Ghetto in Plohsk, aber

leben konnten wir dort nicht, denn wir hatten ja keine Papiere mehr. So hielten wir uns überwiegend in dem Dorf auf.

Ich hätte vielleicht dort bleiben und unseren kleinen Bruder aus dem Ghetto herausholen können, aber er wollte nicht. Er wollte sich von den Kindern im Waisenhaus nicht trennen. «Wohin die Kinder gehen werden, da werde auch ich hingehen», sagte er.

Shlomo: Wir erhielten dann die Nachricht, dass man 400 Kinder aus dem Waisenhaus, darunter auch unseren Bruder, direkt aus dem Ghetto nach Auschwitz geschickt hatte. Nachdem wir dies erfahren hatten, hatten wir keinen Grund mehr, in diesem Dorf, in dessen Umgebung es keinen einzigen Juden gab, zu bleiben. So entschlossen wir uns zur heimlichen Flucht mitten in der Nacht und verliessen die Familien, die uns mit Arbeit versorgt hatten.

*Wie kamen Sie dennoch in den Transport nach Auschwitz?*

Abraham: 1942 hörten wir, man suche alle Juden zusammen, um sie zur Arbeit in Lager zu schicken. Wir entschlossen uns, mit allen zusammen ins Lager zu gehen.

*Aber Sie wussten natürlich nicht, was es bedeutete, «ins Lager geschickt zu werden»?*

Shlomo: Nein, wir wussten nicht, was die Bedeutung des Lagers war. Wir kamen also auch ins Lager nach Auschwitz.

*Das bedeutet also, wenn Sie sich entschlossen hätten, weiter im Untergrund zu leben, wären Sie nicht mit dem Transport nach Auschwitz gekommen? Sie gingen also freiwillig, wenn ich Sie richtig verstanden habe?*

Abraham: Eigentlich ja. Aber man muss verstehen, dass das Verstecken in den Dörfern der Umgebung von Plohsk nicht einfach war: man kannte uns, und die Polen verrieten uns ständig. Wir mussten von Dorf zu Dorf fliehen. Ich war Schneider – ich nähte hier und dort, so dass wir irgendwie am Leben blieben. Wir flohen von Dorf zu Dorf, und schliesslich hatten wir keinen Ausweg mehr.

*Waren Sie zusammen in einem Eisenbahnwaggon?*

Abraham: Ja.

*Abraham, erinnern Sie sich an das genaue Datum?*

Abraham: Das war Ende 1942.

*In welchem Monat?*

Abraham: Im Dezember, genau zu Chanuka.<sup>9</sup> Man schickte uns zunächst ins Ghetto nach Mława, wo wir gut acht Tage bis zur Abfahrt des Transports nach Auschwitz waren.

*Fuhr der Zug morgens oder abends von dort ab?*

Shlomo: Der Zug fuhr mitten am Tage ab.

*Erinnern Sie sich an den Waggon, in dem Sie waren?*

Abraham: Das war ein geschlossener Waggon für Viehtransporte. Es gab auch einige richtige Passagierwaggons.

*Wie viele Menschen waren ungefähr in dem Waggon?*

Abraham: Das war schwer abzuschätzen – der Waggon war voll. Wir waren dicht zusammengedrängt. Es gab keinen Platz zum Sitzen oder zum Hinlegen. Wir konnten uns nicht viel bewegen, das war schrecklich. Wir sehnten uns förmlich danach, irgendwo anzukommen. Die Bedingungen waren unmenschlich.

*Sie waren mit Ihrem Bruder Shlomo zusammen. Wer war noch bei Ihnen?*

Abraham: Ich war nur mit Shlomo. Unsere Eltern hatten wir schon vorher verloren. Mutter hatte man ja schon aus Nowy-Dwór fortgeholt – nach Auschwitz-Birkenau. Mutter, unsere Schwester und unser Bruder waren uns einen Monat vorausgegangen.

*Erinnern Sie sich noch, wie lange die Fahrt nach Auschwitz dauerte?*

Abraham: Ich glaube, etwa zwei Tage.

Shlomo: Ja, wir fuhren gut zwei Tage.

*Wussten Sie, dass Sie nach Auschwitz fuhren?*

Shlomo: Nein. Als man uns in den Zug steckte, hatten wir bereits Gerüchte vernommen, wir würden in ein Arbeitslager kommen. So sagte man. Bis zu unserer Ankunft in Auschwitz wussten wir nicht, in welche Richtung wir fuhren.<sup>10</sup>

*Und über Auschwitz hatten Sie nichts gehört?*

Shlomo: Nein, wir wussten nichts. Wir schauten während der Fahrt durch die Löcher in den Waggonwänden und konnten die Namen der Orte lesen, durch die wir fuhren. Aber wir wussten nicht, dass wir nach Auschwitz fuhren.



*Wann genau kamen Sie nach Auschwitz?*

Shlomo: Nach Auschwitz kamen wir am Ende der zweitägigen Bahnfahrt in einem Transport von 2.500 Juden aus dem Ghetto Mława. Das war am 7. Dezember 1942, am Vorabend des Chanukafestes.

*Wie erinnern Sie sich daran, dass es in der Nacht war?*

Shlomo: Dass wir in der Nacht ankamen, daran erinnere ich mich ganz genau! Nach Birkenau kamen wir mitten in der Nacht. Dort waren nur SS-Leute mit Hunden und mit Scheinwerfern.<sup>11</sup> Sie öffneten die Türen und empfingen uns mit Schlägen. Zunächst bekamen wir Schläge, das war das Erste, Schläge, damit wir schneller aus den Waggons ausstiegen. In den Waggons blieben alte Leute zurück und Kinder, die erdrückt worden oder sonstwie ums Leben gekommen waren. Auf der zweitägigen Fahrt hatten wir nichts zu Trinken bekommen. Kein Wasser. Wie wir das ausgehalten haben, weiss ich nicht.

*Auch in Ihrem Waggon waren Menschen gestorben?*

Shlomo: Ja, auch in unserem Waggon waren Menschen gestorben. Die Toten blieben in den Waggons. Man sammelte sie nachher ein.<sup>12</sup>

*Wo stiegen Sie aus dem Zug aus? Wo genau hielt der Zug?*

Abraham: Der Zug hielt an einem Ort, in der Station Auschwitz; auf der einen Seite lag Auschwitz, auf der anderen Birkenau.

*War das die Rampe, die «Judenrampe»?*

Abraham: Ja.

*Das heisst, es war die Rampe, die sich in der Nähe des Eingangs zu Auschwitz I befindet, dreieinhalb Kilometer von Birkenau entfernt?*

Abraham: Genau, neben dem Haupttor ins Lager Auschwitz. Dort war ein freies Gebiet. Das war die Rampe.

*Können Sie die Selektion beschreiben?*

Abraham: Wir kamen in der Nacht an und sahen ein Feld voller Projektoren, die uns anstrahlten. Dort teilte man uns auf. Dort fand die Selektion statt.

Shlomo: An der Station der Rampe empfing uns der Lagerleiter, der Rapportführer und der Lagerarzt. Man holte uns alle aus den Waggons heraus, trennte Frauen und Kinder von den Männern und sagte uns, wir sollten uns

in Fünferreihen aufstellen. Jeder musste an dem Lagerarzt, der die Selektion durchführte, vorbeigehen. Er wählte uns zusammen mit noch anderen Deutschen aus. Jeder musste an ihm vorbei. Er stand dort mit einem Stock und begann: «Links» – «Rechts». Er sagte das noch nicht einmal mit Worten, sondern gab mit seinem Stock Zeichen in die eine oder in die andere Richtung. Wir wussten nicht, welche Seite die bessere war. Abraham und ich kamen auf eine Seite, und der Arzt zeigte mit seinem Stock weiterhin nach rechts und links, bis er müde wurde. Dann mussten alle nach links.<sup>13</sup> Später machte er weiter – «Links, Rechts», und als er wieder müde wurde, kamen alle wiederum auf die linke Seite.

Abraham: Als wir dort ankamen, sagte der Selektionsleiter wenig. Vielleicht nur «hierhin» und zeigte mit dem Finger nach rechts oder links. Die Jungen auf die eine Seite, die Alten auf die andere. Frauen holte man bei der Selektion dieses Transportes überhaupt nicht heraus. Es gab Transporte, bei denen auch Frauen oder junge Mädchen ausselektiert wurden, aber bei unserem Transport kamen keine heraus.

Shlomo: Aus der Gruppe der Männer wurden 200 Leute ausgewählt. Abraham und ich waren darunter.

*Hatten diese 200 Männer, die zur Arbeit ausgewählt wurden, etwas Gemeinsames?*

Abraham: Alle waren junge Leute; ältere nahm man überhaupt nicht.

*Waren alle 200 Männer stark und gross?*

Shlomo: Der SS-Arzt sah nur auf das Äussere. Er wählte sich die Männer aus, die er wollte. Das waren natürlich nur diejenigen, die arbeiten konnten. Er blickte die Leute an und notierte sich, wer ihm geeignet erschien. War jemand geeignet, so wurde er nach seinem Beruf gefragt. Wir sagten, wir seien Schneider, und so wählte man uns.

Später wurden wir zu Fuss ins Lager Birkenau (Brzezinka) gebracht. Den Rest der Männer tat man mit den Frauen und Kindern zusammen. Alle wurden dann auf Lastwagen gepfercht und irgendwohin ins Lager gebracht. Später erfuhr ich, dass sie vergast wurden.

Abraham: Wir sahen aus der Ferne in dieser Richtung ein Feuer.

Shlomo: Aber wir wussten nicht, was das bedeutete.

*Wohin wurden die 200 Männer gebracht, die nach der Selektion noch übriggeblieben waren?*

Abraham: Wir gingen überhaupt nicht nach Auschwitz hinein. Man brachte uns ins Lager A in Birkenau. Als wir nach Birkenau kamen, war der Him-

mel rot, denn es gab noch nicht die Verbrennungsanlagen mit den Schornsteinen, sondern nur die Gruben. In der Luft lag der Geruch verbrannten Fleisches. An unserem Ankunftstag wussten wir noch nicht, warum das Feuer brannte. Erst nach einigen Tagen wurde uns klar, was dort geschah. Man brachte uns in den Block 25. Der Blockälteste hiess dort Pinkas.

*Woher kam er?*

Abraham: Ich glaube, er kam aus Lodz.

Shlomo: Als wir ins Lager Birkenau kamen, begannen wir, die Leute zu fragen, wann die Übrigen eintreffen würden. Und man sagte uns: «Bald werdet Ihr sie sehen», zeigte auf den Rauch in der Ferne – «Seht, seht, dort sind sie.» Wir verstanden nicht, was da vor sich ging. Doch wir sahen niemanden von den anderen unseres Transports jemals wieder.

Abraham: Man hatte sie auf Lastwagen zu den Gruben gebracht und dort ermordet.

*Wie erging es Ihnen am ersten Tag in Block 25?*

Abraham: In Block 25 kam jeder, der im Lager eintraf, bevor man die Leute verteilte. Dort war auch Grünbaums Sohn, der im Untergrund in Spanien gewesen war.<sup>14</sup>

Shlomo: Wir kamen in den Block 25 am 9.12.1942 und blieben dort bis zum späten Nachmittag, bis vier Uhr oder fünf. Dann holte man uns wieder heraus und gab uns etwas Suppe zum Essen. Dort trat dann auch der Obersturmführer Moll das erste Mal auf. Erst später erfuhren wir, wer dieser schreckliche Moll<sup>15</sup> war.

Es war inzwischen Nacht geworden, und Moll stand mit einem Scheinwerfer vor uns. Jeder von uns musste an ihm vorübergehen, und Moll stellte Fragen, blickte jeden an, prüfte, ob man gesund und stark wäre. Moll erklärte, er werde Arbeiter für die Gummifabrik auswählen. Das geschah, um uns zu verwirren. Zu diesem Appell mussten wir uns noch nicht einmal ausziehen. Er fragte mich nach meinem Beruf. Ich sagte, ich sei Schneider, und er antwortete auf Deutsch: *Ja, Schneider brauchen wir!* Zu Abraham sagte er das Gleiche. Er sah, dass wir gesund waren. Wenn jemand schwach war, sagte Moll zu ihm: *Nein, nein, wir brauchen keine Schneider.* Kam ein Schuhmacher, der gesund aussah, hiess es: *Ja, Schuhmacher brauchen wir noch!* und so fort. Das war sein Trick. So sprach er mit jedem Einzelnen, und zum Schluss blieben noch 100 Männer übrig, die man alle in den Block 2 in Birkenau brachte. Dieser Block gehörte einer Gruppe, die vor uns dort

gearbeitet hatte und ein oder zwei Tage zuvor umgebracht worden war. Die Kleider lagen noch dort, als ob man sie vor wenigen Augenblicken abgelegt hätte.

Abraham: Wir sahen, dass dort vor Kurzem noch Menschen gewesen sein mussten – es lagen Essensreste herum und alle möglichen anderen Dinge. Wir wussten nicht, dass hier zuvor die Männer vom vorangegangenen *Sonderkommando* gelebt hatten. Man erzählte uns erst später, dass man sie von dort fortgeholt und umgebracht hatte. Uns hatte man an ihre Stelle gesetzt.

*Sie waren also das neue Sonderkommando?*

Abraham: Ja, völlig neu, niemand von der alten Truppe war übriggeblieben. – Später in der «Sauna» tätowierte man uns die Nummern.<sup>16</sup>

*Welche Nummer bekamen Sie?*

Shlomo: *Dreiundachtzigtausendundneunundfünfaig.*

*Und Sie, Abraham, welche Nummer bekamen Sie?*

Abraham: *Dreiundachtzigtausendundsechzig.*

Shlomo: Er stand hinter mir.

*Wie machte man Ihnen die Nummer?*

Abraham: Als wir nachts in Block 25 ankamen, blieben wir zunächst dort. Morgens holte man uns in die «Sauna» zum Duschen, rasierte die Haare ab



und gab uns andere Kleider.<sup>17</sup> Als wir dort herauskamen, ohne Schuhe, kannten Shlomo und ich uns einander kaum wieder. Wir standen nebeneinander und suchten einander immer noch. So fremd waren wir uns plötzlich. Dort tätowierte man auch die Nummer nach dem Duschen.

*Vor der «Sauna» oder in der «Sauna»?*

Abraham: Draussen. Wir standen dort in der Schlange, und man machte uns die Nummern.

*Erinnern Sie sich, wie das vor sich ging?*

Shlomo: Mit einer Nadelspitze. Der Mann dort griff nach dem Arm, schob den Ärmel hoch, zog den Arm zu sich und stach mit der Nadel die Nummer ein. Als ich fertig war, erhielt mein Bruder, der hinter mir stand, die folgende Nummer.

*Wohin brachte man Sie dann?*

Abraham: Im Verlauf des Tages brachte man uns ins Frauenlager, damit wir dort beim Steineschleppen helfen konnten. Dort war ein schrecklicher Matsch, da blieben sogar die Schuhe drinn hängen. Also hatte ich bereits keine Schuhe mehr. Dort machte man etwas ganz Furchtbares: es kam ein Lastwagen mit Steinen und schüttete die Steine auf uns. Das war furchtbar. Block 25 war ein Durchgangsblock, wie mein Bruder schon gesagt hat. Dann wurden wir zum *Sonderkommando* ausgewählt, so kamen wir in den Block 2.

*Kamen alle Männer aus Block 25 zum Sonderkommando?*

Abraham: Nein. Nach der Arbeit mussten wir alle auf dem Appellplatz antreten. Moll erschien und holte ungefähr 100 Leute zum *Sonderkommando* heraus, wie wir schon sagten.

*Erklärte Moll während des Appells, wozu er die Männer brauchte? Sagte er ausdrücklich, sie kämen zum Sonderkommando?*

Abraham: Nein, wir wussten nicht, wozu wir bestimmt waren.

*Wie viel Zeit verstrich zwischen Ihrer Ankunft in Auschwitz und dem Beginn Ihrer Arbeit beim Sonderkommando?*

Abraham: Ein, zwei Tage insgesamt, in denen wir draussen arbeiten mussten.

*Wie bezeichneten die Deutschen diese Gruppe? Als Sonderkommando?*

Abraham: Von Anfang an nannte man die Gruppe «*Sonderkommando*». Es gab im Frauenlager zwei Blöcke – Block 1 und 2. Block 1 nannte man SK – «*Strafkommando*», und wir in Block 2 hiessen «*Sonderkommando*». Block zwei war von zwei Seiten geschlossen. Die Leute in Block 1 konnten nicht heraus, aber auch wir konnten nicht herausgehen. Die gesamte Zeit waren wir im Block.<sup>18</sup>

Shlomo: Wir sahen bald, dass wir getrennt und abgeschlossen waren von dem Rest des Lagers. Wir durften keinesfalls hinaus.

*Wo befand sich Block 2?*

Am Anfang des Lagers, dort wo später das Frauenlager errichtet wurde.

*War das ein Block aus Steinen oder aus Holz?*

Shlomo: Der Block war aus Steinen gebaut. Dorthinein brachte man 100 Männer, so dass wir fünf auf jeder Pritsche waren und eine Decke hatten.

*Wer war dort der verantwortliche Blockälteste?*

Shlomo: Blockältester war dort George, ein junger Jude aus Frankreich. Er hatte keinen Stellvertreter, aber es gab einen Vorarbeiter und einen Kapo.

*Wann wurden Sie das erste Mal als Sonderkommando eingesetzt?*

Shlomo: In Block 2 waren wir bis zum Morgen des nächsten Tages eingeschlossen. Das war der 10. Dezember 1942. Nachdem alle Gruppen zur Arbeit fortgezogen waren, kam Moll zum Block und befahl: «*Sonderkommando, heraustreten!*». So erfuhren wir, dass wir zu einer besonderen Gruppe eingeteilt worden waren und nicht in der Gummifabrik arbeiten würden. Wir wussten nicht, zu welcher Arbeit man uns einsetzen wollte, und was diese Gruppe nun war, denn niemand hatte uns irgendeine Erklärung gegeben. Auf Molls Befehl stellten wir uns in Reihen zu fünf vor dem Block auf.<sup>19</sup> SS-Männer mit Hunden umstellten uns und führten beide Gruppen mit je 100 Männern aus dem Lager Birkenau in die Richtung des Dorfes Brzezinka.<sup>20</sup> Wir gingen auf einem Weg, der auf beiden Seiten von Wald begrenzt war, und bogen dann nach rechts vom Weg ab. Man brachte uns nach Brzezinka. Wir bemerkten schon aus der Ferne den Rauch und den Gestank von verbranntem Material. Aber wir konnten uns nicht vorstellen, was wir dort sehen würden. Wir wussten noch nichts.

*Wie lang war der Weg von Block 2 bis zu diesem Ort im Wald?*

Abraham: Vielleicht eine Viertelstunde.

Shlomo: Während des Fussmarsches fiel Schnee. Wir kamen an ein freies Feld, an dessen einer Seite ein Gebäude stand, das so aussah wie ein Pferdestall mit groben Türen, und etwas weiter entfernt ein weisses Dorfhaus mit Strohdach.

*An welcher Stelle in Birkenau standen diese grosse Hütte und das Dorfhaus, die sie hier beschreiben?*

Abraham: Den Ort nannte man Brzezinka. Das ist polnisch und heisst «Birkenwald». Er lag etwa einen Kilometer von unserem Block in Birkenau entfernt.

Shlomo: Wir blieben neben der Hütte stehen. Moll teilte uns in Gruppen zu zehn und zwanzig Leuten ein und begann mit Erklärungen. Dann öffnete er die Hütte, und wir sahen etwas ganz Seltsames: der Fussboden der Hütte bestand aus Sand. Wir sahen Spuren von Leuten, die sich dort entkleidet haben mussten. Schuhe, Männerkleider, Kinderkleider, Frauenkleider. Das alles war in der Hütte, als ob man die Kleider gerade abgelegt hatte. Völlig neue Kleider, alles auf dem Sand, aber von den Menschen sahen wir nichts. Wir konnten uns nicht vorstellen, was das bedeutete. Ich sagte zu mir selbst, man müsse die Kleider wohl aufhängen, damit sie nicht verschmutzten.

Eine Gruppe blieb in der Hütte und bündelte die Kleider. Die andere Gruppe brachte man zu dem Dorfhaus. Wir sahen noch keine Anzeichen aus der Ferne, was dort sein könnte. Wir merkten auch nicht, dass Menschen dort in dem Haus waren. Moll fing dann an, uns unsere Arbeit zu erklären: «Eure Arbeit besteht darin, die Toten aus dem Haus zu holen. Da sind Leichen drin, und ihr müsst sie auf Karren herausholen und in die grossen Gruben werfen, um sie zu verbrennen.» Er sagte uns, wir würden Essen bekommen, im Lager schlafen, aber wir müssten schwer arbeiten. Andernfalls erhielten wir Schläge. Für diejenigen, die nicht arbeiten wollten, so sagte Moll, gäbe es Schläge und Hunde. Es waren dort wirklich SS-Leute mit Hunden, die uns immer begleitet hatten.

Als er die Tür der Hütte öffnete, fielen die Toten heraus. Wir rochen den Geruch von Gas. Wir sahen die Leichen, alle Altersgruppen, alle Geschlechter, alles war voller nackter Menschen. Einer auf dem anderen, so dass sie sogar heraus fielen.

*Wo fielen die Leichen heraus?*

Shlomo: Aus dem Haus. Die toten Körper lagen dort so dicht gedrängt und einer auf dem anderen, dass beim Öffnen der Tür die Leichen einfach her-

aus fielen und neben der Tür zu liegen kamen. Wir sahen die Leichen herausfallen – Erwachsene und Kinder.

*Männer und Frauen zusammen?*

Shlomo: Ja, alle zusammen.

*Auch Kinder?*

Shlomo: Ja, auch Kinder und Säuglinge, alle zusammen.

*Was geschah dann?*

Shlomo: Wir bekamen fast alle einen Schock. Jeder starrte den anderen an, ohne etwas zu sagen. Vor Schrecken konnten wir kein Wort herausbekommen. Das dauerte ein bis zwei Tage, bis wir wieder zu uns selbst gekommen waren. So ein Bild hatten wir nie gesehen.

*Wussten Sie, dass es sich bei den Toten um Juden handelte?*

Shlomo: Wir wussten, dass es Juden waren, denn schon in den ersten Tagen hatte man uns erzählt, dass im Lager Juden verbrannt würden. Ich wusste nicht, was mit mir geschah. Ich war völlig schockiert. Ich wusste nicht, ob ich schreien sollte oder nicht. Es war das erste Mal in meinem Leben, dass ich einen Toten sah. Ich wusste nicht, was ich dort tat. Ich blickte die anderen an, als ob wir nicht normal seien. Im ersten Augenblick dachte ich, dass ich dort auf keinen Fall arbeiten wollte.

*Sie wollten fliehen ...*

Shlomo: Oder sterben. Eines war klar. Dort wollte ich nicht weiter bleiben. Ich weiss nicht, wie ich den ersten Tag überlebte.

*Reagierten Ihre Freunde um Sie herum ähnlich?*

Shlomo: Ja, alle reagierten auf die gleiche Weise, jeder fragte: «Was ist das hier bloss? Sind wir hier in der Hölle? Ist das ein schrecklicher Alptraum?»

*Wie alt waren sie damals?*

Shlomo: Ich war siebzehn.

*Wie alt waren Sie, Abraham?*

Abraham: Ich war bereits zwanzig Jahre alt.

*Wie reagierten Sie, als sie die Toten zum ersten Mal sahen?*



Abraham: Ich arbeitete bei der Kleider Sortierung und habe die Szene, die Shlomo beschrieben hat, nicht gesehen. Es war ja nur eine Gruppe zu dem Haus gegangen, die andere war bei den Kleidern geblieben. Ich gehörte zu der zweiten Gruppe. Daher habe ich die Szene nicht gesehen.

Shlomo: Wir wussten nichts. Wir konnten mit niemandem sprechen, konnten niemanden fragen. Wir wussten nur, dass dies die Menschen sein mussten, die man in der Hütte entkleidet hatte und deren Kleider dort verblieben waren. Die Kleider in der Hütte hatten den Menschen gehört, die wir nun tot in dem Haus liegen sahen. Und man sagte uns: «Hier, auf diesen Karren, schafft sie heraus!»

*Wer gab diese Befehle? Wer erklärte Ihnen die Arbeit?*

Shlomo: Einer der Deutschen; ich glaube gar, es war Moll.

*Worum handelte es sich bei diesem Haus genau genommen?*

Abraham: Dort war die «Gaskammer».

*Wie sah die Gaskammer aus?*

Shlomo: Ein kleines Haus mit einem Strohdach. Die Fenster waren mit Steinen verschlossen. Über der Eingangstür hing ein Schild mit der Aufschrift «Achtung Hochspannung, Lebensgefahr». Das Haus war drinnen in vier Kammern unterteilt. In der grössten Kammer waren in der Wand zwei Lucken. Alle anderen drei Räume hatten jeweils eine Luke. Diese Luken konnten mit einer Holztür verschlossen werden. Jeder Raum hatte einen getrennten Eingang. Das Schild «Achtung Hochspannung, Lebensgefahr» sah man nur, wenn die Tür geschlossen war, war die Tür offen, so sah man die Aufschrift «Zum Bad und Desinfektion». Die zum Tode Verurteilten in der Kammer sahen die zweite Aufschrift, die sich auf der Tür zur Kammer befand. Dort stand: «Zum Bad und Desinfektion».<sup>21</sup>

*Das bedeutet, die Menschen zogen sich also in der Hütte aus ...*

Shlomo: Ja, und dann gingen sie barfuss draussen über den Schnee bis zu dem anderen Haus, und nachher schüttete man das Gas in das Innere des Hauses.

*Das zweite Haus diente also als Gaskammer?*

Shlomo: Ja, so war das.

*Wie weit war die Hütte von dem Dorfhaus entfernt?*



*Ein örtliches Bauerngehöft wird in eine Gaskammer verwandelt.*

Shlomo: Vielleicht 30 bis 50 Meter, aber es gab keinen bezeichneten Weg zwischen den beiden Gebäuden.

*Wie leitete man das Gas in das Innere des Hauses?*

Shlomo: Es gab dort ein kleines Fenster in der Seitenwand. Anfangs hatten wir das gar nicht gesehen. Zur Vergiftung der Menschen wurde nicht die gesamte *Sonderkommando*-Häftlinge, benötigt. Meistens geschah das in der Nacht. Man wählte zunächst zwanzig Männer aus der Gruppe aus, die bei dieser Arbeit helfen sollten. Die Vergasung selbst übernahmen SS-Leute. Die Menschen wurden mit Lastwagen bis an die Hütten herangebracht. Wir halfen den Kranken, von den Lastwagen herabzusteigen und sich in der Hütte auszuziehen. Alle mussten sich in der Hütte ausziehen. Die Hütten und der Bereich dazwischen war von SS und Hunden umstellt. Die Nackten mussten dann von der Hütte hinüber zur Gaskammer laufen. SS-Leute, die neben der Tür standen, trieben sie mit Stöcken zur Eile an. Sobald die Gaskammer voll war, schlossen SS-Leute die Tür, und ein SS-Mann befahl seinem Assistenten, mit der Vergasung zu beginnen. Er sagte: «Machen Sie das fertig!» Er holte dann aus einem Wagen des «Roten Kreuzes»<sup>22</sup>, der

hinter dem Transport mit den zur Vergasung bestimmten Menschen fuhr, eine Gasbüchse, einen Hammer und ein besonderes Messer. Er setzte eine Gasmasken auf, öffnete mit Hammer und Messer die Büchse und schüttete den Inhalt durch die Luke in die Gaskammer. Dann schloss er die Luke wieder. Die Gasbüchse war aus Metall mit gelben Aufklebern, genau wie die Büchsen, die man später im Krematorium benutzte. Büchse, Hammer, Messer und Gasmasken verstaute er nachher wieder im Wagen. Diesen Wagen nannten die Deutschen untereinander «Sankar». Ich selbst hörte mehrmals, wie man fragte: «Ist der Sankar hier?» Nach dieser Aktion fuhren sie in dem Sanitätswagen davon, und uns brachte man wieder zurück in den Block. Ich weiss nicht, wie das vorher war, aber nach der Vergasung in der Nacht blieb eine SS-Wache dort zurück neben der Bunkerkammer.<sup>23</sup> Manchmal blieb der Bunker auch ohne Bewachung, Kisten mit Goldzähnen wurden gestohlen, die zusammen mit anderen Dingen in den Hütten aufbewahrt wurden.

*Sie brachten die Leichen dann zu den Gruben?*

Shlomo: Ja. Man gab uns Gasmasken, und durch die Tür mit der Aufschrift «Zur Desinfektion», hinter der natürlich keine Desinfektion stattfand, zerrten wir die Leichen auf den Hof. Mit Karren fuhren wir die Leichen von der Hütte bis zu den Gruben und warfen sie hinein ...

*Brachten diejenigen, die die Leichen aus den Hütten holten, auch die Karren zu den Gruben?*

Shlomo: Ja, genau bis zu den Gruben.

*Sie selbst also?*

Shlomo: Ja.

*Wie sahen die Leichen nach der Vergasung aus?*

Shlomo: Wenn man die Tür nach der Vergasung öffnete, lagen die Leichen alle aufeinander, dichtgedrängt in Schichten, andere waren aufrecht stehen geblieben. Oft sah ich auf den Lippen der vergasteten Toten etwas Weisses. In der Gaskammer herrschte eine fürchterliche Hitze, man spürte den süsslichen Geschmack des Gases. Manchmal hörten wir beim Eintritt in die Gaskammer noch Stöhnen, besonders, wenn wir begannen, die Leichen an den Händen aus der Kammer zu zerrren.

Einmal fanden wir einen lebendigen Säugling, der in ein Kissen eingewickelt war. Auch der Kopf des Babys steckte in dem Kissen. Nachdem wir das Kissen entfernt hatten, schlug das Baby die Augen auf. Es war also

noch am Leben. Wir brachten das Bündel zum Oberscharführer Moll mit der Meldung, das Kind lebe. Moll brachte das Kind an den Rand der Grube, legte es auf die Erde, trat ihm auf den Hals und warf es in das Feuer. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie er das Kind getreten hat. Es bewegte seine Ärmchen. Es schrie nicht, daher konnte ich nicht feststellen, ob es noch atmete. Auf jeden Fall sah es ganz anders aus als die übrigen Leichen.<sup>24</sup>

*Wie lange dauerte es, die Leichen aus dem Haus herauszuziehen?*

Shlomo: Wir arbeiteten fast den ganzen Tag.

*Wie zogen Sie die Leichen aus der Hütte?*

Shlomo: Mit den Händen. Wir begannen zunächst so, dass vier Leute den toten Körper ergriffen. Das machte Moll zornig. Er krepelte die Ärmel hoch und warf die Leichen durch die Tür in den Hof. Trotz der Demonstration, die er uns gab, sagten wir, wir sähen keine Möglichkeit, so wie er zu arbeiten. Daraufhin erlaubte er uns, zu zweit zu arbeiten.

*Sie zogen also die Leichen praktisch zu zweit aus dem Haus?*

Shlomo: Ja, zu zweit oder zu viert zogen wir die Leichen heraus, packten sie auf die Karren, fuhren sie bis zu den Gruben und warfen sie hinein.

*Wo waren die Gruben?*

Shlomo: Nicht sehr weit von dem Haus entfernt.

*Was meinen Sie mit «Gruben»? Können Sie die Anlage beschreiben?*

Shlomo: Auf der anderen Seite der Hütte waren vier grosse Gruben von 20 Metern Länge und drei Metern Tiefe, sieben bis acht Meter breit. Unten drin war Holz aufgestapelt, ein Stoss auf dem anderen, damit von unten Luft herankam. Da warfen wir die Leichen hinein.

*Wie warfen Sie die Leichen in die Gruben? Nach einer bestimmten Ordnung?*

Shlomo: Nein. Am Anfang gab es keine Ordnung. So wie die Leichen kamen, wurden sie hineingeworfen.

*Hatten die Deutschen diesbezüglich keine Anweisungen gegeben?*

Shlomo: Nein, sie hatten uns nur erklärt, was zu tun sei, um die Leichen gleichmässig zu verteilen, damit nicht auf einer Seite weniger waren als auf der anderen.

*Was wurde gemacht, nachdem die Leichen in die Gruben geworfen worden waren?*

Shlomo: Nachdem alle Leichen herausgeholt worden waren, mussten wir das Haus sauber machen, den Boden mit Wasser wischen, Sägespäne wurden ausgeschüttet und die Wände geweißt.<sup>25</sup> Nachdem das alles fertig und zusammengesammelt war, sahen wir, dass die Deutschen Benzin auf die Leichen geschüttet hatten. Sie riefen uns zusammen, und noch während wir dort herumstanden und darauf warteten, nach Birkenau zurückgeführt zu werden, sahen wir, wie das Feuer entzündet wurde. Das Feuer brannte von oben ab, und wir gingen wieder in unseren Block zurück.

*Die Deutschen entzündeten also das Feuer?*

Abraham: Die Deutschen entzündeten das Feuer und warfen auch das Gas ein. Alles machten die Deutschen.<sup>26</sup>

Shlomo: Wir holten die Asche aus den Gruben, aber erst 48 Stunden nach der Verbrennung. In der Asche fanden sich noch Knochenreste. Wir fanden



*David Olère begräbt die Überreste von Kindern in Birkenau.*

Schädelknochen, Kniegelenke und lange Knochen. Mit dem Spaten schaufelten wir die Asche an den Rand der Grube. Dann kamen Lastwagen, auf die die Asche geschafft und zum nahegelegenen Fluss Sola gefahren wurde. Wir wurden auch dabei eingesetzt. Alles geschah natürlich unter Bewachung durch SS-Männer. Der Raum zwischen den Lastwagen und dem Fluss wurde mit Stoffbahnen überdeckt, so dass nichts von der Asche auf den Boden fiel. SS-Männer wollten, dass man die Asche so in den Fluss warf, dass sie mit der Strömung davongetragen wurde und sich nicht am Boden absetzte. Wir schüttelten die Stoffbahnen über dem Wasser aus und fegten den Platz sorgfältig.

*Wie viele Leute waren in diesem Arbeitskommando?*

200 Männer. Ein SS-Mann teilte uns in verschiedene Gruppen ein.

*Wie wurde die Aufteilung der Arbeit unter den 200 Leuten vollzogen?*

Shlomo: Ein Teil musste die Kleider zusammensammeln; die Dinge, die in den Hütten von den vergasten Menschen übriggeblieben waren, wurden von einer besonderen Gruppe sortiert und in die «Effektenkammer» in Auschwitz gebracht.<sup>27</sup> Eine andere Gruppe holte die Leichen auf Karren heraus, und ein anderer Teil warf sie in die Gruben. Einige mussten den Leichen die Goldzähne ziehen, die Haare zusammensammeln oder die Brillen.

Andere Männer sammelten die Leichen und legten sie auf die Wagen, die auf engen Schienen standen. Andere fuhren die Wagen bis an den Rand der Gruben. Die Schienen führten zwischen den Gruben hindurch.

Eine weitere Gruppe musste die Gruben für die Verbrennung der Leichen vorbereiten. Der Boden war mit dickem Holz bedeckt, darauf lagen gekreuzt dünne Äste und oben drauf trockene Äste.

Andere Arbeiter nahmen die Leichen von den Rollwagen und warfen sie in die Gruben.

Wenn alles angeordnet war, schüttete Moll oder ein anderer SS-Mann in alle vier Ecken Benzin, entzündete einen Stock und warf ihn an die Stelle, wo er das Benzin ausgeschüttet hatte. Das Feuer entflammte und verbrannte die Leichen. Während Moll dort beschäftigt war, standen wir vor dem Haus und schauten genau zu.

*Waren sie beide stets zusammen?*

Shlomo: Nein, ich gehörte mit noch elf anderen zu der Gruppe, die die Leichen aus der Hütte zerren musste. Von dort mussten wir sie auf den Rollwagen verstauen.

Abraham: Ich gehörte zu der Truppe, die in den Block mit den Kleidern der Leute vom Transport kam; ich musste bei den Kleidern arbeiten. Man erklärte uns, man müsse alles in Bündel sortieren, nachher käme ein Lastwagen und würde die Kleider abholen. Wir sollten alles herausholen, was wir in den Taschen fanden, und die Schuhe zusammenbinden.

*Abraham, wussten Sie, was gegenüber geschah, während Sie die Kleider sortierten?*

Abraham: Als wir ins Lager kamen, fragten wir, wohin man die anderen bringen würde, die ausselektiert worden waren. Man antwortete uns: «Seht ihr dort das Feuer, sie steigen zum Himmel auf.» Als man uns dann zur Arbeit holte, sagte man nicht, wohin wir kämen. Wir wussten nicht, dass wir bei den Verbrennungen arbeiten würden. Aber als wir dann mit eigenen Augen das alles dort sahen, ahnten wir schon Entsetzliches. Dann verstand ich auch, dass sich Leute in der Hütte ausgezogen hatten und einfach ihre Kleider auf den Boden geworfen hatten.

*Waren Sie selbst jemals in dem anderen Häuschen, der Gaskammer?*

Abraham: Nein, dort war ich niemals, nur die anderen – die die Leichen dort herausholen mussten, die waren in dem anderen Häuschen.

*Wohin brachten Sie die Kleider, nachdem Sie sie eingesammelt hatten?*

Abraham: Wir machten aus den Kleidern Bündel und brachten diese Bündel dann zu dem Lastwagen der Deutschen. Die nahmen die Kleider fort zur «Effektenkammer».

*Waren dort viele Kleider?*

Abraham: Ja, die Kleider aller Ermordeten. Kleider aller Menschen, die in dem anderen Häuschen ermordet worden waren.

*Wann erzählte Shlomo Ihnen von den Leichen? Wussten Sie, was er während dieser Stunden dort machte?*

Abraham: Wir erzählten einander sofort alles. Wir waren nicht weit voneinander entfernt. Wir standen draussen und jeder erzählte, was er gemacht hatte.

*Glaubten Sie ihm, dass das Häuschen voller Leichen war?*

Abraham: Natürlich glaubte ich ihm, ich hatte doch die Kleider gesehen.

*Gab es zu dieser Zeit noch keine Krematorien in Auschwitz-Birkenau?*

Abraham: Nein. Sie waren damals erst im Bau.

*Das heisst, dass alle Juden, die während dieser Zeit nach Auschwitz kamen, in jenes kleine Haus gebracht wurden.*

Shlomo: Ja.

*Dann war man aber nicht sehr effektiv ...*

Shlomo: Was soll das heissen? Man arbeitete in zwei Schichten, das war das Problem! Ausser dem Bunker 2 in gut einem halben Kilometer Entfernung gab es noch den Bunker 1. Das war auch ein Haus aus Ziegeln mit zwei Kammern. Diese Zellen hatten nur eine Tür und jeweils eine Luke für das Gas, das für eine Kammer reichte. In der Nähe von Bunker 1 stand eine Scheune mit zwei Hütten, die als Räume zum Ausziehen dienten. Die Gruben waren weit entfernt, und man benutzte Waggons auf Schienen.

*Woher kamen die Juden, die zu jener Zeit dort ermordet wurden?*

Shlomo: Die Menschen kamen wohl aus der gleichen Umgebung, aus der auch wir stammten. Das waren Transporte von Juden aus Polen – aus Mlawka, Plohsk und Grodno. Dann kamen auch Transporte aus Holland und Frankreich, aber die Mehrheit war aus Polen, aus unserer Gegend. In den beiden Bunkern wurden zunächst Juden aus Polen ermordet, dann aus Litauen, aus Frankreich, aus Deutschland.

*Die beiden von Ihnen beschriebenen Gebäude sind recht weit vom Lager entfernt. Wie gelangten die Transporte dorthin, zu Fuss oder mit der Bahn?*

Abraham: Auf einem Lastwagen. Als wir eintrafen und auf der Rampe warteten, standen dort Lastwagen. Diejenigen, die man ermorden wollte, wurden auf die Lastwagen getrieben. Wir selbst, die die Selektion überstanden hatten, gingen zu Fuss ins Lager.<sup>28</sup>

*Das heisst – wer zum Tode verurteilt war, musste auf die Lastwagen?*

Abraham: Ja.

*Und wer zum Leben verurteilt war, ging zu Fuss?*

Abraham: Ja.

*Saben Sie einmal, wie Juden auf Lastwagen bei den Bunkern eintrafen?*

Shlomo: Das haben wir oft gesehen.

*Was waren das für Lastwagen?*

Shlomo: Lastwagen der deutschen Armee.



*Trugen die Wagen ein Symbol?*

Shlomo: Ich glaube, ja. Die Automobile waren mit Wagenplanen abgedeckt, alles war verschlossen. Die Menschen konnten nichts sehen und wussten nicht, wohin man sie brachte. Bis zur Ankunft wussten sie nicht, wo sie waren.

*Erinnern Sie sich an die Farbe der East autos?*

Shlomo: Militärgrün.

*Wieviele Wagen brachten einen Transport zu dem Haus?*

Shlomo: Nicht alle auf einmal. Die Wagen fuhren hin und her.

*Hin und her?*

Shlomo: Ja, die Wagen kamen mit den Menschen, kehrten leer zurück und kamen noch einmal und noch einmal, bis der gesamte Transport bei den Hütten war.

*Hörten Sie Stimmen oder Schreie aus dem Inneren der Lastautos?*

Shlomo: Die Menschen riefen einander zu – Mütter riefen nach ihren Kindern, Kindern nach ihren Müttern oder Vätern. Manchmal hörte man auch das «Shema Israel». <sup>29</sup> Das waren so die Laute, die man hörte ...

*Von wo hörten Sie die Stimmen?*

Shlomo: Wenn die Wagen an uns vorüberfuhren, konnten wir die Stimmen hören. Als ich an unserem ersten Arbeitstag die entkleideten Leute – Männer, Frauen, Kinder zusammen sah, bekam ich einen heftigen Schrecken. So etwas hatte ich mein ganzes Leben noch nicht gesehen. Ich war so erschrocken, dass ich beschloss, ich wolle dort nicht Weiterarbeiten. Ich sagte zu meinem Bruder: «Ich kann mit dieser Arbeit nicht weitermachen.» Es lag dort eine zerbrochene Flasche herum, und als alles schon sauber war, nahm ich einfach die Glasscherben, schnitt mir in den Arm und sagte, ich könne nicht Weiterarbeiten.

*Waren Sie da schon mit der Arbeit fertig?*

Shlomo: Nein, noch nicht gänzlich. Ich schnitt mich, das Blut lief herunter, und ich sagte: «Ich kann nicht mehr Weiterarbeiten».

*Wie machten Sie das?*

Shlomo: Dort neben der Grube.

*Hat man Sie dabei gesehen?*

Shlomo: Ja, aber ich musste die Arbeit fortsetzen.

*Wollten Sie wirklich sterben, als Sie sich mit den Scherben schnitten?*

Shlomo: Ja, ja, ich wollte sterben, ich wusste nicht, was ich dort sollte. Das war eine Tragödie – so viele Menschen starben dort auf einen Schlag. Alle waren in meinem Alter. Wo hatte ich zuvor jemals so viele Leichen gesehen. Ich erlitt wirklich einen Schock.

*Und da kamen Sie zu diesem Entschluss?*

Shlomo: Es war mir völlig egal, was sein wird. Ich war bereit, das Risiko einzugehen; auf jeden Fall, sagte ich mir, werde ich zu dieser Arbeit nicht mehr gehen.

*Verloren Sie viel Blut?*

Shlomo: Ja, sehr viel. Es schwoll auch an, und ich hätte eigentlich nicht mehr Weiterarbeiten können. Aber was hätte ich tun können? Ich sagte zu mir, ich wolle nicht mehr arbeiten. Egal, was sein wird. Mich interessierte nichts mehr.

*War das alles am ersten Tag?*

Abraham: Ja, an unserem ersten Arbeitstag.

Shlomo: Am Abend dieses Tages wurden wir wieder ins Lager zurückgebracht, nicht zum ersten Block, aus dem wir zur Arbeit gegangen waren, sondern in Block 2.

*Wussten Sie am Ende des ersten Tages bereits, dass Sie zum sogenannten Sonderkommando gehörten?*

Abraham: Ja. Man sagte uns, dieser Block gehöre dem *Sonderkommando*.

*Gab es damals nur einen einzigen Block des Sonderkommandos?*

Abraham: Ja.

*Woher wusste man, dass dies der Block des Sonderkommandos war?*

Abraham: Das *Sonderkommando* vor uns war auch in diesem Block untergebracht. Und im Lager wusste man eben, dass ist der *Sonderkommandoblock* ist.

Shlomo: In diesem Block fanden wir auf den Betten und unter den Matratzen Dinge, von denen man sah, dass sie nicht ins Lager gehörten: frische

Nahrungsmittel, Seifenstücke, neue Hemden. Wir merkten, dass dort irgendetwas anders war, aber wir wussten noch nicht, dass hier die Männer vom *Sonderkommando* gelebt hatten. Nach ein oder zwei Tagen wurde es uns dann klar, denn Leute aus dem Lager erzählten, dort habe das *Sonderkommando* gelebt.

Abraham: Dieser Block war ein einziges Chaos. Wir fanden die Überreste des vorigen *Sonderkommandos*. Und später, als wir beim Stubendienst eingesetzt wurden und wir hinausgingen und aus der Küche des Lagers, die ausserhalb des Reviers des *Sonderkommandos* war, Essen holten, fragte mich jeder, der sah, dass ich neu war, woher ich käme. Ich sagte, man rechnete mich zum *Sonderkommando*. Und da sagte man mir dann, die Männer dort habe man alle umgebracht.

*Man sagte Ihnen also, dass das Sonderkommando umgebracht worden sei?*

Abraham: Ja.

*Glaubten Sie diesen Worten?*

Abraham: Ich hatte es ja schon gesehen, dass die Leute aus dem Block fort waren. Aber wir wussten nicht, dass man sie alle ermordet hatte. Wir wussten, dass dort eine Gruppe gelebt hatte, die man fortgeschafft hatte. Wir wussten nicht, was man mit dem *Sonderkommando* gemacht hatte; wir dachten, man hätte die Leute, die vor uns in dem Block gewohnt hatten, an einen anderen Ort gebracht, um uns dort unterzubringen. Erst später verstanden wir dann wirklich, dass man das *Sonderkommando* vor uns umgebracht hatte.

*Wie wurde Block 2 isoliert?*

Shlomo: Block 2 befand sich gegenüber der Küche. In diesen Block kehrte auch die zweite Gruppe zurück, die im Bunker 1 gearbeitet hatten. Der Block war durch eine Wand abgeschlossen und von den anderen Teilen des Lagers isoliert. Wir durften nicht mit Gefangenen in anderen Blöcken in Kontakt treten.

Abraham: In keinem Block gab es einen Zaun. Nur Block 1 und 2 waren mit einer Mauer isoliert. Dort standen deutsche Wachen an der Tür. Und als Shlomo und ich Stubendienst hatten, durften wir nicht nach draussen gehen.

*Bitte erklären Sie, wie Sie von den anderen Häftlingen isoliert wurden?*

Shlomo: Wir standen jeden Morgen wie die anderen Gruppen, die zur Arbeit gingen, auf. Aber alle anderen gingen vom Block zum Tor ohne Bewa-

chung. Erst sobald sie das Lager durch das Tor verlassen hatten, kam die Wache hinzu. Uns brachte man direkt vom Block unter Bewachung von ungefähr 15 SS-Leuten mit Hunden fort, damit wir mit den anderen Menschen im Lager nicht in Kontakt kämen. Man brachte uns auch direkt in den Block zurück.

*Waren das immer die gleichen Wächter?*

Abraham: Ja. Auch die für uns Verantwortlichen wechselten kaum. Während wir noch bei den Gruben arbeiteten, schlug ein Wächter einen unserer Kameraden. Wir verliessen die Arbeit und sagten, wir würden nicht mehr Weiterarbeiten. Wir machten also einen kleinen Aufstand. Und was geschah? Sie riefen sofort nach den hohen Offizieren. Es kam jemand namens Hössler und fragte uns, was dort vor sich gehe. Wir sagten, wir würden bei derartig schlimmer Arbeit obendrein noch geschlagen. Man könne uns umbringen, aber wir würden nicht Weiterarbeiten. Hössler beruhigte uns und sagte, wir würden fortan nicht mehr geschlagen werden. Er gab sofort den Befehl aus, man solle uns zusätzliche Nahrungsmittel bringen. Dann wurden wir auch nicht mehr geschlagen.

*Welche Kleider trugen Sie während der Arbeit?*

Abraham: Wir trugen normale Zivilkleider, keine Streifenkleidung der Häftlinge. Auf den Hosen war ein rotes Zeichen, und auf dem Rücken war auch ein rotes Kreuz. Wir hatten eine blaue Mütze. So war jeder gekleidet, der im *Sonderkommando* arbeitete. Wer ausserhalb des Lagers arbeitete, trug den Streifenanzug.

*Konnte man die religiösen Gebote beachten?*

Abraham: Es gab bei uns zum Beispiel religiöse Juden, die am Passahfest Matzot<sup>30</sup> wollten. Was sollte man machen? Als Transporte kamen, bei denen sich etwas Mehl fand, nahmen wir das mit in den Block, in dessen Mitte ein langer Ofen war.<sup>31</sup> Ich wusste noch aus meinen Kindertagen von zu Hause, wie man Matzot backt, denn vor dem Passahfest arbeitete ich immer in einer Bäckerei, um Geld zu verdienen. Ich backte also einige Matzot auf dem Ofen im Block. Wir konnten das machen, weil wir abgeschlossen waren, und niemand sah oder wusste, was wir machten.

*Gebörten die Männer, die Matzot haben wollten, zum Sonderkommando?*

Abraham: Ja, das waren religiöse Juden beim *Sonderkommando*<sup>32</sup>

*Wie verbrachten Sie die erste Nacht im Sonderkommando?*

Abraham: Das war eine absolute Katastrophe. Ich dachte mir: Wie werde ich das nur überstehen? Wie komme ich da heraus? Wir begannen miteinander zu reden und uns gegenseitig zu erklären, was überhaupt los sei. Wir konnten einfach nicht glauben, dass so etwas überhaupt möglich sei. Wir dachten, es sei ein Einzelfall. Wir wussten nicht, dass es einen Transport nach dem anderen geben würde, mit denen die Deutschen Juden nach Auschwitz brachten.

*Sprachen Sie in dieser Nacht miteinander über die Situation?*

Shlomo: Nein, wir haben darüber nicht gesprochen und waren so entsetzt, dass wir gar nicht fassen konnten, wo wir uns befanden. Das war ja eigentlich nur unser erster Arbeitstag in Auschwitz. Wir wussten nicht, was Auschwitz und Birkenau waren, und was die Krematorien bedeuteten. Alles kam so überraschend auf uns zu wie ein Schlag. Wir konnten nicht verstehen, was wir gesehen hatten. Unter uns gab es Ärzte und intelligente Leute, wir waren eine zusammengewürfelte Menschenmenge, und einer konnte den anderen nicht verstehen. Jeder fragte den anderen: «Wo sind wir hier nur? – Was geschieht hier?»

Kurze Zeit nachdem wir in den Block gekommen waren, bekam der Blockälteste die Anweisung, einige Stubendienste zu benennen.

Abraham: Der Block war in vier Abteilungen eingeteilt, und in jedem Teil benötigte man zwei Leute zum Stubendienst.

Shlomo: Dazu wählte man die Kranken und Schwachen aus. Ich gehörte zum Glück zu den Verletzten und Schwachen, deshalb fiel die Wahl auf mich. Ich bat darum, man möge auch meinen Bruder zum Stubendienst nehmen.

*Wollten Sie also unbedingt, dass auch Ihr Bruder zum Stubendienst eingesetzt wurde?*

Shlomo: Ja, ich war bereit, dafür alles zu opfern. Man wählte insgesamt acht Männer zum Stubendienst ... So blieben wir in Block 2 und gingen nicht weiter zur Arbeit hinaus.

*Das heisst, am zweiten Tag blieben Sie im Block, während die restlichen 200 Leute zur Arbeit bei jenen Hütten gingen?*

Abraham: Ja.

*Dann arbeiteten Sie also bei der Verbrennung der Leichen nur einen einzigen Tag und waren dann seit dem zweiten Tag beim Stubendienst im Block des Sonderkommandos tätig?*

Shlomo: Eigentlich ja, aber als die Massentransporte einsetzten, mussten auch wir daran teilnehmen.

*Shlomo, was hatten Sie genau beim Stubendienst zu tun?*

Shlomo: Wir mussten die Zimmer der Kameraden, die zur Arbeit gegangen waren, putzen, die Betten machen, den Fussboden wischen, das Essen holen und verteilen und nachher das Geschirr in die Zentralküche zurückbringen, die Teller waschen. Alles musste sauber und ordentlich sein.

*Abraham, wollen Sie uns über den Arbeitstag dort von morgens bis abends etwas erzählen?*

Abraham: Nach dem Aufstehen fand der «Appell» statt, aber im Block selbst. Wir gingen nicht mit allen hinaus. Alle anderen standen draussen zum Appell, für uns hielt man den Appell drinnen. Ausserdem gab es einen Waschraum, in den mussten alle zum Waschen, und dann gab es einen Block mit Toiletten.<sup>33</sup>

*Wann mussten Sie aufstehen?*

Abraham: Ungefähr um 5.00 Uhr. Wir vom Stubendienst standen auch in der Frühe auf, blieben aber drinnen. Nach dem Appell gingen die anderen zu den Vergasungs- und Verbrennungsanlagen. Wir blieben zurück und begannen mit dem Putzen und Ordnen der Betten. Wir machten alles sauber, und anschliessend holten wir Brot und Essen.

*Wann kehrten die anderen Arbeiter zurück?*

Shlomo: Am Nachmittag; nachdem sie mit der Arbeit fertig waren, kamen sie in den Block zurück. Dort wartete das Essen auf sie, wir hatten alles vorbereitet, die Suppe, einen viertel Laib Brot.<sup>34</sup>

*War das Essen, das Sie herbeibrachten, besonders für die Leute des Sonderkommandos bestimmt?*

Abraham: Ja, nur für das *Sonderkommando*, Wir brachten es in Fässern herbei. 200 Liter Suppe für 100 Leute.

*Welche Suppe war das?*

Shlomo: Suppe aus faulen Kartoffeln mit trübem Wasser, das war alles.

*Das war alles?*

Shlomo: Ja. Das erhielten die Männer, wenn sie von der Arbeit zurückkehrten. Am nächsten Morgen bekamen sie einen Teller Wasser, den die

Deutschen Tee nannten. Das war das Essen, mit dem man sich begnügen musste.

*Wo befand sich die Zentralküche?*

Shlomo: Neben Block 1 und Block 2. Jeder Sektor in Birkenau hatte seine eigene Küche.

*Brachten Sie auch den Deutschen, die Sie bewachten, das Essen?*

Abraham: Nein, wir holten nur das Essen für die Männer vom *Sonderkommando*. Die Küche war gross. Wir gingen hinüber und brachten die Portionen herbei'. Wir erhielten grosse Töpfe und Brot, das wir in vier Teile teilten für ein Viertel des Blocks.

Wir vom *Sonderkommando* hatten mit dem Essen wenig Probleme, denn wir besaßen eine weitere Quelle: Wenn Transporte kamen, dann nahm das *Sonderkommando* die Nahrungsmittel, die bei den Kleidern verblieben waren. Von diesen Nahrungsmitteln erhielten wir auch einen Teil. Jeder Transport brachte Nahrungsmittel, die für das Land, aus dem er kam, typisch waren. Meist waren es belegte Brote. Kam ein Transport aus Griechenland, so waren da auch Feigen, Oliven und getrocknete Früchte. Die ersten Transporte kamen genau vor dem Passahfest, daher brachten einige sogar Matzot mit. Auch Zigaretten brachten die Leute mit. In Transporten aus Polen gab es immer Alkohol, in holländischen Transporten fanden sich immer Sardinen und Käse. Die ungarischen Juden brachten Wurstwaren und Rauchfleisch mit. Die meisten Nahrungsmittel nahmen jedoch die Leute vom Kommando «Kanada», neben der Bahn. Zu uns gelangte nur sehr wenig Essen, das meiste davon war in den Seitentaschen. Die Zigaretten verteilten wir an die Gefangenen im Lager, denn wir rauchten nicht.

*Litten Sie manchmal an Hunger?*

Abraham: Man kann kaum sagen, dass wir Hunger litten, denn die Menschen in den Transporten brachten ja immer etwas zusätzliche Nahrungsmittel. Die Nahrungsmittel brauchten die Deutschen nicht mehr, die erhielten wir. Ausserdem gaben uns die Deutschen manchmal eine Zulage – etwas mehr Suppe, zum Beispiel; denn die Deutschen hatten Angst vor dem *Sonderkommando* – wir waren «gesetzlos». Wir wussten ja, dass man uns jeden Tag umbringen konnte, so hatten wir auch nichts zu verlieren.

*War es gestattet, Lebensmittel zu nehmen?*

Abraham: Ja, die Deutschen guckten da nicht hin. Das hing aber auch davon ab, woher der Transport kam. Es gab Transporte mit Menschen, die di-

rekt aus ihren Häusern und Wohnungen ins Lager gebracht wurden, die also nicht vorher im Ghetto waren. Diese Transporte brachten mehr Nahrungsmittel mit als andere. Aus den Ghettos brachte man gar nichts mit, dort gab es ja kein Essen.

*Das heisst also, dass Sie keine Ernährungsprobleme hatten.*

Shlomo: Doch, es gab Zeiten, in denen auch wir Probleme mit dem Essen hatten.<sup>35</sup>

*Sprechen wir weiter über Ihren Tagesablauf – was geschah noch während des Stubendienstes?*

Wir putzten den Block, brachten das Brot und nachher die Suppe. Die Männer vom *Sonderkommando* kamen zu einer bestimmten Uhrzeit zurück – wenn sie mit der Arbeit fertig waren, schickte man sie in den Block zurück. Aber manchmal waren die Transporte gross, und es gab Zeiten, in denen wurde 24 Stunden rund um die Uhr gearbeitet. Gab es keine Arbeit, dann erlaubten uns die Deutschen eine Ruhepause.<sup>36</sup>

*Sie wohnten also mit den anderen Sonderkommando-Häftlingen zusammen?*

Abraham: Ja, wir wohnten alle zusammen.

*Dann lassen Sie uns über Ihre Beziehungen zu den anderen sprechen. Wurde Ihnen erzählt, was die anderen draussen arbeiteten?*

Shlomo: Ja, natürlich.

*Was erzählten Ihnen die Männer, wenn sie abends von der Arbeit in den Block zurückkehrten?*

Shlomo: Jeden Tag gab es irgendwelche Geschichten: sie erzählten über die Herkunftsorte der Transporte, über die Schreie, die Szenen, die sich abspielten. Wir hörten alles: heute kamen Kinder; es gab Leute von hier oder dort; heute kam ein Transport aus Holland, mit den und den Leuten. Die wussten nicht, was man mit ihnen machen wollte. Sie schrien anfangs und wehrten sich, aber es half nichts. Jeden Tag derartige neue Geschichten.

*Hatten Sie freie Zeit, nachdem Sie mit Aufräumen und Putzen des Blockes fertig waren?*

Abraham: Ja, aber es gab nichts, was wir hätten machen können.

*Wie spielte sich also Ihre Freizeit ab?*

Abraham: Da geschah nichts. Wir sassen im Block. Was hätten wir noch tun



können?! Wir hatten keine Bücher. Wir sassen im Block und schwätzten miteinander.

*Schließen Sie auch nebeneinander?*

Shlomo: Ja, auf einer Pritsche schliefen fünf Männer. Wir beide schliefen oben. Die oberen Pritschen galten als besser.<sup>37</sup> Und wir hatten als Stubendienst Protektion.

Abraham: Shlomo und ich blieben fast jeden Morgen im Block zurück. Der Stubendienst ging nur zur Arbeit mit, wenn ein grosser Transport ankam.

Shlomo: Ausser dem Stubendienst holten die Deutschen morgens alle anderen zur Arbeit. Abraham und ich und noch sechs andere blieben im Block. Ja, und wenn es bei den Vergasungen besonders viel Druck gab, dann musste auch der Stubendienst mit hinaus.

*«Druck» heisst, wenn viele Transporte ankamen?*

Shlomo: Ja. – Wenn manchmal grosse Transporte kamen und man Hilfe brauchte, dann nahm man uns mit, um die Kleider zu sortieren oder andere Arbeiten zu verrichten.

Abraham: Manchmal konnten wir im Rahmen unserer Aufgabe Leute in den Block hinein- oder aus dem Block herauslassen. Heimlich natürlich.

Shlomo: Es kam zum Beispiel vor, dass Vater und Sohn ins Lager kamen und der Sohn zum *Sonderkommando* bestimmt wurde. Wenn dann der Vater, der in einem anderen Teil des Lagers war, zu uns kam und seinen Sohn sehen wollte, so liessen wir ihn herein, oder umgekehrt. Wir gaben dann immer nach. Eigentlich war es uns ja verboten, aber wir machten das, ohne die Deutschen davon in Kenntnis zu setzen.

*Dachten Sie dabei nicht an die Gefahren?*

Shlomo: Wenn man uns erwischt hätte, wären wir schwer bestraft worden. Bei uns gab es einen Karzer, der diente als Gefängnis. Wer bestraft werden sollte, musste nach der Arbeit in den Karzer gleich am Eingang zum Block. Vier Menschen krochen da auf etwas mehr als einem Quadratmeter zusammen. Der Eingang erfolgte von unten. Man konnte weder sitzen noch liegen. Man musste die ganze Nacht stehen und am nächsten Morgen dann zur Arbeit gehen. Es war grauenvoll.<sup>38</sup>

*Abraham, Sie hielten sich zunächst in Block 2 auf, nicht wahr?*

Abraham: Ja.

*Wie lange lebten Sie in Block 2?*

Abraham: Ungefähr ein Jahr. Während dieser Zeit baute man das Lager Birkenau um und vergrösserte es, und wir kamen von Block 2 nach Block 13 des *Sonderkommandos*. Block 11 gehörte dem Strafkommando. Die Blocks waren so gebaut, dass alles abgeschlossen war. Dort wohnte nur das *Sonderkommando*. Das war ein Block mit einem Hof, aber auch der Hof war abgeschlossen, um das *Sonderkommando* vollständig zu isolieren. Auch der Block des *Strafkommandos* war entsprechend abgeschlossen.

*Wie viele Menschen lebten ungefähr in Block 13?*

Abraham: Einmal waren es 500 – dann wieder 400; in der Zeit, als die grossen Transporte eintrafen, waren es vielleicht 600. Immer wenn es weniger Arbeit gab, holte man 200 Leute vom *Sonderkommando* und brachte sie um.<sup>39</sup>

*Waren Sie dafür Zeuge?*

Abraham: Ja, das erste Mal holte man 200 Leute und sagte ihnen, sie würden an einen anderen Arbeitsplatz kommen. Der Lagerälteste Franz Dänisch hätte das bestimmt. Shlomo und ich waren unter diesen Leuten.

Da wir wussten, man würde uns nun fortschaffen, planten wir, auf dem Weg zu fliehen. Von den Transporten hatten wir Messer und Sägen gesammelt und in den Block gebracht. Jeder war mit mehreren Messern ausgerüstet, und so wollten wir auf der Bahnfahrt entkommen. Ich wurde krank. Die SS wollte nicht zeigen, dass dieser Transport in den Tod fuhr. So hiess es dann: «Kranke können nicht mit. Du musst hierbleiben. Dort braucht man Männer, die arbeiten können.» Ich sagte, ich bliebe nur dort, wenn auch mein Bruder bleiben könne. Also liess man auch Shlomo im Block. So wurden wir gerettet. Wir wussten zunächst nicht, ob das positiv oder negativ war. Eigentlich hatten wir ja fort wollen, hinaus aus dem Lager. Später hörten wir, man hätte die Leute in einem Krematorium in Lublin ermordet.<sup>40</sup> Man hatte sie nach Lublin gebracht – in einen Eisenbahnwagen eingeschlossen und irgendwie – ich weiss es nicht genau – Gas eingeleitet.<sup>41</sup> Dort kamen also alle zweihundert Männer ums Leben. Und wir blieben weiter im Block.

*So war es also ein Glück, dass Sie krank waren?*

Abraham: Ja, genau.

*So wurden Sie und Ihr Bruder gerettet?*

Abraham: Ja, so blieben wir am Leben.

*Während dieser Zeit existierten die vier Krematoriumsgebäude noch nicht?*

Nein, die Krematorien waren noch nicht fertig.<sup>42</sup>

*Sagen Sie uns bitte, über welche Zeit wir gerade sprechen!*

Abraham: Ende 1942, Dezember 1942.

*Im Dezember 1942 gab es also nur die kleine Hütte vor dem Lager?*

Abraham: Ja. Im Frühling 1943 wurden die neuen Bauten fertiggestellt, so dass wir dann dorthin umziehen konnten.

Shlomo: Bunker 1 wurde noch 1943 völlig abgerissen. Nach der Errichtung von Krematorium II wurden auch die Hütten (Entkleidungsraum und Gaskammer) beim Bunker 2 abgerissen und die Gruben zugeschüttet. Der Bunker selbst blieb bis zum Schluss in Betrieb. Nach längerer Pause wurde er wieder in Betrieb genommen, als man mit der Vergasung der Juden aus Ungarn begann. Dann baute man neue Hütten und hob die Gruben wieder aus. Wir arbeiteten damals dann Tag und Nacht beim Bunker 2. Ich selbst arbeitete zwei Tage dort. Während dieser Zeit holten wir die Leichen nach der Vergasung in viel kürzerer Zeit aus der Gaskammer als vorher.<sup>43</sup>

*Sie haben bisher die Situation in der Zeit beschrieben, als es noch keine Krematorien, sondern nur die «Bunker» gab. Was geschah nach Errichtung der vier Krematorien? Änderte sich im Hinblick auf die Arbeit irgendetwas für Sie?*

Shlomo: 1943 kamen wir aus dem Frauenlager in Birkenau hinüber ins Lager Bild, Block 13 und dann Block 11.

*Was änderte sich beim Übergang von der Arbeit bei den «Bunkern» in Brzezinka zur Arbeit in den Krematorien?*

Shlomo: Nichts. Dieselbe Arbeit, dieselbe Gruppe, derselbe Block, derselbe Stubendienst.

*Sahen Sie beim Stubendienst auch den Bau der Krematorien?*

Shlomo: Nur aus der Ferne. Die Deutschen bauten die Anlage mit Hilfe der Gefangenen aus den Lagern.

Gegen die Ingenieure bin ich beim Prozess in Wien als Zeuge aufgetreten. Sie behaupteten, sie hätten die Krematorien nicht entworfen. Sie wussten nicht, dass es noch Überlebende vom *Sonderkommando* gab, die gegen sie aussagen konnten.

*Später kamen Sie beide zum Krematorium III.*

Shlomo: Ja.

*Wohnten Sie dort auch?*

Shlomo: Ja.

*Wann war das?*

Shlomo: Gegen Mitte 1944.

*Verteilte jemand die Aufgaben, als sie zum ersten Mal in den neuen Krematorien eingesetzt wurden?*

Shlomo: Ja, dort war ein SS-Offizier, der genau erklärte, was zu tun sei. Einige mussten die Leichen aus den Gaskammern herausholen, die Haare abschneiden, andere mussten die Goldzähne ziehen, manche arbeiteten bei den Verbrennungsanlagen selbst. Einige mussten die Asche aus den Öfen holen, andere arbeiteten bei den Kleidern.<sup>44</sup>

Abraham: Ich sortierte dort die Kleider. Das war die gleiche Arbeit wie im «Bunker». Shlomo und ich mussten nur die Kleider bündeln und auf den Lastwagen bringen.

Shlomo: Ja, auch ich arbeitete bei den Kleidern. Dort waren schon Leute im Einsatz, so dass wir nur Hilfskräfte waren. Kaminski war der Kapo.<sup>45</sup> Es gab noch einen zweiten Kapo. Beide waren Juden, so dass ich sie darum bitten konnte, nicht bei den Verbrennungen arbeiten zu müssen.

*Wie oft arbeiteten Sie im Krematorium?*

Abraham: Das weiss ich nicht mehr genau. Man holte uns herbei, sobald grosse Transporte eintrafen, wie zum Beispiel aus Lodz, aus Griechenland und Ungarn. Als diese Transporte eintrafen, arbeiteten die Gaskammern ohne Unterbrechung. Moll gab den Befehl, dass alle zur Arbeit müssten, und so war uns klar, dass grosse Transporte erwartet wurden.

Shlomo: Während dieser Zeit gab es bereits die Krematorien II, III, IV und I. Wir wurden manchmal im Krematorium III eingesetzt. Wir arbeiteten dort aber nicht lange.

*Worin bestand Ihre Aufgabe?*

Shlomo: Wir mussten die Leichen nach der Vergasung herausholen.

*Wie sah die Anlage der Krematorien aus?*

Shlomo: Es waren vier Krematoriumsbauten. Jedes Gebäude hatte einen eingezäunten Hof, über den die Opfer ins Krematorium geführt wurden.

*Können Sie den Hof beschreiben?*

Shlomo: Der Hof war von elektrischem Stacheldraht umzäunt, sehr aufgeräumt, sauber, auch das Gebäude. Von aussen konnte man nicht sehen, dass es ein Krematorium war. Der Hof war relativ breit, so dass die Menschen, die mit den Lastwagen gebracht wurden, dort in dem Hof aussteigen und von dort zum Ausziehen in das Gebäude gehen konnten.

*Gab es in dem Hof Gewächse oder Blumen?*

Shlomo: Es gab Bäume, aber keine Blumen. Die Bäume standen rundherum. Das gesamte Gelände war voller Bäume.

*Wer begleitete die Menschen?*

Shlomo: Das machten immer die Deutschen.

*Können Sie das Gebäude von aussen beschreiben?*

Shlomo: Es war mit roten Steinen sehr sauber gebaut.

*Waren alle vier Krematorien von gleicher Farbe?*

Shlomo: Ja, die Häuser waren aus roten Steinen gebaut und mit roten Dachziegeln gedeckt.

*Befand sich an dem Haus irgendein Schild? Erinnern Sie sich an eine Beschriftung?*

Abraham: Nein, ich kann mich an keine Beschriftung von aussen erinnern.

*Wie sah das Gebäude von Gaskammer und Krematorium III von aussen aus?*

Abraham: Wie ein grosses Fabrikgebäude ohne Fenster. Es gab nur kleine Fenster mit Deckeln, um das Gas einzuwerfen.

*Hatte man versucht, den Gebäuden eine angenehme Form zugeben?*

Abraham: Ja, sicher, niemand hätte geahnt, dass es sich um ein Krematorium handelte. Wegen des Schornsteins hätte man vielleicht gedacht, es sei ein Fabrikgebäude. Bis zum Schluss konnten die Leute nichts Negatives bemerken.

*Waren die Schornsteine der Krematorien III und VI hoch?*

Abraham: Ja, aber nicht so hoch wie bei den Krematorien I und II. Bei I und II konnte man die Schornsteine schon aus einiger Entfernung sehen.

*Um wieviel waren die Gebäude III und IV niedriger als I und II?*

Abraham: Krematorium I und II hatten anderthalb bzw. zwei Stockwerke, während die Krematorien III und IV nur ein Stockwerk hatten.<sup>46</sup>

Shlomo: Es gab zwei Eingänge – einer für die ankommenden Opfer und an der Seite einen Eingang für die Deutschen. Oben unter dem Dach waren nicht sehr hohe Fenster. Die Krematorien I und II hatten jeweils zwei Stockwerke und ein Treppenhaus nach unten. Bei den Krematorien III und IV war alles auf einer Ebene. Bei den Krematorien I und II stiegen die Opfer zum Ausziehen in die Kellerräume hinab.

*Was durften die Opfer mitnehmen, wenn sie die Eisenbahn verliessen?*

Shlomo: Fast gar nichts. Sie durften keinerlei Gepäck mitnehmen. Nahrungsmittel konnten sie nur in den Taschen der Kleider mitnehmen. Man sagte ihnen, sie sollten alles im Zug oder auf der Rampe lassen.

*Aber dennoch nahmen die Leute etwas mit...*

Shlomo: Wem es gelang, kleine Gegenstände einzustecken, der nahm etwas mit. Lebensmittel nahmen trotz Verbot fast alle mit. Aber Koffer und Pakete konnte man nicht mitnehmen. Wenn eine Gruppe von der Bahn zum Krematorium gehen sollte, so untersuchten die Deutschen genau, ob jemand ein Paket trug. Das musste er auf der Rampe zurücklassen.

*Es wurde mir gesagt, dass Leute dennoch Dinge ins Krematorium mitbrachten ...*

Shlomo: Ja. So genau waren die Untersuchungen wohl nicht. Kleine Rucksäcke und Taschen – die konnte man manchmal durchbringen.

*Wie verhielten sich die Menschen, wenn Sie in den Hof kamen?*

Shlomo: Sie hatten noch nicht das Gefühl, dass sie in den Tod gingen und verhielten sich ganz normal. Die Deutschen hatten ihnen ja auch gesagt, sie gingen zur Desinfektion.

Abraham: Noch im Hof des Krematoriums stieg ein SS-Mann auf einen Stuhl, hielt eine kurze Rede und sagte den Menschen, sie gingen zum Duschen und nachher würden sie zur Arbeit eingeteilt. Deshalb sollten sie genau die Nummer des Hakens behalten, auf den sie ihre Kleider hängen würden. Die Leute glaubten das.

*Wurde diese Rede immer gehalten?*

Shlomo: Nein, nicht bei jedem ankommenden Transport trat die SS so auf, nur ab und zu. Manchmal wurden bei der Ankunft eines Transports keine Reden gehalten. Aber die Erklärungen waren auf jeden Fall immer auf Deutsch.

Abraham: Nein, nicht immer war das so. Wenn ein Transport, z.B., aus Frankreich kam und jemand der Opfer übersetzen konnte, dann wurde es ihm erlaubt, die Anweisungen in Französisch zu sagen. Aber immer sprach einer von den Deutschen.

*Hörten Sie manchmal dieser Ansprache zu?*

Shlomo: Ja, aber ich arbeitete im Allgemeinen ja nicht dort. Nur manchmal. Die Ansprache dauerte immer einige Augenblicke. Die Leute gingen dann in den Entkleidungsraum, und oft trieb sie der SS-Mann Burger mit den Worten an: «*Macht schnell, Essen und Kaffee werden kalt*». Die Leute verlangten nach Wasser, und er sagte ihnen, das Wasser sei kalt, und man dürfe es nicht trinken. Daher sollten sie sich beeilen. Nach dem Duschen würden sie Tee bekommen, den man für sie bereit hielt.

Abraham: Von dem Hof ging man durch eine breite Tür ins Innere des Gebäudes. Auf der rechten Seite war ein grosser Raum. Dort mussten sich die Menschen ausziehen.<sup>47</sup>

*Zogen sich Männer und Frauen gemeinsam aus?*

Abraham: Der Transport ging zusammen in den Raum und erhielt den Befehl, sich auszuziehen.<sup>48</sup>

*Waren Sie, Abraham, dort mit der gleichen Arbeit wie im Bunker beschäftigt?*

Abraham: Ja, wenn ich dort arbeitete, dann war das die gleiche Arbeit mit den Kleidern und Sachen der Opfer. Aber meistens waren wir ja beim Stubendienst. – Und wenn grosse Transporte ankamen, dann holte man uns vom Stubendienst als Hilfen hinzu.

*Zu welcher Arbeit?*

Abraham: Wir mussten nur im Entkleidungsraum arbeiten, nicht bei den Verbrennungsanlagen selbst.

*Was machten Sie dort?*

Abraham: Wir sammelten die Kleider zusammen und brachten sie fort. Uns liess man nicht in die Gaskammern.

*Was machten Sie mit den Kleidern?*

Abraham: Wir bündelten die Kleider und legten sie zusammen. Jacken banden wir mit den Ärmeln zusammen.

*Jacken und Hemden getrennt?*

Abraham: Nein, alles zusammen, aber vorher durchsuchten wir noch die Taschen nach brauchbaren Dingen.

*Fanden Sie etwas?*

Abraham: Manchmal.

*Zum Beispiel?*

Abraham: Es gab Gold – Münzen, Ringe, Broschen –, Nahrungsmittel, alles Mögliche. Transporte aus Holland brachten Sardinen und Kondensmilch mit. Die ersten Transporte aus Griechenland brachten Feigen und getrocknete Früchte.

Shlomo: Der Entkleidungsraum war in der Mitte – zwischen der Gaskammer und den Verbrennungsanlagen. Die Menschen zogen sich dort aus, und nachdem sie vergast worden waren, holten wir die Leichen aus der Gaskammer. Die Verbrennungsanlagen reichten nicht aus, um alle Leichen sofort zu verbrennen. Also mussten wir die Leichen zunächst aus der Gaskammer wieder in den Entkleidungsraum bringen, der vorher natürlich aufgeräumt werden musste. Die Kleider mussten rasch weggeschafft werden, damit die Gaskammer freigeräumt werden konnte.

*Das heisst, der Entkleidungsraum diente auch ...*

Shlomo: Ja, als Raum, in den man die Leichen aus der Gaskammer schaffte, gewissermassen ein weiterer «Lageraum» für die toten Körper. Von dort brachte man sie dann zu den Verbrennungsanlagen.

*Halfen Sie auch bei dem Aufräumen des Entkleidungsraumes?*

Shlomo: Ja, das musste sehr schnell vor sich gehen. Das war unsere Arbeit.

*Zeit gab man Ihnen?*

Shlomo: Das musste man in zwei, drei Stunden schaffen.

*Wohin brachten sie die Kleider?*

Shlomo: Die Kleider wurden auf einen Wagen geladen. Der brachte die Bündel zum Speicherraum von «Kanada», dort wurden die Sachen sortiert.

*Können Sie den Entkleidungsraum, in dem Sie arbeiteten, beschreiben?*

Abraham: Der Raum war sehr gross, geschlossen bis unter das Dach, mit Beleuchtung. Von dort führte ein nicht sehr langer Korridor zur Gaskammer. Ringsherum in dem Raum waren Bänke. Ich erinnere mich gut, die



Bänke waren aus weissem Holz. Über den Bänken waren Haken zum Aufhängen der Kleidung. Alle Haken hatten Nummern.<sup>49</sup>

Shlomo: Die Bänke waren an den Wänden um den gesamten Raum. Es gab viele Haken aus Metall, die auf einer Holzleiste angebracht waren. Die Nummer war über jedem Haken.

*Wie gross war dieser Raum?*

Abraham: Sehr gross, es gingen gut 1.000 Menschen hinein, und wenn ein grosser Transport mit vielen Leuten kam, dann musste ein Teil draussen warten, bis sie Platz hatten.

*Sie sprechen von den Krematorien III und IV?*

Abraham: Ja.

*Waren Sie in dem Entkleidungsraum, während die Menschen sich auszogen?*

Abraham: Ich ging in den Entkleidungsraum, nachdem die Leute alle schon in der Gaskammer waren. Wir durften mit den zum Tode Bestimmten nicht in Kontakt kommen.

*Abraham, können Sie Ihre Arbeit im Entkleidungsraum beschreiben?*

Abraham: Ich nahm die Kleider von den Haken und sammelte die Kleider auf, die am Boden lagen. Die Kleider entsprachen der Gegend, aus der die Menschen herbeigebracht worden waren: kamen sie aus Polen, dann trugen sie meist die abgerissenen Fetzen der Ghettokleider. Die Leute aus Holland oder aus Deutschland hatten bessere Kleider. Es fanden sich mitunter auch prächtige Kleidungsstücke. Der «Gelbe Fleck» war auf die Kleider aufgenäht. Ich hatte den Befehl erhalten, das Zeichen abzulösen und alles im Jackett mit den Ärmeln zusammenzuschnüren. So entstand ein Bündel.

*Shlomo, welche Erinnerungen haben Sie an den Entkleidungsraum?*

Shlomo: Die Menschen kamen in den Raum, und wenn alle drinnen waren, fingen sie an, sich auszuziehen. Der Raum hatte keinerlei Säulen oder Pfeiler in der Mitte, ringsherum waren die Bänke, der Boden war aus Beton, aber unter dem Dach waren Fenster, und Licht gab es von Lampen. Die Wände waren weiss, draussen waren die Steine jedoch rot.

*Wie gelangten die Menschen in die Gaskammer?*

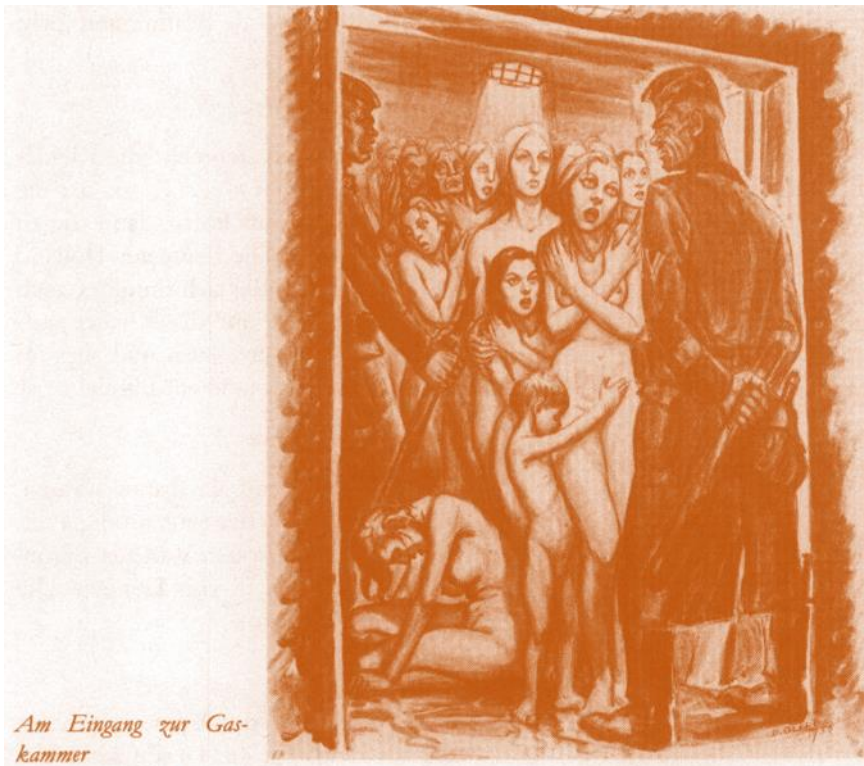
Abraham: Von dieser Garderobe gingen die Menschen durch einen schmalen Korridor in die Gaskammer. Dort stand am Eingang «Zur Desinfektion».

*Gingen Männer und Frauen zusammen in die Gaskammer?*

Shlomo: Nein, zuerst wurden die Frauen hineingebracht, dann die Männer.

Abraham: Die Männer warteten unbekleidet, bis die Frauen in der Gaskammer waren, und gingen dann nach. Man brachte die Frauen zuerst hinein, denn sie waren meistens sehr aufgeregt und durcheinander. Anschliessend kamen die Männer in die Gaskammer, und zum Schluss brachte man nochmals Frauen hinein, die noch draussen übriggeblieben waren. Man nahm das aber nicht so genau, dass erst die Frauen und dann die Männer in die Gaskammer gingen. Man sagte den Frauen, sie sollten zuerst hinein, und die Alten und Schwachen waren nicht schnell genug und gingen dann nach den Männern hinein.

Shlomo: Wenn ein grosser Transport mit vielen Menschen kam, dann drängte man die Leute förmlich mit Schlägen in dem Raum zusammen. Die



Deutschen kamen mit Hunden auf die Leute zu, die dann natürlich weglau-  
fen wollten, so dass die Menge in der Gaskammer zusammengedrängt wur-  
de. So konnte man die Gaskammer bis auf den letzten Zentimeter füllen.

*Wann begannen die Leute, etwas zu merken?*

Wenn sie in die Gaskammer gingen. Sie merkten, dass dies nicht den abge-  
gebenen Erklärungen entsprach. Wenn die Gaskammer sich füllte, standen  
Deutsche mit Hunden an der Tür und drängten die Menschen, die schon in  
der Kammer waren, mit Hilfe der Hunde weiter zusammen, damit noch  
mehr Menschen in dem Raum Platz fänden. Diejenigen, die noch nicht  
drinnen waren, begannen zu schreien, die Deutschen reagierten mit Schlägen.  
Die Menschen waren ja schon ausgezogen und hatten keine Möglichkeit, Wi-  
derstand zu leisten; also drängte man sie mit Gewalt zusammen.

Die ersten, die in die Gaskammer gingen, konnten noch nichts Ausserge-  
wöhnliches feststellen, aber als sie dann die Schreie hörten und die Schläge  
sahen, die die Deutschen, ohne lange zu überlegen, den Leuten gaben, und  
als sie die Hunde neben der Tür bemerkten, die die Leute ansprangen und  
weiter in die Gaskammer drängten, damit noch mehr Menschen hinein-  
passten – da fingen die Menschen langsam an zu begreifen. Es waren  
schreckliche, grauenvolle Szenen.

*Es gab eigentlich zwei Kammern, eine für eine grössere Menschenmenge und eine kleinere  
Kammer, wenn ein kleinerer Transport kam.*

Shlomo: Ja, es gab zwei Räume als Gaskammern und einen Raum als Ent-  
kleidungsraum. Jede Gaskammer hatte eine eigene Tür. Vom Entkleidungs-  
raum führte ein Korridor – direkt geradeaus zur Tür der grossen Gaskam-  
mer, und wenn man rechts um die Ecke bog – zur Tür der kleinen Gaskam-  
mer. Die grosse Gaskammer war doppelt so gross wie die kleine.

Abraham: Anfangs gab es drei Räume, später gegen Ende legte man noch  
einen vierten an. Der erste konnte ca. 1.400 Menschen aufnehmen, der zweite  
– ca. 700, der dritte – ca. 500 und der vierte – ca. 150.<sup>50</sup>

Shlomo: Die Vergasung in den Krematorien III und IV wurde wie in den  
Bunkern 1 und 2 durchgeführt. Die Menschen kamen zu Fuss oder auf  
Lastwagen bis zum Krematoriumsgebäude. Nachdem sich alle ausgezogen  
hatten, trieb man sie in die Gaskammer. Vor dem Eintreffen eines  
Transports wurde die Gaskammer aufgeheizt, damit das Gas effektiver und  
schneller wirken konnte. Dazu benutzte man einen Koksofen, der keinen  
Geruch verbreitete. Bei Eintreffen des Transports holte man die Öfen aus

der Gaskammer. Man hatte die Gaskammern nicht höher gebaut, damit sie wärmer wurden und das Gas konzentrierter wirken konnte.

Die Gaskammer sah wirklich wie ein Duschaum aus. In der Decke waren Duschen. Alles war weiss, es gab Licht. Die Gaskammern in Krematorium III und IV waren ungefähr 2,50 Meter hoch. Auf jeden Fall reichte man nicht mit ausgestreckter Hand an die Decke. Vom Türsturz bis zur Decke waren es ungefähr 50 Zentimeter. Bis zum unteren Ende der Luke, durch die das Zyklongas in einer Büchse in die Gaskammer eingeworfen wurde, konnte ein mittelgrosser Mann mit ausgestreckter Hand reichen.

In den Krematorien III und IV und auch in den Bunkern benutzte man die gleichen Türen und Fensterluken aus dickem, schwerem Holz, deren Ritzen mit isolierendem Filz ausgestopft waren. Die Türen wurden mit doppelten Türklinken aus Eisen verschlossen und, damit auch alles dicht war, mit Schrauben verschlossen. Alle Türen zu den Gaskammern hatten verglaste Öffnungen zum Durchschauen.

Abraham: Die Gaskammer war niedriger als der Entkleidungsraum. Man wollte nicht, dass sich das Gas in einem grossen Raum ausbreitete.

Shlomo: Sobald die Gaskammer voll war, verschloss die SS die Tür. Meistens, wenn wir dort arbeiteten<sup>51</sup>, machte dies der Oberscharführer Moll selbst. Die Krematoriumstüren waren so dick wie die Türen zu einem Kühlraum. Anschliessend kamen SS-Männer mit einem Auto, das mit einem «Roten Kreuz» gekennzeichnet war, man holte die Büchsen mit dem Gas aus dem Auto, öffnete sie und schüttete den Inhalt durch die Luke in der Wand in die Gaskammer.<sup>52</sup>

*Aus welcher Richtung fiel das Gas in die Kammer, von oben oder von der Seite?*

Shlomo: Von der Seite. An der Seitenwand oben waren zwei kleine Luken oder Fenster aus dickem, hermetischem Holz. Von dort wurde das Gas eingeworfen. Ein SS-Mann war es, der das Gas durch die Luke in die Gaskammer schüttete. Die Luke war recht hoch in der Wand eingesetzt, so dass er auf eine kleine Leiter steigen musste. Bei der gesamten Aktion trug er eine Gasmaske.

Nach einiger Zeit verkündete ein SS-Arzt, dass die Menschen in der Kammer tot seien. Er sagte: «Es ist fertig.» Dann fuhr er in dem Auto des «Roten Kreuzes» davon.

*Saben Sie manchmal, wie das Gas eingeschüttet wurde?*

Abraham: Ja, einmal habe ich das gesehen. Man wollte natürlich nicht, dass wir das sahen. Aber einmal habe ich es doch gesehen.

*Erinnern Sie sich daran?*

Shlomo: Wenn ein Transport eintraf, stand neben der Rampe ein Auto mit der Kennzeichnung des «Roten Kreuzes», in dem schon die Gasbüchsen waren. Sobald die Selektion beendet war, und die Menschen zum Krematorium gefahren wurden, fuhr der Wagen zum Krematorium. Sobald alle Menschen in der Gaskammer waren, wurden die Gasbüchsen aus dem Auto geholt und mit einem speziellen Gerät geöffnet. Ich beobachtete, wie der SS-Mann mit dem Fuss auf den Öffner drückte. Der Inhalt wurde in die Gaskammer geschüttet, und die Menschen drinnen atmeten es ungefähr zehn Minuten oder eine viertel Stunde ein. Sie wollten instinktiv zur Tür laufen. Man hörte anfangs Klopfen von drinnen; die Menschen, die nicht sogleich starben, klopfen an die Tür. Doch die Deutschen warteten, bis alles ruhig war. Sobald das Schreien und die Klopferei aufgehört hatten, stiegen die Deutschen in das Auto und fuhren davon.

Abraham: Ja, man öffnete die Büchse mit den Zyklon-B-Körnern, nachdem das Auto mit dem «Roten Kreuz» gekommen war. Die Büchsen sahen aus wie grosse Konservendosen mit Gurken. Sie waren aus Blech und wurden von dem SS-Mann mit einem speziellen Öffner geöffnet.<sup>53</sup> Der Inhalt wurde ohne die Büchse hineingeschüttet.

*Blieb die Büchse bei dem SS-Mann?*

Abraham: Ja.

*Haben Sie das gesehen?*

Abraham: Ja, von der Seite.

*Wie kam der Deutsche zum Krematorium?*

Abraham: Sie kamen in dem Wagen des «Roten Kreuzes», mit dem sie auch nach Abschluss der Aktion wieder davonfuhren.

*Wurde im Krematorium III nach dem gleichen System vorgegangen wie im Krematorium IV?*

Abraham: Beide waren im gleichen Stil gebaut, nur seitenverkehrt.

*War das System in den Krematorien I und II anders?*

Shlomo: Ja, in I und II gab es ein Untergeschoss, IV war einstöckig gebaut, alles auf einer Ebene. Die Krematorien I und II hatten keine Fensterläden, und die Gaskammern hatten Öffnungen in der Decke. Diese Öffnungen wurden mittels eines Betondeckels geschlossen.

*Wie holte man die Leichen aus der Gaskammer?*

Abraham: Man holte die Leichen mit den Händen mittels Gurten heraus. Man band den Gurt an Hände oder Füße der Leiche und zog sie heraus. Man konnte sie nicht mit der Hand fassen, denn alles war glatt.<sup>54</sup> Wenn die Männer in der Gaskammer mit der Arbeit begannen, nahmen wir die Kleider zur Seite, damit man Platz hatte, um die Leichen irgendwo hinlegen zu können.

Shlomo: Moll öffnete die Tür zur Gaskammer, und wir setzten die Gasmasken auf und zogen die Körper aus der Gaskammer durch den engen Korridor zurück in den Entkleidungsraum – in die Garderobe – und von dort durch den Korridor zu den Verbrennungsanlagen.<sup>55</sup>

Abraham: Der Fussboden des Krematoriums war aus Beton, daher konnte man die Körper relativ leicht über den Boden schleifen. Aber hier musste man sie über eine längere Strecke ziehen als bei den Gruben.

Shlomo: Im ersten Korridor neben der Eingangstür schnitten die Friseure ihnen die Haare ab, im zweiten Korridor zogen die Zahnärzte die Goldzähne und nahmen den Leichen die Ringe ab. Dann schleppte man sie zu den Verbrennungsanlagen.

*Wo waren in den Krematorien III und IV die Verbrennungsanlagen?*

Shlomo: Die Öfen waren auf der rechten Seite, die Gaskammern auf der linken. In der Mitte war der Entkleidungsraum.<sup>56</sup>

*Wie viele Öfen gab es im Krematorium III?*

Shlomo: Es gab acht Öfen.

*Haben sie die Öfen gesehen?*

Shlomo: Ja.

*Wie sahen die Öfen aus?*

Shlomo: Unterhalb der Öfen entzündete man das Feuer mit Koks – oder solcher Kohle. Die Öfen selbst waren höher. Auch die Ofentüren waren weiter oben. Die Tür war sehr schwer und halbrund. Es gab eine Blechbahre. Auf diese Bahre legte man den toten Körper, stiess die Bahre mit der Leiche ins Feuer und zog die Bahre wieder heraus.

Die Leichen wurden auf der Metallbahre, die auf Räder montiert war, angeordnet und so in den Ofen geschoben. Die Körper mussten in Dreiergruppen angeordnet werden: zwei lagen parallel, die Köpfe nebeneinander, der dritte Körper lag mit den Füßen bei den Köpfen der anderen zwei.

Wenn man den dritten Körper auf die Bahre legte, dann hatten die anderen zwei, die schon halb im Ofen waren, oft bereits angefangen zu brennen. Vor Hitze waren die Hände und Füße oft zusammengezogen und deswegen mussten wir uns sehr beeilen. Wir mussten uns beeilen, da sich die Gliedmassen rasch aufbäumten und zusammenzogen, so dass es schwierig wurde, den dritten Körper auf die Bahre zu legen. Die Bahre wurde so genutzt, dass zwei Gefangene das vom Ofen entfernte Ende der Bahre etwas anhoben, einer hob das andere Ende an. Nachdem die Bahre in den Ofen geschoben worden war, hielt einer der Gefangenen die Körper mit einer Harke, die er wie eine Gabel benutzte, und die beiden anderen zogen die Bahre unter den Leichen fort. Sobald ein Ofen voll war, wurde die Tür geschlossen, und wir gingen zum nächsten Ofen. Die Verbrennung dauerte 15 bis 20 Minuten. Dann öffnete man die Tür und schob weitere Leichen ein.

*Was geschah mit den Knochen, die bei der Verbrennung nicht verbrannten?*

Shlomo: Neben dem Krematorium III war der Fussboden aus Beton, gut zehn Meter. Dorthin wurden die unverbrannten Segmente gebracht, und die Männer vom *Sonderkommando* mussten die Knochen mit Holzblöcken zerstoßen. Die Asche wurde dann auf einen Lastwagen geladen und in den Fluss geschüttet. – Als die Transporte abnahmen, man aber wusste, es würden noch weitere Transporte eintreffen, holte man uns zum «Bruchkommando».

*Was bedeutete das?*

Shlomo: Im Dorf Oswiecim gab es alte Häuser, und damit wir beschäftigt waren und nicht so herumliefen, brachte man uns dorthin zur Arbeit. Auch ich bat den Kapo, er möge mich dort einsetzen; denn dann hatte ich vielleicht eine Möglichkeit zur Flucht. Wir suchten dort nach geeigneten Orten zur Flucht, aber es gab keinerlei Möglichkeit, wie und wohin man hätte fliehen können.

*Mit welcher Arbeit wurden Sie dort beschäftigt?*

Abraham: Mit dem Abriss alter Gebäude. Wie ich das verstand, holte man uns zu dieser Arbeit nur, damit wir beschäftigt waren und nicht herumliefen und zum Nachdenken kamen. Sie wussten, dass noch weitere Transporte kommen und wir gebraucht würden. Diese Arbeit dort nannte man «Bruchkommando».

Shlomo: Ich wurde während der Arbeitspause auch in Gruppen eingesetzt, die mit Abrissarbeiten beschäftigt waren. Ich arbeitete neben Krematorium

IV. Bis zum Mai 1944 machte ich Gartenarbeiten, hackte Holz oder karnte Koks. Ich wurde bei diesen Arbeiten eingesetzt, weil Krematorium IV einige Zeit nicht in Betrieb war. Erst im Mai 1944, als die Transporte aus Ungarn kamen, nahm man dieses Krematorium wieder in Betrieb.

*In welchen Krematorien arbeiteten Sie?*

Abraham: Wir arbeiteten im Krematorium IV. Im Krematorium III wohnten wir. In III arbeiteten wir nur, wenn es viel zu tun gab. Krematorium III lag auf der anderen Seite der Strasse, die zwischen IV und III verlief.

*Gab es um das Krematorium III Wachposten?*

Shlomo: Wenn die Leute zur Arbeit gingen, wurden sie immer bewacht.

Abraham: Alles war eben abgezäunt und geschlossen.

*Das heisst, nicht jeder konnte hinein oder hinaus, wie er nur wollte.*

Shlomo: Eintritt war überhaupt verboten. Selbst Deutsche durften nicht hinein.<sup>57</sup>

*Wo fanden die Appelle statt?*

Abraham: Der Appell fand auf unserem geschlossenen Hof statt, nicht mit allen anderen zusammen. Beim Appell kam der Rapportführer und zählte die Leute. Er vertraute dem Blockältesten, der ebenfalls eine Zählung durchführte, niemals. Der Appell fand zwischen der Arbeit und dem Abendessen statt. Wenn jemand von uns fehlte, dann standen alle Gruppen manchmal die ganze Nacht auf dem Appellplatz neben den Blocks, bis der Vermisste gefunden war.<sup>58</sup>

Shlomo: In den Jahren 1942-43 waren wir in keiner wesentlich besseren Lage als die anderen Gefangenen des Lagers. 1943 änderte sich die Situation – wir erhielten keine Schläge mehr, und es gab mehr Essen.<sup>59</sup>

*Von wem erhielten Sie vor 1943 Schläge?*

Shlomo: Von den Wachposten und manchmal auch von Moll.<sup>60</sup> Wenn man nicht gerade in der Reihe stand, gab es Schläge. Lief man nicht schnell genug, setzte es Schläge. Kam man nicht schnell genug in die Reihe – Schläge. Da wurde nicht lange nachgedacht. Wir hatten einen Rapportführer namens Schillinger. Der leitete das Lager, nicht wie Moll und Hössler, die die Krematorien verwalteten. Schillinger verteilte immer Schläge.<sup>61</sup>

*Trieben die deutschen Offiziere Sie zur Arbeit an?*



Abraham: Nein. Die Arbeit konnte ja nicht schneller durchgeführt werden. Wenn man die Leichen in die Öfen gesteckt hatte, dann musste man warten, bis sie verbrannt waren.

*Hatten Sie Waschräume oder Duschen?*

Abraham: Das gesamte Lager hatte eine Dusche, aber für uns wurden Duschen und Toiletten im Hof von Block 2 gebaut. Die «Sauna» diente zur Desinfektion der Kleider, und nur dort gab es heisses Wasser.

*Trieben Sie untereinander Handel?*

Abraham: Untereinander trieben wir keinen Handel; aber mit dem Rest des Lagers, obwohl das sehr gefährlich war. Wir hatten eben viel mehr Lebensmittel als der Rest des Lagers.

*Ich möchte nun über die Beziehungen zwischen den Sonderkommando-Häftlingen und den Deutschen sprechen. Bestanden da überhaupt irgendwelche Beziehungen? Wer war für die Gruppe verantwortlich, als sie beim «Bunker» arbeiteten, und wer war bei den Krematorien verantwortlich?*

Abraham: Hössler war verantwortlich, und noch andere Deutsche.<sup>62</sup>

*SS-Männer?*

Abraham: Ja, alle waren SS-Leute. Es gab fest eingesetzte Wachposten, die mit uns arbeiteten. Wenn wir zur Arbeit hinausgingen, waren SS-Leute neben dem Block. Sie holten uns von dort ab und brachten uns auch dorthin wieder zurück. Der Scharführer, der mich nach meiner Verletzung während des Aufstandes in die Krankenabteilung schickte, war lange Zeit bei uns. Daher kannte er mich gut. Nur wenn Transporte ein trafen, gab es andere Wachposten.

*Gab es Deutsche, oder SS-Männer, mit denen Sie in persönlichem Kontakt standen?*

Abraham: Nein, persönliche Kontakte gab es nicht und konnte es auch nicht geben. Das liessen die Deutschen nicht zu. Und wir hatten ja auch vor ihnen Angst. Bei uns im *Sonderkommando* gab es einen französischen Juden namens Daniel. Daniel hatte schrecklich viel Geld, und er versuchte mit Hilfe eines SS-Mannes, mit dem er Kontakt aufgenommen hatte, zu fliehen. Als er ergriffen wurde, hat er den SS-Mann verraten, und beide wurden hingerichtet.

*Sie sagen, es gab keine persönlichen Kontakte. Wie wurden Sie dann angesprochen? Wie redete man Sie an, wenn man etwas von Ihnen wollte?*

Abraham: Wir hatte die Nummer, Namen gab es nicht. Dreiundachtzigtausendundsechzig war meine Nummer und auch mein Name, daran erinnerte ich mich noch lange Jahre.<sup>63</sup>

*Sprach man Sie niemals mit ihrem Familiennamen an?*

Abraham: Nein, niemals nannte man mich Dragon, nur unter den Kameraden gebrauchten wir die Namen.

*Konnten Sie von den Deutschen Informationen bekommen, auch wenn keine persönlichen Kontakte bestanden?*

Abraham: Es gab bei uns den Kapo Kaminski. Der redete viel mehr als alle anderen zusammen. Kaminski erzählte Sachen, die man besser nicht erzählt hätte. Und was machte man mit ihm schliesslich? Man hat ihn umgebracht, hingerichtet. Wir vertrauten einander dort nicht. Wir hatten keine Angst vor dem Tod, aber vor den Schikanen.

Shlomo: Kaminski ist mir in Erinnerung geblieben. Er war unser Oberkapo. Ich selber sah, wie Moll ihn hinter den Block holte. Danach hörte ich einen Schuss, Moll kam zurück und verlangte nach zwei Freiwilligen. Neben mir stand Monjek Friedmann, der sich mit mir freiwillig meldete. Wir mussten hinter den Block und Kaminskis Leiche dort wegholen.

*Wie meinen Sie das?*

Abraham: Ich fürchtete mich nicht davor, dass man mich umbringen könnte, doch vor den Schikanen und Folterungen hatte ich Angst. Bei einem der *Sonderkommando*-Häftlinge hatte man Gold gefunden. Den verhörte man, wollte den Namen von demjenigen wissen, der ihm das Gold gegeben hatte, woher der das Gold hatte. Aber er sagte nichts und verriet keinerlei Namen. Welche Qualen musste er durchstehen! Moll kam herbei und schleppte ihn zum Ofen. Er verbrannte ihm den Kopf, und bevor er starb, musste er gegen den Zaun laufen. Er lief tatsächlich gegen den Zaun und erhielt einen tödlichen elektrischen Schlag. Das war Absicht, damit wir dies sahen und die Konsequenzen daraus zogen. Das war 1944.

Verbrennungen, Schläge, bis man ihn in den elektrischen Zaun trieb. Zu sterben war für uns gar nichts, die Qualen bis zum Tod, die waren das grosse Problem, vor dem wir uns fürchteten.

Shlomo: Die Arbeit beim Krematorium wurde von Moll geleitet. Die Ausführenden waren die SS-Kommandoführer «Moishe Borek» und «Schmekel Dondak». In der Schicht waren u.a. «Kurzschluss» und «Guts».<sup>64</sup> Der Verantwortliche für die Krematorien III und IV und auch für den «Bunker 2»

war Oberscharführer Moll. Moll war ein mittelgrosser Mann, gut genährt, blondes, zur Seite gekämmtes Haar. Er hatte links ein Glasauge. Er war ungefähr 37 Jahre alt. Seine Frau wohnte mit dem zehnjährigen Sohn und der siebenjährigen Tochter in der Stadt Oswiecim.

Abraham: Schon während wir bei den Gruben arbeiteten, war Moll unser Vorgesetzter. Er ging nicht jedesmal mit den Gruppen mit, wenn sie zur Arbeit auszogen. Neben ihm stand Oberscharführer Hössler, der auch im *Sonderkommando* eingesetzt war.

*Können Sie die Quälereien, denen die Menschen durch Moll ausgesetzt waren, detailliert beschreiben?*

Abraham: Vor Moll hatten alle Angst. Der war ein ganz schrecklicher Mensch. Er hatte vor uns keine Angst und setzte uns allen möglichen Schikanen aus. Wenn er morgens niemanden vom *Sonderkommando* oder niemanden von den anderen Häftlingen schlagen konnte, konnte er sein Frühstück nicht essen. Er war in der Lage, einen Menschen zu nehmen, ihm einen Stock mit aufgespieserter Kartoffel in den Mund zu stecken und mit dem Gewehr auf die Kartoffel zu schießen. Es kümmerte ihn nicht, dass er den Menschen ja hätte im Gesicht verletzen können, oder so.

Shlomo: Moll war ein kräftiger Mann, immer im Jackett und die Pistole in der Tasche. Manchmal warteten wir auf die Ankunft eines Transports im Hof von Krematorium IV. Moll wollte sich ein Vergnügen bereiten, holte jemanden aus den Reihen, steckte ihm eine brennende Zigarette in den Mund und versuchte, die Zigarette mit einem Pistolenschuss auszulöschen – einmal mit der Pistole in der Rechten, einmal in der Linken. Mit der linken Hand verfehlte er das Ziel und erschoss den Mann. Gleich danach holte er noch jemanden aus den Reihen, um sein Spiel so fortzusetzen. Die Männer dazu wurden ganz willkürlich ausgewählt. Ich erinnere mich noch an einen, der auf diese Weise ermordet wurde – man nannte ihn Boxer, denn er war kleinwüchsig und gedrungen.

Abraham: Moll schlug ständig irgendjemanden. Er stand richtig unter Zwang, fortwährend um sich zu schlagen.

Shlomo: Niemand wagte, auch nur den geringsten Widerstand zu leisten, denn wir wussten ja auch, dass wir letztendlich nicht am Leben bleiben würden. Der Name Moll alleine liess alle erzittern. Er hatte noch eine weitere Aufgabe: er musste alle Alten und Kranken auf Lastwagen hinter das Krematorium IV bringen. Dort brannte in einer Grube ein Feuer. Er liess die lebenden Menschen hineinwerfen und bei lebendigem Leibe verbrennen.

Der war einfach ein Sadist.

*Wie sprach Moll Sie an?*

Abraham: *«Dreiundachtzigtausendundsechzig, antreten!»*.

Shlomo: *«Dreiundachtzigtausendundneunundfünfzig. Manchmal rief er mich «Langer», denn ich war ziemlich gross.*

Abraham: Manchmal nannte er uns die *«zwei Brüder»*, weil wir immer zusammen arbeiteten. Niemals machten wir auch nur einen Schritt alleine. Das war unser Glück.

*Gab es weitere SS-Leute, die Ihnen in Erinnerung geblieben sind?*

Shlomo: Ja, ich erinnere mich an Steinmetz, der das Zyklon B aus den Büchsen in die Gaskammer schüttete. Er hatte eine kleine Leiter, mit der er zu der Luke hinaufstieg. Diese Aktion machten manchmal auch andere SS-Männer, aber an deren Namen erinnere ich mich nicht mehr. Dagegen kann ich mich an Steinmetz noch recht gut erinnern, denn der war anfangs für unsere Truppe vom *Sonderkommando* verantwortlich. Seinen Vornamen wusste ich nicht. Er war auch mittelgross, etwas kleiner allerdings als ich, blond, ungefähr 26 Jahre. Für verschiedene Dienste erhielt er immer Mädchen.

*Erinnern Sie sich daran, wie viele Personen mit einem Transport eintrafen?*

Abraham: Mit jedem Transport kamen ungefähr 2.000 Menschen, manchmal mehr, manchmal weniger.

*Woher kamen diese Menschen?*

Shlomo: Viele kamen aus Polen, aber es gab auch Transporte aus Frankreich, Holland und der Tschechoslowakei. Manchmal kamen auch kleinere Gruppen. Ich erinnere mich an eine Gruppe von 20 Partisanen. Die brachte man nicht in die Gaskammer. Das lohnte sich nicht für die Deutschen. Sie wurden durch Schüsse umgebracht. Aber derartige Gruppen waren selten.

Abraham: Es kamen Transporte aus Polen, Italien, Ungarn, Deutschland, Frankreich, Norwegen, Österreich, Belgien, Holland und Griechenland – eigentlich aus ganz Europa. Deshalb hat man uns ja dort eingesetzt und nicht ermordet.

*Wussten Sie im Voraus, woher die Transporte kamen?*

Abraham: In den meisten Fällen kannten wir die Herkunftsorte der Transporte nicht. Aber sobald die Menschen zum Ausziehen in den Raum

kamen, konnten wir mit ihnen sprechen. Sie erzählten uns dann, woher sie kamen.

Shlomo: Ich war meistens nicht im Entkleidungsraum, als die Menschen eintrafen. Die Informationen über die Herkunftsländer der Transporte erfuhr ich von den anderen Arbeitern im *Sonderkommando*.

*An welchen Transport erinnern Sie sich aus den Tagen, an denen Sie im Entkleidungsraum arbeiteten?*

Shlomo: Ich möchte Ihnen von einem merkwürdigen Transport berichten, der Ende 1943 oder Anfang 1944 eintraf. In dieser Zeit kamen viele Transporte, und die Deutschen holten auch uns vom Stubendienst zur Arbeit heran. Eines Tages kam ein ganz merkwürdiger Transport, wie wir es vorher noch nie gesehen hatten. Die Menschen sahen anders aus als die Juden, die aus den verschiedenen Ghettos eingetroffen waren. Sie waren sehr elegant gekleidet und sahen nicht aus, als ob sie unter grosser Armut gelitten hatten. Sie waren gut ausgestattet. Einige Frauen trugen Pelzmäntel und Goldschmuck. Diese Leute sahen aus, als ob sie aus einer ganz anderen Welt kamen.

*Woher kamen diese Juden?*

Shlomo: Anfangs wussten wir nicht, woher sie kamen. Wir hörten, dass sie Englisch und Französisch sprachen. Später hörten wir, es seien amerikanische und französische Staatsangehörige gewesen, die zufällig beim Ausbruch des Krieges in Polen gewesen waren. Die Deutschen hatten sie verhaftet und ins Konzentrationslager gebracht.

*Wie viele Menschen gehörten zu dieser Gruppe?*

Shlomo: Zwischen hundert und zweihundert.

*Wie brachte man sie zum Krematorium?*

Shlomo: Auch sie brachte man mit Lastwagen, doch im Unterschied zu anderen Transporten behandelte man sie anfangs zuvorkommend und höflich.

*Wo sahen Sie die Menschen bei ihrer Ankunft?*

Shlomo: Im Hof von Krematorium I.

*Was taten Sie dort?*

Shlomo: Das war die Zeit, in der die Deutschen auch uns vom Stubendienst zur Arbeit in den Verbrennungsanlagen herbeiholten. Man teilte uns

auf alle Gebäude auf. Wir kamen stets zu den Verbrennungsanlagen, bei denen es am meisten zu tun gab.

*Besassen die Menschen aus diesem Transport Taschen?*

Shlomo: Ja, sie hatten Ledertaschen der verschiedensten Art, alles sehr feine Sachen. Für uns war das ein besonderer Transport. Man brachte sie in den Keller von Krematorium I, wo sie sich ausziehen mussten. Als ein grosser Teil von ihnen bereits in der Gaskammer war, ein anderer Teil sich noch auszog, also noch bevor die Tür zur Gaskammer geschlossen wurde, rief man die *Sonderkommando*-Häftlinge herbei, damit sie die im Entkleidungsraum zurückgelassenen Gegenstände einsammelten. Im Entkleidungsraum stand eine sehr elegant gekleidete Frau mit ihrer Tochter. SS-Mann Schillinger war zu dieser Zeit im Entkleidungsraum. Die Frau wollte sich nicht völlig entkleiden und blieb in Büstenhalter und Leibwäsche stehen. Schillinger wandte sich ihr zu und schrie sie an: «*Nein, ganz ausziehen!*» und richtete seine Pistole auf den Büstenhalter. Die Frau öffnete den Büstenhalter, schleuderte ihn dem SS-Mann ins Gesicht und traf dabei seinen Arm. Die Pistole in seiner Hand fiel auf die Erde. Die Frau bückte sich rasch, ergriff die Pistole, zielte auf Schillinger und erschoss ihn auf der Stelle.<sup>65</sup>

*Wer war dieser Schillinger?*

Shlomo: Er war der Rapportführer unseres Lagers, ein ganz grausamer Mensch. Wer in seine Hände fiel, war nicht zu beneiden. Schillinger teilte Schläge aus und war ein schlimmer Sadist.

*Wissen Sie, ob er selbst Menschen ermordet hatte?*

Shlomo: Welche Frage!? Er war doch im ganzen Lager als Mörder bekannt.

*Erhielten Sie von ihm Schläge?*

Shlomo: Ja, er hat auch mich geschlagen.

*Was passierte weiterhin?*

Shlomo: Im Entkleidungsraum brach Panik aus. Die Deutschen fürchteten, die Frau könnte die Pistole auch auf die anderen Deutschen richten. Sie holten alle Menschen aus dem Entkleidungsraum heraus und erschossen sie. Nachher erlaubte man den *Sonderkommando*-Häftlingen, in den Entkleidungsraum zurückzukehren. Auf dem Fussboden lag die Leiche der Frau neben der Leiche von Schillinger. Als wir die Nachricht vom Tode Schillingers hörten, brach das Lager in einen wahren Freudentaumel aus. Als wir

ins Lager, also in die Baracken der *Sonderkommando*-Häftlinge, zurückkehrten und vom Tode Schillingers erzählten, war das wirklich für alle ein Fest.

*Wie weit waren Sie von der Frau entfernt?*

Shlomo: Ich stand sehr nahe dabei, vielleicht fünf Meter entfernt. Es waren nicht mehr sehr viele Menschen in dem Raum, und die Frau gehörte zu den letzten. So konnte ich sehen, was sich abspielte.

*Erfuhren Sie, wer diese Frau war?*

Shlomo: Man erzählte uns, sie sei Schauspielerin gewesen, aber Einzelheiten erfuhren wir nie.

*Sie arbeiteten in der Zeit, in der die Deutschen den Mord an den ungarischen Juden ausführten. Erinnern Sie sich, wie das genau geschah?*

Shlomo: Mitte Mai 1944 begannen die Vergasungen und die Verbrennungen der ungarischen Juden im Krematorium IV. Die Ermordeten aus den ersten Transporten hatte man in Krematorium III verbrannt, da in den Verbrennungsanlagen von Krematorium IV Störungen aufgetreten waren.

Ausser den Öfen benutzte man bei den Verbrennungen der Leichen der ungarischen Juden während der gesamten Zeit, in der man sie nach Birkenau brachte, die grossen Gruben, die zu diesem Zwecke neben Krematorium IV ausgehoben worden waren. In den Gruben konnten Tausende Leichen täglich verbrannt werden. Wegen der zahlreichen Transporte mit ungarischen Juden musste man auch die Arbeit in «Bunker 2» wieder aufnehmen. In den Gruben neben dem Krematorium IV war Moll für uns verantwortlich. Die Asche aus den Gruben holte man wie bei den «Bunkern» heraus, zerstampfte sie mit den verbliebenen Knochen und brachte sie in Containern zum Fluss. Anfangs vergrub man die Asche aus den Krematorien in eigens dafür angelegten Gruben. Als sich später die Rote Armee näherte, befahl der Lagerkommandant Höss, die Asche aus den Gruben zu holen und zum Fluss zu fahren. Ich weiss nicht, wie viele Menschen in diesem Bunker verbrannt wurden; denn zu jener Zeit arbeitete ich dort nicht.

Bei allen Krematorien arbeitete man in zwei Schichten: in einer Tages- und in einer Nachtschicht, von 6.00 Uhr bis 18.00 Uhr bzw. von 18.00 Uhr bis 6.00 Uhr am Morgen. Diese Arbeit währte die Monate Mai und Juni 1944. Nach meiner Rechnung wurden in diesen zwei Monaten in Birkenau ca. 300.000 Juden aus Ungarn ermordet. Die Juden hatte man direkt zu Fuss vom Bahnsteig ins Krematorium IV getrieben. Es waren Frauen, Männer und Kinder aller Altersgruppen. Es gab in den Transporten einige Juden, die auf dem Wege zusammengebrochen waren, und dann mussten wir sie

unter Bewachung der SS eigenhändig auf das Krematoriumsgelände bringen. In derartigen Fällen konnten wir mit den Leuten, die wir trugen, sprechen. Die meisten von ihnen wussten nicht, dass sie in den Tod gingen. Wenn wir ihnen das sagten, so glaubten sie uns kein Wort. Die «Arbeit» dauerte fast drei Monate.<sup>66</sup>

Abraham: Ich erinnere mich, dass es in Birkenau noch zwei Häftlingslager gab: das «Zigeunerlager» und das «Familienlager» der tschechischen Juden aus Theresienstadt. Im Frühling 1944 holten die Deutschen alle Zigeuner aus dem Lager und ermordeten sie. Nachher holte man die tschechischen Juden und brachte sie um.<sup>67</sup> Von den Zigeunern kam ein Teil mit deutschen Uniformen von der Front ins Lager. Dort waren sie «Volksdeutsche» gewesen und zur Armee eingezogen worden – sie hatten sogar deutsche Pässe, doch die Deutschen im Lager schickten sie alle in die Gaskammern, mit den deutschen Uniformen.

*Welche Erinnerungen haben Sie an das «Familienlager» der Tschechen?*

Abraham: Unter den tschechischen Juden waren wirkliche Helden. Sie waren bereit, an einem Aufstand teilzunehmen und zu sterben. Wir dachten, sie könnten irgendetwas gegen die Deutschen organisieren. Wir sagten ihnen ausdrücklich, dass hier der Tod auf sie wartete, damit sie wussten, wohin sie geraten waren. Wir hatten sie im Voraus gewarnt.<sup>68</sup> Doch in ihrer Naivität gingen sie zu den Deutschen, um die Information, die wir ihnen gegeben hatten, bestätigt zu bekommen: «Man hat uns erzählt, dass wir hier umkommen werden. Was hat es mit diesen Gerüchten auf sich?» Die Deutschen versuchten, diese Gerüchte abzustreiten.

Shlomo: Die Tschechen wären wirklich in der Lage gewesen, etwas gegen die Deutschen zu unternehmen; denn sie waren die gesamte Zeit über bei ihren Familien im Lager. Wir waren ziemlich sicher, dass sie eine Untergrundbewegung aufbauten, und warteten, dass sie mit dem Widerstand gegen die Deutschen anfangen würden. Unter ihnen waren starke Männer, auf die man hätte vertrauen können. Irgendwer von uns erzählte ihnen, dass sie umgebracht werden würden. Anstatt das so hinzunehmen, liefen sie zu den Deutschen und fragten: «Die Häftlinge vom *Sonderkommando* erzählen, dass wir sterben müssen. Ist das richtig oder nicht?» Indem wir ihnen die Wahrheit erzählten, haben wir unser eigenes Leben gefährdet.

Abraham: Ich denke, sie haben uns nicht geglaubt und sind deshalb zu den Deutschen gelaufen, um uns zu verraten.

*Was geschah an dem Tag, an dem diese Juden umgebracht wurden?*



Abraham: Ich erinnere mich noch an die Nacht. Man fuhr sie von ihrem Lager – Lager C – in Lastwagen direkt zu den Gaskammern.

Shlomo: Es waren so viele, dass man auch uns zur Arbeit in den Krematorien herbeiholte.

*Dachten Sie während Ihres Aufenthaltes in Birkenau daran, die Zahlen der Juden, die dort jeden Tag ermordet wurden, zusammenfassend festzuhalten?*

Shlomo: Meine Freunde vom *Sonderkommando* und ich waren der Meinung, dass in beiden «Bunkern» und in den vier Krematorien Millionen Menschen ermordet wurden. Salman Gradowski aus Grodno führte eine Liste über die Menschen, die vergast und verbrannt wurden, und zwar nach den Berichten der *Sonderkommando*-Häftlinge, die in den einzelnen Gebäuden arbeiteten. Diese Aufzeichnungen vergrub er auf dem umzäunten Gelände neben Krematorium II. Ich holte die Listen sogleich nach der Befreiung hervor und übergab sie dem sowjetischen Untersuchungskomitee. Unter Anleitung des Komitees wurden alle hebräischen Aufzeichnungen von dem ehemaligen Häftling Dr. Gordon übersetzt.<sup>69</sup> Das Komitee nahm das gesamte Material mit in die Sowjetunion. Ich weiss, dass auf dem Gelände der Verbrennungsanlage II weitere Listen und Tagebücher von Ermordeten vergraben wurden. Diese müssen gegenüber den Öfen des Krematoriums gesucht werden.<sup>70</sup> Den genauen Platz weiss ich nicht, denn nach der Sprengung des Krematoriums veränderte sich das Gelände.

Gradowski hat den gesamten Mordprozess beschrieben. Kaum jemand wusste, dass er diese Aufzeichnungen führte; nur ich als Stubendienstarbeiter wusste davon. Wir ermöglichten ihm die Abfassung der Listen, denn eigentlich erlaubten die Bedingungen so etwas nicht. Ich besorgte ihm ein Bett neben einem Fenster, damit er genügend Licht zum Schreiben hatte. Solche Möglichkeiten konnten nur durch den Stubendienst bereitet werden.<sup>71</sup>

*Hat er Ihnen erklärt, was er mit den Aufzeichnungen beabsichtigte?*

Shlomo: Er sagte uns, man müsse der Welt ein Zeugnis über die Ereignisse im Lager hinterlassen. Als er die Aufzeichnungen begann, ahnten wir bereits, dass unsere Überlebenschancen gleich Null waren. Immer wieder richteten die Deutschen Gruppen von *Sonderkommando*-Häftlingen hin. Wer wusste, ob jemand übrigbleiben würde, der etwas erzählen konnte.

*Wurde Gradowski auch bei den Arbeiten eingesetzt, die die anderen Sonderkommando-Häftlinge erfüllten?*

Shlomo: Er arbeitete mit uns und war an allen Sachen beteiligt. Ich möchte hinzufügen, dass mit ihm auch noch ein Jude arbeitete, den wir den «Richter» nannten.<sup>72</sup> Dieser Mann stammte aus Maków-Mazowieck. Ich glaubte man nannte ihn auch den «Maggid aus Makow». Beide schrieben zusammen und schliefen sogar auf der gleichen Pritsche.

*Erinnern Sie sich, in welcher Form Gradowski seine Aufzeichnungen führte?*

Shlomo: Soweit ich mich erinnere, schrieb er in Heften, die man ihm besorgt hatte.

*In welcher Form versteckte Gradowski seine Aufzeichnungen?*

Shlomo: Er steckte die Hefte in Glasbehälter, die an Thermoskannen erinnerten, und verbarg sie an allen möglichen Orten. Er entwickelte dazu eine ganz besondere Methode.

*Und Sie holten diese Flaschen 1945 kurz nach der Befreiung hervor?*

Shlomo: Ja, genau.

*Danach sagten Sie vor dem Untersuchungsausschuss, der nach Auschwitz gekommen war, aus?*

Shlomo: Ja, ich übermittelte dem sowjet-russischen Ausschuss alle Informationen, die ich besass. Selbst eine Kamera übergab ich ihnen, die ich erfolgreich hatte verstecken können.

*Sie arbeiteten viele Monate lang bei den Verbrennungsanlagen in Birkenau und sahen fast täglich die ankommenden Transporte der Juden, die fast alle kurz nach ihrer Ankunft bereits in den Todgingen. Dachten Sie über die Zahlen nach?*

Abraham: Um die Wahrheit zu sagen, wir glaubten nicht, dass zum Schluss noch jemand vom jüdischen Volk überleben werde. Wir sahen auch, dass gegen Ende immer weniger Juden mit den Transporten eintrafen, und wir ahnten, dass draussen kaum noch Juden übrig waren, die die Deutschen nach Auschwitz hätten schicken können. An uns dachten wir überhaupt nicht. Wir waren sicher, dass wir nicht überleben würden.

*Lebten Sie in ständiger Furcht vor Ihrer eigenen Ermordung?*

Abraham: Ja, immer. Es gab von Zeit zu Zeit Gerüchte, dass man uns umbringen wollte.

*Wer verbreitete diese Gerüchte?*

Abraham: Es war bekannt, was den übrigen *Sonderkommando*-Häftlingen vor

uns passiert war. Wir wussten auch Einzelheiten über ihre Ermordung. Dass die Gruppen der *Sonderkommando*-Häftlinge vor uns alle hingerichtet worden waren, war uns absolut klar. So war es nur konsequent, dass auch unsere Zeit irgendwann abließ. Eines Tages blieben wir im Block, und die Deutschen meldeten, dass es eine Spezialarbeit für die *Sonderkommando*-Häftlinge im Krematorium geben werde. Im Verlauf des Abends wurden alle umgebracht.<sup>73</sup>

Eine andere Gruppe vom *Sonderkommando* wurde mit dem Argument, sie würden an einen anderen Arbeitsplatz gebracht, in Eisenbahnwagen verfrachtet. Als sie irgendwo dort draussen ankamen, wurden auch sie alle umgebracht. Während der Zeit, in der wir im *Sonderkommando* arbeiteten, wurden drei Gruppen ausgewechselt: als wir eintrafen, ermordeten die Deutschen alle Arbeiter vom vorangehenden *Sonderkommando*. Das war zu der Zeit, in der wir noch in Block 2 waren. Damals ersetzten die Deutschen alle *Sonderkommando*-Häftlinge auf einen Schlag. Unser Glück war, dass der Stubendienst davon nicht betroffen war. Später änderte sich die Methode. Die Deutschen wählten aus allen Arbeitern ungefähr 200 Leute von den insgesamt 800 bei allen Anlagen aus und brachten sie an einem Ort ausserhalb von Birkenau um. Wir hofften ständig, dass wir entkommen könnten, um unsere Erlebnisse draussen zu erzählen. Das war uns wichtiger, als das Überleben an sich.

Shlomo: Vor dem Dezember 1942 arbeiteten im *Sonderkommando* vor allem slowakische Juden. Sie wurden im Stammlager Auschwitz im Krematorium ermordet. Zu meiner Gruppe gehörten 200 Leute, später wurde sie auf 400 Männer vergrössert. Ich erinnere mich an drei Kameraden – Mandelbaum, Süßner und Tauber. 200 wurden dann nach Lublin geschickt.<sup>74</sup>

Von dort kamen später 20 nicht-jüdische Russen. Sie erzählten uns, dass die 200 *Sonderkommando*-Häftlinge, die man nach Lublin gebracht hatte, ermordet worden waren. 1943 fügte man unserer Gruppe 200 Juden aus Griechenland hinzu. 1944 kamen nochmals 500 Juden aus Ungarn zum *Sonderkommando*. Im Oktober 1944, während des Aufstands des *Sonderkommandos* wurden 500 *Sonderkommando*-Häftlinge ermordet, 400 von ihnen im Hof des Krematoriums III und die anderen 100 auf dem Feld neben Krematorium I. In diesem Monat wählte Moll 200 zusätzliche Arbeiter vom *Sonderkommando* aus, die er nach Auschwitz schickte.

Wie man uns vom Kommando «Kanada», das mit der Sortierung des gestohlenen Besitzes der Juden beauftragt war, erzählte, wurden diese Häftlinge in dem Gebäude vergast, das zur Desinfektion der Kleider benutzt wurde, die man in «Kanada» gesammelt hatte. Die Desinfektionen wurden mit

Zyklon B durchgeführt, also mit dem gleichen Gas, das auch zur Ermordung der Menschen eingesetzt wurde. Im November 1944 wurden 100 Leute vom *Sonderkommando* ins Konzentrationslager Gross-Rosen geschickt.<sup>75</sup> Sie wurden als «Strafgruppe» dorthin geschickt. Niemand von ihnen kehrte jemals zurück.

*Wer berichtete Ihnen von den Ermordungen der Sonderkommando-Häftlinge?*

Shlomo: Wir hatten da verschiedene Informationsquellen. Anfangs wussten wir gar nichts von den Morden an unseren Kameraden. Im Verlauf der Zeit hörten wir verschiedene Gerüchte. Im Falle der Arbeiter, die nach Lublin geschickt wurden, verlief das folgendermassen: die Gruppe wurde vorgeblich nach Lublin zur Arbeit geschickt, aber praktisch kamen sie ins Vernichtungslager Majdanek und wurden dort ermordet. Als das Lager geschlossen wurde, brachte man von dort fünf Gefangene zu uns, die die Position von Oberkapos erhielten. Das waren nichtjüdische Deutsche und Polen, die sich unserer Gruppe anschliessen mussten. Diese Fünf, die bei uns im Block wohnten, erzählten uns aus erster Quelle, dass man unsere Kameraden in Majdanek ermordet hatte. Übrigens wurde einer dieser deutschen Oberkapos dann während des Aufstandes des *Sonderkommandos* lebendig in den Ofen gesteckt.

*Der psychische Druck, der auf Ihnen lastete, war ohne Zweifel gewaltig und sicher viel grösser als der Druck, der auf anderen Häftlingen lastete, die während der Shoah für die Deutschen arbeiteten. Erinnern Sie sich vielleicht noch an die Gesichtsausdrücke der Sonderkommando-Häftlinge bei deren Rückkehr von der Arbeit?*

Abraham: Während die Transporte eintrafen, waren wir sehr depressiv. Aber Tränen sah ich bei uns nicht. Die Tränen waren schon seit Langem versiegt. Und so gewöhnten wir uns mit der Zeit selbst an die grausame Routine, in der wir lebten. Die Tatsache, dass ausgerechnet wir dort waren, wurde von uns als unser Schicksal verstanden. Schuldgefühle hatten wir nicht.

*Sie sagten, Sie «hätten sich gewöhnt». Kann man sich überhaupt an eine derartige Arbeit gewöhnen?*

Abraham: Das ist leider möglich. Wie kann man sonst in den Krieg ziehen und Menschen erschiessen? Man gewöhnt sich daran. Am ersten Tag ist es besonders schwierig, aber nachher gewöhnt man sich daran. Der erste Tag ist kritisch und entsetzlich. An anderen Tagen war es schon leichter. Auch ein Arzt gewöhnt sich an allerlei unangenehme Arbeiten.

*Waren Sie manchmal entschlossen, diesem Alptraum ein Ende zu setzen?*

Shlomo: Es gab schon Zeiten, in denen wir nicht mehr weiter arbeiten wollten. Aber neben diesem Gefühl gab es auch immer irgendwie Hoffnung; vielleicht wird uns trotz alledem die Flucht gelingen. Vielleicht überleben wir.

*Begingen einige Ihrer Kameraden Selbstmord?*

Shlomo: Es gab einige Fälle, in denen Männer in den Morgenstunden «gegen den Zaun liefen». Aber das kam nicht häufig vor.

*Gab es Versuche, vor dem Aufstand des Sonderkommandos Untergrundaktivitäten zu organisieren?*

Shlomo: Während meiner Zeit im Stubendienst verschafften wir uns Messer und entschlossen uns, als wir uns abends im Block versammelt hatten, beim Auszug zur Arbeit ausserhalb des Blockes die deutschen Wachposten zu überwältigen und durch die Wasserkanalisation zu fliehen. Wir wussten, dass wir aus Birkenau eh nicht lebend herauskommen würden, so dass wir nichts zu verlieren hatten. Ich sagte zu meinen Kameraden: «Wenn uns die Flucht nicht gelingt, dann sterben wir eben jetzt anstatt im nächsten Jahr.»

*Können Sie weitere Einzelheiten von den Vorbereitungen zu diesem Fluchtversuch, der bisher nicht bekannt war, erzählen?*

Shlomo: Ich organisierte Messer und Sägen, mit denen wir Bäume absägen wollten, um kleine Schiffe zur Überquerung der Wasserkanäle nach der Flucht zu bauen. Wir hatten auch Gummikissen vorbereitet, die uns helfen sollten, über Wasser zu bleiben. Nach dem Plan sollten die deutschen SS-Leute, von denen in der Nacht ungefähr fünfzehn oder zwanzig anwesend waren, angegriffen und ihrer Waffen beraubt werden. Wir waren überzeugt, dass wir diesen Plan erfolgreich ausführen könnten.

Ich gehörte zu denjenigen, die sich den Plan ausgedacht hatten, und sagte zu allen, sie könnten auf mich vertrauen. Bei der Organisation half mir Henryk Fuchsbrunner aus Krakau<sup>76</sup>, der die Gegend gut kannte und den Fluchtweg planen konnte. Wenn ich heute über den Plan nachdenke, dann ist mir klar, dass wir keine Chance hatten. Aber damals hatten wir nichts zu verlieren und wussten, dass wir Birkenau nicht lebendig verlassen würden. So waren wir bereit, das Risiko einzugehen. Doch der Plan wurde immer wieder verschoben und dann schliesslich niemals ausgeführt.

*Erinnern Sie sich an die Gründe, die dazu führten, dass man mit der Organisation eines Untergrunds der Sonderkommando-Häftlinge in Birkenau begann?*

Shlomo: Zunächst stand diese Organisierung in Zusammenhang mit der Lage, die vor den Herbst- und Wintermonaten 1944 herrschte. Weil in dieser Zeit in den Krematorien nicht allzu viele Arbeiter benötigt wurden – wir waren damals einige hundert Männer in Krematorium III –, war uns klar, dass wir demnächst zur Vergasung und Vernichtung an die Reihe kämen. Wir dachten an Aufstand. Es gab verschiedene Pläne: ein Plan sah vor, die Deutschen während der Nachtwache im Krematorium zu erschlagen (wir arbeiteten auch nachts), ihre Uniformen anzuziehen und zu fliehen.

Es gab auch andere Fluchtpläne. Doch diese Pläne hatten keinen Erfolg. Jedesmal dachten wir von Neuem: Jetzt ist der Augenblick da, vielleicht glückt es diesmal. Aber immer scheiterten die Pläne. Die Organisation des Aufstandes dauerte fast ein Jahr. Wir warteten auf eine Veränderung der äusseren Umstände, die einen Erfolg wahrscheinlicher gemacht hätte. Wir erwarteten einen weiteren Grossangriff der Roten Armee. Wir waren der Meinung, dass ein Aufstand nur bei einer Veränderung der Gegebenheiten draussen erfolgreich sein könnte. Später, als wir schon mit der Organisation des Aufstandes vorangeschritten waren, wurden wir aus verschiedenen Gründen gezwungen, die Ausführung immer wieder aufzuschieben. Einer der zentralen Gründe für diesen Aufschub war die Einstellung der nicht-jüdischen Widerständler im Stammlager Auschwitz. Wir, die *Sonderkommando*-Häftlinge, drängten während der gesamten Zeit darauf, mit dem Aufstand zu beginnen. Aber unsere Kameraden ausserhalb Birkenaus teilten die Ansicht, noch nicht loszuschlagen, denn sie sagten: «Nicht jetzt. Jetzt ist kein günstiger Zeitpunkt. Ihr müsst vorsichtig sein. Ihr seid noch nicht zum Aufstand bereit.» Dann wurde es Oktober, und unsere Lage erschien uns kritisch und bedrohlich. Da waren wir entschlossen, nicht länger zu warten. Wir hatten auch gar keine andere Wahl.<sup>77</sup>

*Gab es einen Plan, der an die Mitglieder des Widerstandes weitergeleitet wurde?*

Shlomo: Wir hätten den Aufstand zusammen mit den Widerständlern vom Lager Auschwitz I durchführen sollen. Während des Aufstandes hätten wir das Lager sprengen und die Deutschen umbringen sollen. Eine der wichtigsten Aufgaben wäre die Unterbrechung der Elektrizität im Lager und an den elektrischen Zäunen gewesen. Als Zeitpunkt war die Rückkehr der Aussenkommandos, also der Arbeiter, die ausserhalb des Lagers arbeiteten, festgelegt worden. Wenn die Aussenkommandos ans Lagertor kamen, waren die Deutschen dort konzentriert. Wir hätten sie mit Handgranaten und anderen Waffen, die wir im Laufe der Zeit gesammelt hatten, angreifen sollen. Als erster Zeitpunkt war das Weihnachtsfest vorgesehen, an dem im Lager

weniger Deutsche waren, weil viele in die Ferien gefahren waren. Aber dieser Zeitpunkt wurde verschoben.

*Wie schlossen Sie, Shlomo, sich dem Widerstand an?*

Shlomo: Eigentlich wusste ich zunächst nichts von der Widerstandsbewegung. Aber später trat einer ihrer Mitglieder an mich heran, ein französischer Jude, der im Spanischen Bürgerkrieg Kampferfahrung gesammelt hatte. Er wollte mich für den Widerstand gewinnen, weil ich ihm geeignet erschien; denn ich war beim Stubendienst tätig, so dass ich die meiste Zeit im Block war und Gelegenheit hatte, während meiner Arbeit im Block die Munition zu bewachen. Eines Tages kam dieser Widerständler im Block zu mir und sagte: «Ich brauche Deine Hilfe.» «Was kann ich helfen?», fragte ich, und er antwortete: «Ich gebe Dir verschiedene Gegenstände zum Bewachen.»

*Wann trat er an Sie heran?*

Shlomo: Das war schon Ende 1943. Anfangs benutzte er nicht das Wort «Munition», sondern sprach von Gegenständen. Aber nachdem ich mich dem Widerstand angeschlossen hatte, brachte er mir ab und zu – manchmal täglich, manchmal einmal in der Woche – Sprengstoff, aus dem unsere Kameraden aus Blechdosen Handgranaten bauten. Den Sprengstoff erhielten wir von den jüdischen Frauen, die in der Waffenfabrik «Union» arbeiteten. Ich versteckte die improvisierten Handgranaten in meiner Matraze. Die *Sonderkommando*-Häftlinge gehörten zu den wenigen Häftlingen, die auf Matratzen schliefen. Später, als es zu viele Handgranaten waren, versteckte ich sie im inneren Teil des Stützpfeilers, der das Dach des Gebäudes trug. Auf der Wohnebene in jedem Block gab es einen Häftling wie mich, der für das Verstecken der Handgranaten verantwortlich war. Ein anderer Häftling half ihm dabei. Die fertigen Handgranaten verteilten wir auf alle Blöcke. In jedem Block gab es *Sonderkommando*-Häftlinge, die zum Widerstand gehörten. Anfangs waren die Granaten in Block 13, in dem wir lebten. Später brachte ich sie ins Krematorium, in dessen Dachgeschoss wir dann übersiedelten.

*Wie brachten Sie die Granaten ins Krematorium?*

Shlomo: In den Taschen. Wenn wir aus Block 13 herausgingen, wurden wir nicht von den Deutschen kontrolliert.

*Wieviele Granaten nahmen Sie mit?*

Shlomo: Ungefähr 28 oder 30. Ich nahm natürlich nicht alle auf einmal. Der Stubendienst war für die Übersiedlung von Block 13 ins Krematorium

verantwortlich. So mussten wir mehrmals laufen, und jedes Mal nahm ich zwei Handgranaten mit.

*Transportierte auch Abraham Granaten?*

Abraham: Nein, ich war daran nicht beteiligt.

*Was wurde darüber hinaus in Ihrem Krematorium versteckt?*

Shlomo: Auch ein Fotoapparat.

*Unterschieden sich die Handgranaten von den heutigen Handgranaten?*

Shlomo: Der Sprengstoff wurde in Fleischbüchsen gesteckt, die die Deutschen leer gegessen hatten. Wir füllten die Büchsen mit Nägeln und Scherben und verschlossen sie mit Gips. Den Zünddocht machten wir aus Decken.

*Wieviel Granaten wurden Ihnen gebracht?*

Shlomo: Ungefähr dreissig.

*Wie wurden die Granaten Ihnen praktisch übergeben?*

Shlomo: Wie gesagt, wurde der Sprengstoff von jüdischen Frauen aus der Waffenfabrik geliefert. Jeden Abend nach dem Arbeitstag hatten sie bei ihrer Rückkehr in den Block etwas Sprengstoff im Saum der Kleider versteckt. Die Granaten baute man im Krematorium I, und ich musste sie von dort ins Krematorium IV bringen. Mein Verbindungsmann vom Widerstand, der französische Jude, hatte mir aufgetragen: «Bring rin Paket aus dem Krematorium I. In dem Bündel sind Besen, die gereinigt werden müssen.» Um ins Krematorium I zu gelangen, musste ich über das offene Gelände. Das durfte ich ohne Bewachung nicht tun. Deshalb begleitete mich ein Deutscher. Mit ihm kam ich ins Krematorium I, wo schon das Paket auf mich wartete. Als ich es aufhob, merkte ich, dass es zu schwer war, als dass allein Besen darin waren. Ich lud das Paket auf die Schultern, und der Deutsche ging mit mir bis ins Krematorium IV zurück, wo ich es übergab.

*Fürchteten Sie sich nicht, die Granaten so nahe am Körper zu tragen? Das war doch ein grosses Risiko.*

Shlomo: Ich fürchtete mich nicht. Im Gegenteil, das machte mich sehr stolz.

*Waren an den Organisationen zum Aufstand auch nichtjüdische Sonderkommando-Häftlinge beschäftigt?*



Shlomo: Ja, einige von ihnen. Bei uns war ein russischer «Polkovnik»<sup>78</sup> der auch am Widerstand beteiligt war. Ausser ihm gab es eine Gruppe von 20 hochrangigen Kriegsgefangenen aus Russland, die zu uns gestossen waren. Als sie nach Birkenau kamen und ihre Uniformen ausziehen sollten, verweigerten sie sich. Sie wurden vor den Lagerkommandanten gebracht, der ihnen gestattete, mit den Uniformen im Lager herumzulaufen. Der «Polkovnik» nahm mit ihnen Kontakt auf und brachte sie dazu, dem Widerstand beizutreten. Als ihnen nachher klar wurde, dass zu viele Leute von der Untergrundorganisation wussten, zogen sie sich zurück. Sie sagten: «Das ist so nichts wert. Zu viele Leute wissen davon. Man darf nur ein Minimum von Leuten einweihen.» Zu jener Zeit nahm man niemanden mehr in den Widerstand auf. Aber ich gehörte ja glücklicherweise schon dazu.

*Wiegross war die Geheimhaltung?*

Abraham: Die Geheimhaltung war ziemlich gross.

*Erinnern Sie sich an die Namen der Kameraden, die mit Ihnen in der Untergrundbewegung waren?*

Shlomo: Die meisten Namen kannte ich überhaupt nicht.

*Abraham, wussten Sie, dass Ihr Bruder zum Untergrund gehörte?*

Abraham: Ja, ganz allgemein wusste ich davon. Aber Einzelheiten hatte er mir nicht erzählt. Zum Beispiel verheimlichte Shlomo die Sache mit den versteckten Handgranaten. Ich schlief mit ihm auf der gleichen Pritsche, während die Granaten in der Matratze versteckt waren. Und ich hatte keine Ahnung davon. Erst später fragte er mich: «War Dir klar, dass Du auf Granaten geschlafen hast ...?»

Shlomo: Die Geheimhaltung erfolgte auf Anweisung meines Verbindungsmannes. Niemand durfte von den Granaten wissen. Deshalb sollte ich am Rand des Bettes an der Wandseite nahe bei dem Versteck der Granaten schlafen. Wir waren fünf *Sonderkommando*-Häftlinge auf einer Pritsche.

*Durchsuchte niemand der Deutschen die Pritschen?*

Shlomo: Zur grösseren Sicherheit versteckte ich die Granaten nach einiger Zeit in dem Mauerwerk. Ausserdem kamen die Deutschen in der Regel nicht in unsere Schlafräume. Nur wir, der Stubendienst, wussten von allem. Mit uns hatten die Deutschen keinen direkten Kontakt, sondern nur mit dem Blockältesten.

*War der Blockälteste Jude?*

Shlomo: Ja, der Blockälteste war Jude. Er hiess Georg. Aber auch er wusste nichts von den Handgranaten.

*Können Sie den Verlauf des Aufstandes beschreiben?*

Shlomo: Der Aufstand begann im Oktober 1944. Man holte unsere Gruppe aus dem Krematorium III auf den Hof und begann mit einer Selektion. In dieser Zeit trafen weniger Transporte ein, und die Mehrheit der *Sonderkommando*-Häftlinge wurden schon nicht mehr benötigt. Die Deutschen wollten rund 100 *Sonderkommando*-Häftlinge selektieren.<sup>79</sup> Einige von uns wollten sofort mit dem Aufstand beginnen, ohne auf einen Befehl zu warten, denn die Vorbereitungen waren zum Zeitpunkt der Selektion noch nicht abgeschlossen. Ich sagte ihnen: «Wir können nicht anfangen, ohne dass ich den Befehl erhalten habe, die Handgranaten herauszugeben.» Der Aufstand war noch nicht durchorganisiert. Nicht alle Mitglieder hätten von der spontanen Entscheidung gewusst. Aber in dem Moment, in dem man sich nun entschieden hatte, fingen wir an, auf die SS-Männer mit allem, was nur erreichbar war, einzuschlagen. Wir verletzten 12 Männer. Wahrscheinlich gab es auch zwei oder drei Tote.<sup>80</sup> Sofort kamen SS-Kräfte auf das Krematoriumsgelände, eröffneten das Feuer und nahmen das Gelände ein. Die Aufständler zündeten das Gebäude an, indem sie mit den Matratzen auf der Wohntage Feuer legten. Wegen des Feuers kam ich nicht mehr an die versteckten Handgranaten heran. Ich fürchtete, die in der Wand versteckten Granaten könnten explodieren, wodurch den Deutschen die Existenz der Widerstandsbewegung bekannt werden könnte. Glücklicherweise brach das Holzdach völlig zusammen und begrub die gesamte Wohntage unter sich. So konnten die Deutschen nichts entdecken. Letztlich explodierten die Granaten nicht. Wir wollten fliehen, doch praktisch waren wir eingeschlossen und konnten nirgendwohin entkommen. Um das Krematorium war der elektrische Zaun, und das Tor war vor uns verschlossen. Im Verlauf des Aufstandes töteten die Deutschen mehr als 500 *Sonderkommando*-Häftlinge von den 700, die in den Krematorien waren.

Abraham: Ich erinnere mich, dass der Aufstand infolge des Befehls ausbrach, 100 Leute vom *Sonderkommando* zu selektieren. Wir standen auf dem Appellplatz von Krematorium III und wussten nicht, wer auf der Liste stand. Ein Teil von uns war mit Waffen wie Eisenstöcken, Messern u.a. ausgerüstet. Wir wussten, dass wir nichts zu verlieren hatten und dass man endlich handeln müsse. Einige stürzten sich auf die SS-Männer, schlugen auf sie ein. Während des Tumults, der sich dann erhob, begannen wir zu flie-

hen. Doch wir wussten nicht genau, wohin wir uns wenden sollten. Hauptsache hinaus. Die Deutschen begannen, auf uns zu schießen und trafen ediche von uns. Wir liefen weiter. Es gab eigentlich nur zwei mögliche Richtungen: zum benachbarten Krematorium IV oder in Richtung der Strasse.

*Liefen Sie allein oder in einer Gruppe?*

Abraham: Ich lief allein; wer eine Kugel erhielt, blieb liegen. Der Rest verstreute sich in alle Richtungen. Wir erreichten das Krematorium IV und wussten nicht, was nun mit uns geschehen würde. Wir drangen ins Krematorium ein und versuchten uns zu verstecken. Jeden Augenblick fürchteten wir um unser Leben. Später führten die Deutschen einen Appell für alle durch und befahlen vier Männern herauszutreten. Mein Bruder, ich und noch zwei weitere Leute vom *Sonderkommando* traten aus der Reihe. SS-Männer führten uns fort. Noch bevor wir das Gelände des Krematoriums verliessen, schoss man mit einem Dum-Dum-Geschoss auf meine Füße. Ich fiel auf den Boden und konnte nicht weitergehen. Die SS-Männer versammelten sich um mich. Später stellte man neben mir eine Wache auf, um meine Flucht zu verhindern. Das war im Hof von Krematorium IV. Ich bat den Wachposten: «Warum bewachst Du mich? Erschiess mich doch. Dann ist Schluss, und Du kannst verschwinden.» Er antwortete mir auf Deutsch: «Ich habe keinen Befehl, Dich zu erschiessen», und bewachte mich weiter. – Plötzlich kam ein älterer Deutscher, der bei uns im *Sonderkommando* arbeitete. Er war ein guter Mensch, der uns manchmal Nahrungsmittel brachte. Als er sah, dass ich verletzt war, holte er Leute herbei, die mich ins Lazarett brachten. Dort waren auch ein durch eine Kugel verletzter «volksdeutscher» Kapo, ein Kamerad aus Griechenland vom *Sonderkommando* – und ich. Im Lazarett arbeitete ein jüdischer Chirurg aus dem Warschauer Krankenhaus. Dieser Arzt half mir.

*Wie hiess dieser Arzt?*

Abraham: Heimann oder Hermann. Ich erinnere mich nicht genau. Ich bat ihn, er möge mir etwas geben, damit ich sterbe. Er antwortete: «Jetzt bist Du hier und brauchst keine Angst zu haben. Hier wird Dir nichts geschehen.» Er operierte mich, reinigte und verband die Wunde, und ich blieb dann im Lazarett.

*Was geschah mit Ihnen, nachdem der Aufstand niedergeschlagen worden war?*

Shlomo: Nachdem ich aufs Gelände von Krematorium IV gelangt war, versteckte ich mich einige Zeit hinter einem Holzstapel. Mein Freund Tauber versteckte sich im Schornstein des Krematoriums. Die Deutschen waren zu

jener Zeit noch damit beschäftigt, die Überlebenden unter den Aufständlern zu erschiessen. Dann brachten die Deutschen ungefähr 100 weitere Überlebende zurück ins Krematorium III, denn dort mussten noch Leichen verbrannt werden. Dann nahm ich Kontakt mit meinem Bruder auf, der verletzt im Lazarett lag. Diejenigen, die nicht erschossen worden waren, wurden von den Deutschen eingesammelt und verhört. Aber niemand machte den Mund auf. Wir taten so, als ob wir nichts wüssten.

*Abraham, was ereignete sich, während Sie im Lazarett waren?*

Abraham: Ich erholte mich nicht sehr rasch von der Verletzung. Eines Tages machte man im Lazarett eine Selektion. Die Deutschen fragten jeden, weshalb er im Lazarett lag. Als ich an die Reihe kam, sagte ich, ich sei vom *Sonderkommando*, und man sagte mir: «Du bleibst hier.»

*Welche Arbeiten wurden im Krematorium ZK unmittelbar vor seiner Räumung durch die Deutschen durchgeführt?*

Shlomo: Krematorium IV arbeitete fast bis in die letzten Tage von Birkenau. Es wurde von den Deutschen kurze Zeit vor ihrem Abzug aus dem Lager gesprengt. Während dieser Zeit verbrannte man im Krematorium nur die Leichen von Häftlingen, die im Lager gestorben oder ermordet worden waren, denn neue Transporte kamen nicht mehr. Im Krematorium arbeiteten damals 30 Häftlinge, der Rest arbeitete an der Demontage der Krematorien I und II. Auch ich nahm an der Demontage dieser Krematorien seit November 1944 teil. Man hatte uns gesagt, dass die Apparatur und die Geräte ins Lager Gross-Rosen gebracht würden. Ich war auch bei der Demontage von Krematorium III dabei, das während des Aufstandes abgebrannt war. Wir demontierten die Wände und einen Teil der Eisenkonstruktionen. Ich wohnte im Krematorium II bis November 1944. Dann brachte man die gesamte Gruppe der *Sonderkommando*-Häftlinge, die immer noch eingesetzt wurde, ins Lager B 2D. Wir waren im Block 3 untergebracht.

*Wann wurden Sie über die Räumung des Lagers informiert?*

Abraham: Einige Tage vor der Räumung am 18. Januar 1945. An diesem Tage standen wir bereit zum Abmarsch. Dann kam plötzlich der Befehl: «*Sonderkommando, zurück in den Block!*» Das war für uns ein schlechtes Zeichen. Wir wussten sogleich, dass dies unsere Ermordung in der kommenden Nacht bedeutete. Wir flüchteten aus dem Block, als im Lager der Befehl erging: «*Alle raus. Alle verlassen das Lager!*» Und so kamen auch wir aus Birkenau heraus. Zunächst gingen wir nach Auschwitz. Hier versuchte der SS-Mann Hössler noch, uns zu «jagen». Später begann der sogenannte «Todes-

marsch». Wegen meiner Fussverletzung fiel es mir sehr schwer zu laufen. Ich hatte in Auschwitz einen Cousin, der in der Wäscherei arbeitete. Dort gab es einen Wagen zum Wäschetransport. Er nahm den Karren und setzte mich hinein. Die Kameraden, die mit uns fortgingen, zogen mich während des gesamten Todesmarsches im Karren. Die Deutschen gestatteten dies, denn sie konnten die Karren auch für ihre Zwecke benutzen: sie luden hier das gesamte Gepäck der Wachposten auf, die uns zur Bewachung mitgegeben waren. Am Ende des ersten Tages erreichten wir Pszczyna, eine kleine Stadt. Dort übernachteten wir im Fussballstadion. Am nächsten Tag setzten wir den Weg fort. Ich sagte zu meinem Bruder Shlomo: «Ich sehe schon, dass man mich hier auf dem Weg ermorden wird. Wenn du eine Gelegenheit zur Flucht hast, dann verschwinde, dass wenigstens einer von uns am Leben bleibt.» Und so war es dann tatsächlich. Auf dem Weitermarsch flohen mein Bruder Shlomo und Fuchsbrunner. Der hatte in der polnischen Armee gedient und kannte die Wege gut. Sie verliessen einfach die Reihe, wandten sich nach rechts, ohne sich umzudrehen und zu gucken, ob jemand ihre Flucht bemerkt hatte. Die Deutschen bemerkten nichts. Wahrscheinlich war es schwer zu unterscheiden, ob sie Häftlinge oder Zivilisten waren. Sie liessen sie laufen, ohne das Feuer auf sie zu eröffnen. So gelang meinem Bruder die Flucht. Meine Kameraden trugen mich weiter, bis wir die Eisenbahn erreichten. Man packte uns auf die Bahn. Es war inzwischen Winter geworden, und heftiger Schneefall hatte eingesetzt. Wir fuhren zwei Tage, ohne genau zu wissen, wohin die Fahrt ging. Die Waggons waren nicht überdacht. Essen bekamen wir nicht, und einer lag auf dem anderen in den Waggons. Viele sprangen ab und versuchten zu fliehen. Schliesslich kamen wir nach Mauthausen. Dort standen wir noch eine Nacht auf unseren Füßen, bis wir in einer Hütte registriert wurden.

Als ich an die Reihe kam, sah ich, dass man einige Häftlinge mit dem Zeichen «KL» zeichnete. Ich war mir sicher, dass man mich ins Krematorium bringen würde, denn auch ich erhielt dieses Zeichen. Die Deutschen brachten jedoch alle Personen mit dem «KL»-Zeichen ins Hospital. Dort lagen wir ohne nennenswerte Nahrung. Wir bekamen nur einmal am Tag etwas Suppe. Ich blieb dort fast drei Monate. Ich fühlte mich stets dem Ende nahe und fragte mich selbst: «Was zum Teufel mache ich hier überhaupt?» – Eines Tages im März – so glaube ich – holten die Deutschen einige Häftlinge zur Arbeit fort. Ich stand zwischen diesen Arbeitern und ging mit ihnen fort. Wir wurden zur Reparatur von Eisenbahnlinien eingesetzt, die durch amerikanisches Bombardement zerstört worden waren. Dort fanden wir einige Büchsen mit Lebensmitteln und konnten etwas essen. So arbeiteten wir eine Woche, dann erging der Befehl zum Abmarsch. Man brachte mich

nach Ebensee. Das war meine letzte Station vor der Befreiung. Man steckte mich dort in den Block mit den Häftlingen, die nicht zur Arbeit gingen. Ich fürchte mich vor dem Lagerältesten zu Tode. Es war ein Volksdeutscher namens Dänisch.<sup>81</sup> Ein wirklicher Hund, an den ich mich noch gut aus Birkenau erinnerte. Dort war er Führer der Strafkompagnie. Alle hassten ihn. Er kannte mich als *Sonderkommando*-Häftlinge, und ich fürchtete, dass er mich verraten werde. Während der ganzen Zeit versuchte ich, an Orten zu sein, an denen er gerade nicht war, damit er mich nicht sah. Man schickte mich zur Arbeit in einer unterirdischen Fabrik in den Bergen. Ich arbeitete ein oder zwei Tage, konnte dann aber wegen der Fussverletzung nicht weiterarbeiten. Ich blieb im Block zurück.

Am Samstag in der Nacht meldeten die Deutschen, wir müssten uns vor Luftangriffen in Sicherheit bringen. Danach kam der Oberkapo und befahl uns, dort zu bleiben, wo wir waren. In der Nacht bemerkten wir plötzlich, dass keine SS-Leute mehr bei uns waren. Nur Soldaten der Wehrmacht waren zurückgeblieben. In dieser Nacht erreichten die Amerikaner das Lager.

Bei der Ankunft der Amerikaner herrschte ein wahres Chaos im Lager. Auch Russen kamen, um nach Waffen zu suchen. Sie drangen in die Blocks der SS-Mannschaften ein, fanden dort Waffen und als sie Dänisch entdeckten, brachten sie ihn auf der Stelle um. Wir, die Häftlinge, zogen aus, um Brot zu suchen. Es gab dort eine Bäckerei, in deren Öfen einige Laibe Brot waren. Man begann, uns auf verschiedene Lager aufzuteilen – ein polnisches Lager, ein französisches Lager. Man verteilte auch Nahrungsmittel, aber viel zu reichlich. Die Menschen erkrankten an Ruhr, und viele Häftlinge starben, weil sie zuviel gegessen hatten.

*Wie fanden Sie Ihren Bruder wieder?*

Abraham: Eines Tages kam einer meiner Freunde ins Lager und sagte: «Komm', wir wollen nach Polen fahren.» Ich antwortete ihm: «Nach Polen gehe ich nicht mehr zurück. Ich hasse die Polen und will sie nicht mehr wiedersehen.» Dieser Freund hatte seine Frau wiedergefunden und kehrte nach Polen in einen Ort zurück, in dessen Nähe sich mein Bruder Shlomo aufhielt. Er gab Shlomo das erste Lebenszeichen von mir. Mein Bruder lebte schon seit Januar wieder in Zuromin. Mein Freund war zwanzig Kilometer davon entfernt in Sierpe.

*Das heisst also, ihr Bruder war in Ihre Heimatstadt zurückgekehrt und suchte Sie dort?*

Abraham: Ja, er war dorthin zurückgekehrt. Aber er wollte dort nicht bleiben. Denn er fand niemanden mehr von der Familie lebend vor. Er blieb,

um zu sehen, was von unserem Familienbesitz übriggeblieben war. Was die Polen weggenommen hatten, holte er zurück. Er trieb sich dort umher, bis er auf jenen Freund stieß, der ihm mitteilte, dass ich am Leben war.

Inzwischen war ich auf meinem Weg nach Eretz Israel nach Italien gelangt. Am 18. Juli 1945 war ich nach Italien gekommen und blieb dort drei Monate. Wir standen schon unmittelbar vor unserer Einschiffung nach Eretz Israel. In der Eisenbahn nach Rom, wohin ich fuhr, um vom JOINT etwas Geld zu erhalten, sagte mir ein Bekannter: «Dein Bruder ist nach Deutschland gefahren.» Als ich diese freudige Nachricht hörte, fuhr ich nicht mehr nach Santa Caruzzi zurück, sondern fuhr Richtung Deutschland, um meinen Bruder zu treffen. Ich überschritt die italienisch-österreichische Grenze und fuhr nach Salzburg. Dort traf ich Moshe Friedmann, ein Freund aus dem *Sonderkommando*. «Wohin fährst Du?» fragte er mich. «Komm', bleib bei uns, und wir suchen Deinen Bruder zusammen.» Friedmann hat mir viel geholfen. Er ging zum Bürgermeister von Salzburg, der früher auch im Lager war, und bat ihn um ein Zimmer für mich. Ich erhielt ein Zimmer, das ich mir mit zwei weiteren Personen teilte. Ich begann, Briefe nach Frankfurt zu schicken, um zu klären, ob man dort etwas von meinem Bruder Shlomo Dragon wüsste. Ein Brief geriet zufällig in die Hände meines Bruders, der dann nach Österreich kam, um mich zu sehen. Seit diesem Tag trennten sich unsere Wege nicht mehr.

*Shlomo, erinnern Sie sich, warum Sie beim Todesmarsch die Flucht versuchten?*

Shlomo: Ich war in Block 13 im Lager Bild bis zum Januar 1945. Danach kamen wir in den Block 16, von dem wir am 25. Januar 1945 zu Fuss in Richtung Reichsgebiet aufbrachen. Fast alle Männer vom *Sonderkommando*, die bis dahin noch überlebt hatten – ungefähr 100 Leute – verliessen auf diesem Marsch Auschwitz. Unter ihnen waren: Shmuel aus Frankreich, Leibel aus Grodno, Lemke Pliszko, David Nencel aus Rypin, Moshe und Jankel Weingarten aus Polen, Abba aus Grodno, Berl Beirach aus Luna, Sender aus Berlin, Maurice aus Griechenland, Leon Cohen aus Saloniki, Shaul Chasan und andere, an deren Namen ich mich nicht mehr erinnere.

Wir liefen viele Kilometer zu Fuss. Ich merkte, dass ich mich absetzen musste, bevor es zu spät war. Diejenigen, die ich vom Untergrund aus Birkenau kannte, wussten, dass ich den Mut zur Flucht hatte und auch in der Lage war, die Flucht zu riskieren; wenn ich nur die Gelegenheit dazu erhielte, würde ich ohne Zögern die Flucht ergreifen. Ich setzte einige Kameraden von meinen Fluchtabsichten in Kenntnis. Sie kamen manchmal mit der Frage zu mir: «Shlomo, wann willst Du fliehen?» «Noch nicht», erwiderte ich ihnen, «noch ist die Zeit zur Flucht nicht reif.» Ich kannte die Gegend

nicht gut und wusste nicht genau, wo wir uns befanden. Die Umgebung, durch die wir marschierten, war mir fremd. Andererseits wusste ich, dass mein Ende immer näher käme, wenn ich noch lange auf eine günstige Gelegenheit warten würde. Ich sah, was mit den anderen Häftlingen auf dem Todesmarsch geschah. Viele wurden im Laufen erschossen und fielen in den Strassengraben. Ich fürchtete, wenn wir noch weiterliefen, würde auch ich an die Reihe kommen und erschossen werden. Hatte es einen Sinn, so ermordet zu werden? Ich wollte es riskieren und mir eine überflüssige Kugel ersparen.

Eines Morgens um 10.00 Uhr brachen wir auf. Auf beiden Seiten wurden wir von bewaffneten Deutschen bewacht. Auf einem Abschnitt des Weges sah ich plötzlich einen Seitenweg, der von dem Hauptweg zu einem Dorf führte. Fuchsbrunn fragte mich: «Shlomo, vielleicht ist dies die Gelegenheit, auf die Du gewartet hast.» In diesem Moment sagte ich zu meinem Bruder: «Abraham, ich gehe hier weiter, selbst wenn ich mir eine Kugel einfange. Ich will fliehen.» Es war mir klar, dass die Deutschen bei einem Fluchtversuch auf mich schiessen würden. Doch ich wollte es unbedingt versuchen. Das Gelände war voll von Deutschen, und die Wahrscheinlichkeit, der Kugel zu entkommen, äusserst gering. Auf jeden Fall bog ich in den Seitenweg ein und begann zu laufen. Keine Kugel wurde in meine Richtung abgefeuert.

*Wie war das möglich? Wie haben Sie sich das erklärt?*

Shlomo: Das war einfach ein Wunder. Ich habe dafür keine andere Erklärung. Alle, die damals bei mir waren und heute noch am Leben sind, konnten das nicht verstehen. Die Deutschen schossen keinen einzigen Schuss ab.

*Flohen Sie allein?*

Shlomo: Nein, Fuchsbrunner kam mit mir.

*Rannten Sie den Seitenweg entlang oder liefen sie langsam?*

Shlomo: Wir gingen normal! Wir gingen langsam vor uns hin bis zum Dorf, als ob wir Zivilisten wären, die in ihre Häuser zurückkehrten. Wir wollten keinen Verdacht erwecken. Ich glaube, das war wohl der Grund, dass die Deutschen nicht auf uns schossen. Es ist möglich, sie dachten, wir gehörten zur einheimischen Bevölkerung und wollten nicht unnütz Zivilisten verletzen. Wir waren wohl voller Selbstbewusstsein, wodurch sie überzeugt wurden, wir gehörten nicht zu der Gruppe der Häftlinge, die dort auf dem Todesmarsch waren.

*Wie lange liefen Sie so?*



Shlomo: Ungefähr zehn Minuten, bis ich es wagte, mich umzudrehen. Da sah ich aus der Ferne die Marschierenden. Doch niemand hatte uns verfolgt. Als ob man uns vergessen hatte. Wir liefen weiter, bis wir an einen Fluss kamen. Ich wollte ihn überqueren, aber ich sah, dass es sich um ein Abwasser handelte. Weil uns nichts anderes übrigblieb, stiegen wir in das eiskalte Wasser. Mitten im Fluss versank ich plötzlich, aber ich nahm alle meine Kräfte zusammen. Schliesslich kamen wir ans andere Ufer. Dort war ein Wald. Nach einigen Schritten hörten wir Stimmen, die Deutsch sprachen. Wir liefen rasch fort und gingen in das Dorf. Nach einigen Minuten fanden wir ein Haus. Wir traten ein und fanden dort eine Frau und ihre Kinder vor. Ich nehme an, dass sie aufgrund unserer Gestalt und im Wesentlichen aufgrund des schrecklichen Geruches, den wir ausströmten, sogleich wusste, wen sie vor sich hatte. Es ist möglich, dass schon andere aus diesem Todesmarsch geflohen waren. Die Dorfbevölkerung konnte sie aufgrund verschiedener Merkmale identifizieren.

*Wie reagierte die Frau, als sie Sie erblickte?*

Shlomo: Sie war wenig bereit, uns zu helfen und fing sogleich an zu schreien. Wir hatten nichts zu verlieren. Ich hielt ihr ein Messer an die Kehle und bedrohte sie: «Wenn Du Deinen Mund aufmachst, bringe ich Dich auf der Stelle um.»

*Woher hatten Sie das Messer?*

Shlomo: Ich nahm es dort vom Tisch. So hielten wir die Frau und ihre Kinder bis zum Abend gefangen.

*Versuchte die Frau, Hilfe zu holen?*

Shlomo: Ja, aber sie verstand recht schnell, dass wir sie auf der Stelle erstechen würden, wenn sie uns nicht half. Ich setzte Frau und Kinder in eine Ecke und sagte zu ihnen: «Hier bleibt Ihr bis zum Abend sitzen. Wehe, Ihr macht den Mund auf!» – Am Abend verschwanden wir von dort. Wir hatten uns entschlossen, das Dorf hinter uns zu lassen. Wir gingen die gesamte Nacht und kamen am Morgen nach Pszczyna. Dort wollten wir uns nicht aufhalten und gingen gut fünfzehn Kilometer an der Eisenbahnlinie entlang, bis wir an ein alleinstehendes Bauernhaus kamen, neben dem ein grosser Heuhaufen war. In diesem Haufen versteckten wir uns. Doch der Hofhund entdeckte uns bald. Der Bauer kam mit Licht und forderte uns auf herauszukommen. Wir kamen der Aufforderung nach und gaben uns als Polen zu erkennen. Wir erklärten, wir seien gezwungen worden, den Deutschen unsere Pferde und Wagen zu geben, und hätten fliehen müssen. Der Bauer nahm uns mit in sein Haus.

Das Haus war geheizt. Im Hause bemerkte der Bauer den Gestank unserer Kleider. Er fragte uns nach dem Grund des Geruches, und wir begannen Geschichten zu erzählen, dass wir uns tagelang nicht gewaschen hätten. Wir sassen mit ihm die gesamte Nacht und erfanden eine lange Geschichte. Am nächsten Morgen brachte er uns in die Molkerei ...

*Was geschah von dem Tage an, an dem Sie sich wiederfanden, bis zu Ihrem Entschluss, nach Israel auszuwandern?*

Shlomo: Ich kam Ende 1945 nach Deutschland, bevor mein Bruder Abraham dorthin kam. Wir waren zunächst im Lager Salzheim bei Frankfurt, später in Frankfurt selbst. Nach Israel kamen wir Ende 1949.

*Kamen Sie gemeinsam nach Israel?*

Abraham: Selbstverständlich. Seit der Befreiung machten wir alles gemeinsam. Wir wohnen selbst zusammen in einer Wohnung – meine Frau und ich und mein Bruder Shlomo! Ausser der Zeit nach der Flucht meines Bruders vom Todesmarsch trennten wir uns niemals!

*Erzählten Sie nach Ihrer Einwanderung nach Israel irgendjemandem von Ihrer Arbeit im Sonderkommando?*

Abraham: Anfangs erzählten wir hier in Israel niemandem davon. Wir wollten einfach nichts erzählen.

*Warum? Können Sie das erklären?*

Abraham: Um die Wahrheit zu sagen: ich schämte mich. Die Leute hier in Israel sahen die *Sonderkommando*-Häftlinge schief an. Sie verstanden nicht die schreckliche Realität, in der wir leben mussten. Sie verstanden nicht, dass wir uns diese furchtbare «Arbeit» nicht selbst ausgesucht hatten. Man begriff hier nicht, dass es zu unserem Schicksal geworden war, in diese Hölle von Auschwitz hineingeraten zu sein. Aber eigentlich ist es uns zu verdanken, dass man überhaupt weiss, was dort geschah, in diesem Inferno der Entkleidungsräume und Gaskammern. Stellen Sie sich vor, wenn niemand von uns überlebt hätte, dann wüsste die Welt nicht, wie anderthalb Millionen Juden in Birkenau ermordet wurden. Wir waren nicht im *Sonderkommando*, weil wir es wollten. Das Schicksal hatte uns dort hingestellt. Man soll uns nicht beneiden, wir hatten keinen Ausweg. Glauben Sie mir, das war die furchtbarste Arbeit, die Menschen sich für andere Menschen ausdenken konnten. Auch mein Bruder denkt so.

Shlomo: Ich kann jedes Wort meines Bruders unterschreiben. Er hat mein

Gefühl beschrieben und sein eigenes und damit die Gefühle aller Überlebenden des *Sonderkommandos*.

Abraham: Ich möchte hinzufügen, dass, wer mich gut kannte, auch meine Geschichte kannte. Guten Bekannten erzählte ich es, aber anderen gegenüber schwieg ich. Wozu sollte es gut sein? Die Menschen geraten so schnell zu falschen Schlüssen, insbesondere auf einem so empfindlichen Gebiet wie dem der Shoah. Wir wollten uns die zusätzlichen Schmerzen ersparen.

*Warum schaute man damals Ihrer Meinung nach die Sonderkommando-Häftlinge schieß an?*

Abraham: Sicherlich dachte man, wir seien die Mörder, wir hätten die Morde eigenhändig ausgeführt und wir seien schuldig. Als ob wir die Verbrechen aus eigener Initiative begangen hätten. Die Menschen informierten sich nicht ausreichend darüber, was in Auschwitz geschehen war, und dachten wohl, dass wir an den Verbrechen beteiligt waren. Das ist schrecklich absurd. In Wahrheit wurden wir doch gezwungen, diese Arbeit für die Deutschen auszuführen. Wir hatten keine andere Wahl, als zu gehorchen. Nicht wir vergossen das Blut, sondern die Deutschen. Wir waren nur ein Instrument in ihren Händen. Sie sind die Mörder, und sie verdienen die schwersten Strafen. Auch dafür, was sie uns angetan hatten – dass sie Juden zwangen, die Leichen ihrer Geschwister zu verbrennen; dass sie Juden zwangen, die Überreste zu Staub zu zermahlen; dass sie Juden zwangen, die Leichen ihrer Geschwister aus den Gaskammern zu holen – das ist das grosse Verbrechen der Deutschen.

*Wann bemerkten Sie, dass Ihnen gegenüber eine Veränderung eintrat? Wann spürten Sie Ihre eigene wachsende Bereitschaft, Ihre Geschichte zu erzählen?*

Abraham: In den sechziger Jahren wandte sich zum ersten Mal die Dokumentationsabteilung von Yad Vashem an uns und bat uns, unsere Geschichte zu dokumentieren: «Wir versuchen bereits lange Zeit, Sie ausfindig zu machen. Wir wollen, dass Sie uns helfen, der Welt mitzuteilen, was in Auschwitz geschehen ist. Sie sind die einzigen, die es mit eigenen Augen gesehen haben. Haben Sie keine Angst. Sie müssen besonders stolz darauf sein, was Sie beim Aufstand des *Sonderkommandos* erreicht haben.» Seither begannen wir, den Interessierten alles zu berichten, was wir im *Sonderkommando* erlebt hatten. Wir merkten, dass man uns nun in einem anderen Licht betrachtete – man zeigte Verständnis für unsere tragische Situation dort im Lager. Später fiel es uns leichter, unser Leben in Auschwitz öffentlich darzustellen.

*Haben Sie sich mit Ihrem Schicksal innerlich inzwischen völlig abgefunden oder sind unheilbare Wunden zurückgeblieben?*

Abraham: Was dort geschehen ist – das bleibt für immer in unserem Herzen und unserer Seele. Wir werden uns von der Erinnerung an Birkenau niemals befreien können. Auch unsere Umgebung hat ihre Einstellung noch nicht völlig geändert. Ich werde Ihnen einen Fall als Beispiel erzählen: Vor vier Jahren waren wir in Tiberias in Urlaub. Dort begann eine Überlebende aus Auschwitz in aller Öffentlichkeit von ihren Eindrücken aus ihrer Häftlingszeit im Lager zu erzählen. Unter anderem äusserte sie auch: «Die jüdischen *Sonderkommando*-Häftlinge waren grosse Mörder und sind zu bestrafen. Sie waren fast so schrecklich wie die Deutschen.» Derartige Ansichten hatte ich schon in der Vergangenheit gehört. Und sie sind heute noch in gewissem Masse verbreitet. Wir glauben zwar, dass die Mehrheit der Bevölkerung hier nicht mehr so denkt. Und wir können nur hoffen, dass unsere Arbeit in Birkenau richtig verstanden wird – nicht wir waren für die «Endlösung der Judenfrage» verantwortlich!!

*Erzählten Sie Ihren Familienangehörigen von Ihrer Arbeit im Sonderkommando?*

Abraham: Meine Frau weiss alle Einzelheiten meiner Geschichte. Auch meine Kinder und ihre Freunde. Sie haben die Geschichte von mir in allen Details gehört und sind stolz auf mich. Sie hegen keinerlei negative Gedanken mir gegenüber. Ich verbarg nichts vor ihnen, und ich glaube, da habe ich mich klug verhalten. Ich schäme mich des Geschehenen nicht. Auch Shlomo denkt so.

*Und wenn Sie heute zurückblicken ...?*

Abraham: Wenn ich zurückblicke, denke ich: Wie konnten wir diese Hölle nur überleben?! Welch ein Glück hatten wir, dass wir noch am Leben sind? - Die Tatsache, dass mein Bruder und ich noch leben, ist die beste Rache an den Mördern.

### 3. Jaacov Gabai: «Ich komme hier wieder heraus»

Über Jaacov Gabai muss ich zu meinem grossen Bedauern in der Vergangenheitsform berichten. Er ist verstorben, während ich noch mit der Durchführung der Forschungsarbeiten zu diesem Buch beschäftigt war.

Jaacov Gabai lebte in Neue-Yamin, einem kleinen Moschav (genossenschaftlich-landwirtschaftliche Siedlung) bei Kfar-Saba, eine halbe Stunde Autofahrt von Tel Aviv entfernt. Aus Bequemlichkeit habe ich ihn leider nicht oft genug besucht. Das tut mir heute leid. Ich kann ihn jetzt nicht mehr zum Gespräch treffen. Einen Teil seiner Erinnerungen an das *Sonderkommando*

hat er mit ins Grab genommen. Doch die wenigen Stunden, in denen ich ihn sprechen konnte, waren sehr ertragreich.

Der in Athen geborene Jaacov Gabai arbeitete zusammen mit seinem Bruder, der heute in den Vereinigten Staaten lebt, im *Sonderkommando*. Die gegenseitige Unterstützung, die sie sich zukommen liessen, war gewiss einer der Faktoren, der ihnen das Überleben erleichterte.

Die Wurzeln der Familie Gabai reichen bis ins 16. Jahrhundert ins italienische Livorno zurück. Die Familie hat die Stadt niemals verlassen, und Nachkommen der Gabais leben bis heute noch in Livorno. Auch in Griechenland behielten die Familienangehörigen ebenso wie Jaacov die italienische Staatsbürgerschaft. Daher wurden sie erst 1944 nach Auschwitz geschickt. Die Deutschen respektierten eine gewisse Zeit lang die italienische Staatsangehörigkeit von Juden und schickten sie nicht in die Lager.

Jaacov Gabai war – und blieb sein Leben lang – ein optimistischer Mensch. Auch während seiner Zeit in Auschwitz wurde er stets von der Überzeugung getragen, dass er das Lager lebend verlassen würde. Er war ein starker Mann. So bezeichnete er sich selbst während des Gesprächs – stark, damit er überleben und den kommenden Generationen erzählen konnte, was seine Augen gesehen hatten.



Ich fragte ihn einmal, ob er sich seiner Arbeit dort in Birkenau schäme, und er verneinte, aber seinen Schmerz konnte er nicht verbergen. Es schmerzte ihn, was dem jüdischen Volk zugestossen war. «Ich habe mit eigenen Augen Millionen ermordeter Juden gesehen!»

Dass er niemals von Auschwitz geträumt hatte, war wohl das Bedeutungsvollste, was er mir einmal am Ende eines Gesprächstreffens sagte. «Ich lebe in der Gegenwart ... Ich ging mit der Hoffnung ins Lager, dass ich lebend wieder herauskommen würde. Ich überlebte, denn ich blieb optimistisch.» Woher er die Kraft nahm, die Erinnerungen an Birkenau in die untersten Schichten seiner Seele zu verdrängen, ins Unterbewusstsein – das weiss ich nicht. Jaacovs Kraft resultierte vielleicht aus seinem einfachen Glauben an Gott. «Ich bin kein religiöser Mensch», sagte er, «aber niemals habe ich Gott geleugnet.» Gott hat Gabai wohl gemocht und versucht, diesen besonderen Mann, der nun nicht mehr unter uns ist, nicht unnötig zu verletzen.

Jaacov Gabai hat auch vor seinen Kindern die Wahrheit nicht verschwiegen. Seine Tochter Rosa Brami, die mit ihrer Familie im gleichen Moshav lebt, in dem auch Jaacov gelebt hat, hat mir erzählt, dass ihr Vater ihr immer von seiner Geschichte erzählt und nichts geheimgehalten habe. Schon als kleines Mädchen hatte sie so von Auschwitz und seinen Schrecken gehört.

*Jaacov, wo wurden Sie geboren? Woher stammt ihre Familie?*

Ich wurde in Athen am 26. September 1912 geboren. Meine Mutter war Griechin, mein Vater kam aus Italien. Als ich drei Jahre alt war, zogen wir von Athen nach Saloniki. Dort bin ich dann aufgewachsen.

*Können Sie ihre Familienverhältnisse beschreiben?*

Die Wurzeln der Familie Gabai reichen bis ins 16. Jahrhundert zurück, nach Livorno in Italien, das kann man von damals bis heute genau verfolgen.

Wir waren drei Brüder: ich – der Älteste, dann kam Dario, der einige Jahre jünger war als ich, und schliesslich Sami. Nur Dario und ich sind am Leben geblieben.<sup>1</sup>

Mein Vater arbeitete dreissig Jahre in der Verlagsdruckerei der «Nea Lítia» («Neuen Wahrheit»), der grössten Zeitung Nordgriechenlands.

Ich ging in die italienische Schule «Santa Rosa» und nahm dort die italienische Kultur auf. Die Schule war kostenlos, was meiner Familie die Situation sehr erleichterte. Unsere wirtschaftliche Lage war nicht besonders gut.

Nach sechs Jahren Schulbesuch begann auch ich, in der Druckerei der «Neuen Wahrheit» zu arbeiten. Seit 1929 war ich dort festangestellt und blieb dort 12 Jahre lang bis Oktober 1940.

Die Deutschen kamen am 6. April 1941 nach Griechenland, an ihrem Osterfeiertag. Athen kapitulierte an einem Sonntag, dem 27.4.1941.

*Wann nahmen Sie eine Veränderung in der Haltung gegenüber den Juden wahr?*

Allmählich begannen wir, den Krieg zu spüren. Zuerst hörten wir vom Einmarsch der Italiener in Albanien. Später verschlechterte sich die Lage, aber unsere Familie blieb zunächst verschont, denn mein Vater war italienischer Staatsbürger, so dass wir zum Glück zu der Gruppe der privilegierten Bürger Italiens und Spaniens gehörten. Schon am Anfang sammelten die Deutschen alle Juden, die keine fremde Staatsangehörigkeit hatten. Dank unserer italienischen Staatsbürgerschaft brachte man uns erst zu einem relativ späten Zeitpunkt ins Lager.<sup>2</sup>

*Können Sie Beispiele anführen für die Veränderungen, die die Juden in Saloniki in ihrem Alltag nun spürten?*

Die Tragödie der Juden von Saloniki begann Ende 1942. Zunächst übte man Druck auf die jüdische Gemeinde aus. Man legte den Gemeindeangehörigen hohe Geldforderungen auf und holte alle Juden zwischen 18 und 45 Jahren zur Zwangsarbeit.<sup>3</sup>

Die Gemeinde konnte keinen Widerstand leisten. Seit Juli 1941 bis zur Verschleppung nach Auschwitz setzte man die Männer zur Zwangsarbeit ein. Anfangs wurden die Juden der Stadt in Lager mit schwerer Arbeit in Zentralgriechenland gebracht. Essen gab es nicht und die Juden mussten Strassen bauen, Grabungen durchführen und Eisenbahnschienen verlegen.<sup>4</sup>

Während jener Zeit arbeitete ich bei der liberalen Zeitung «Die Wahrheit», aber innerhalb kurzer Zeit wurde die Zeitung verboten, und wir erhielten nun fast keine Informationen mehr über die Ereignisse in Griechenland und ausserhalb. Die Deutschen gaben eine Zeitung extra für Juden heraus, eine deutsche Zeitung in griechischen Buchstaben. Die Zeitung hiess «Nea Europi» («Das neue Europa»). Das war eine antisemitische Zeitung, die nur noch zur Verwirrung und zum Erschrecken der Leute beitrug.

Als man die Juden in Saloniki zu sammeln begann, um sie in die Lager zu schicken, beschloss die Familie, nach Athen zu fahren. Wir hofften, dort aufgrund der italienischen Staatsbürgerschaft bleiben zu können. Am 15.7.1943 – zwei Monate vor dem Fall Mussolinis – verliessen wir Saloniki. Damals war ich bereits mit Lora, der Tochter von Jehoshua Manasse aus Saloniki, verheiratet, die ich bereits 1935 kennengelernt hatte. In Saloniki

gab es schon so gut wie keine Juden mehr<sup>5</sup>, und wir hofften wenigstens auf ein neues Leben in Athen.

Dort, in Athen, lebten wir völlig normal. Wir erhielten jede Woche Lebensmittel von der italienischen Armee, Dinge, die man sonst in Griechenland nicht erhalten konnte. Das war eine ganz ruhige Zeit. Solange Italien nicht gefallen war, rührten die Deutschen keine italienischen Staatsbürger an, wie sie ja auch den Spaniern nichts taten.

Am 5. September 1943 fiel Mussolini. Einen Monat später mussten wir uns einmal monatlich vor einem Deutschen einfinden. Am 24. März 1944 erging der Befehl, alle italienischen Staatsbürger aus Athen zu entfernen. Wir glaubten es einfach nicht. Wir dachten, uns würde man freilassen. Damals fing man auch an, die Athener Juden in die Lager zu schicken. Ich war bei dem ersten Transport. Der Transportbefehl kam für mich sehr überraschend: jeden Morgen versammelten wir uns in der Synagoge, um ein Anwesenheitsformular zu unterzeichnen. Eines Tages wurden wir dort verhaftet. Ich selbst war eigentlich niemals persönlich zur Unterzeichnung gegangen, ich hatte immer jemanden an meiner Stelle geschickt, und ausgerechnet an dem Tag, an dem ich selbst hinging, wurde ich verhaftet. Das war Schicksal. Ich kam ins Lager Haidari, das eigentlich ein griechisches Gefängnis war. Dort blieben wir eine Woche. Wir wussten nicht, was mit uns geschehen würde. Wir dachten, vielleicht würden die Griechen etwas unternehmen, um uns zu befreien. Nach einer Woche voller Alpträume, am 1. April 1944, im Alter von 32 Jahren, verlud man uns auf die Eisenbahn nach Polen. Man sagte uns, wir würden nach Krakau kommen.<sup>6</sup>

Unser Transport kam aus Athen. Er ging über Athen, Arta und Ioannina. Wir waren 2.500 Menschen, Frauen, Männer und Kinder. Die Fahrt dauerte zehn Tage, vom 1. bis zum 11. April 1944. Wir fuhren durch Griechenland, Jugoslawien, Ungarn, Österreich nach Polen.<sup>7</sup>

*Kamen Sie mit Ihrer Familie in die gleichen Waggons?*

In der Bahn waren wir alle beisammen: mit mir waren meine Brüder und meine Eltern, auch meine Frau war dabei.

*Was durften Sie von daheim mitnehmen?*

Wir hatten Decken mitgenommen, eine Matratze und zwei-drei Hemden.

Im Bahnwaggon gab es keine Toiletten, kaum Essen, und die meiste Zeit der Fahrt versuchten wir im Schlaf zu verbringen. Während der elf Tage langen Fahrt starben einige, die holte man aus den Waggons heraus. Die Türen wurden niemals geöffnet, abgesehen von einem einzigen Mal, als wir nach Budapest kamen. Dort öffnete man die Türen, um uns Wasser zu ge-



ben. Während dieses Aufenthaltes holte man auch die Leichen aus den Wagons.

Wir hatten Athen bei Sonnenuntergang verlassen und kamen am 11. April 1944 in Auschwitz an. Das war ein Dienstagmorgen um 10 Uhr.

*Was geschah, als der Zug am 11. April hielt?*

Wir waren an unserem Ziel. In der Nähe des Lagers hatten wir junge Männer und Frauen beim Unkrautjäten gesehen, die waren schrecklich abgemagert. Noch am gleichen Tag fand eine erste Selektion auf der Rampe statt: junge Männer und Frauen auf die eine, alte Leute auf die andere Seite. Alle Alten, Kranken, Schwachen, Mageren, schwangeren Frauen und kleinen Kinder wurden auf Lastwagen geladen und nach Birkenau gebracht. Dort wurden sie gleich verbrannt, gingen direkt noch am gleichen Tag in den Tod.<sup>8</sup>

Als man die Alten auf dem Lastauto wegholte, dachten wir noch, die hätten Glück, die könnten fahren, während wir zu Fuss gehen mussten.<sup>9</sup>

*Was geschah mit ihrer Familie, als sie den Zug verliessen?*

Nachdem die Selektion beendet worden war – nur mein Bruder und ich wurden zum Leben gewählt – kam ein Lastauto, um die Eltern zu holen. Wir gingen zu ihnen, sagten: «Gute Fahrt, lebt wohl, lasst es euch gut gehen. Wir werden alle überleben.» Leider ist nur mein Bruder, der zweiundzwanzig Jahre alt war, von der ganzen Familie geblieben.

*Wer trennte Ihre Familie?*

Die Deutschen, die die Selektion durchführten, sagten jedem, in welche Richtung er gehen sollte. Ich ahnte nicht, dass es das letzte Mal sein würde, dass ich meine Familie sehen konnte.

*Hatten Sie von «Auschwitz» schon vorher gehört?*

Wir hatten schon seit 1942 gehört, dass es in der Ukraine Arbeitslager gab. Als wir in Auschwitz eintrafen, dachten wir, wir seien in einem solchen Arbeitslager. Wir wussten nicht, dass Auschwitz mit dem Tod gleichzusetzen war. Wir waren überzeugt, dass es noch ein Arbeitslager sei.

Aus dem Transport wählte man 700 Menschen aus, zwischen ihnen auch meinen Bruder und ich, die dann noch drei Kilometer zu Fuss nach Birkenau gehen mussten. Wir wussten nicht, wohin unsere Familien gebracht worden waren. Man schloss uns zuerst ungefähr einen Monat, vielleicht etwas weniger, im Quarantänelager ein, damit man im Falle des Auftretens einer Krankheit alle hätte umbringen können. Zum Glück war bei uns alles in Ordnung.<sup>10</sup>

### *Wann bekamen Sie Ihre Häftlingsnummer?*

Nach einigen Tagen bekam ich die Nummer 182569. Es gab keine Namen im Lager, nur Nummern.

Nach zwanzig Tagen – also am 12. 5. 1944, fand eine weitere Selektion statt, strenger als die erste: zwei Ärzte kamen mit zwei Offizieren. Wir mussten uns nackt aufstellen. Ein deutscher Arzt untersuchte uns, ohne irgendein Wort zu sagen, und wählte die 300 stärksten und gesündesten Männer aus. Das war eine gründliche und keine allgemeine Untersuchung. Fünf Minuten ging er um mich herum und betastete mich am ganzen Körper. Zwei «Kommandoführer», die bei ihm standen, sagten uns dann: «Ihr werdet von heute an ziemlich schwer arbeiten, aber man wird Euch genügend Kleidung und Essen geben». Das hatte uns beruhigt und erfreut. Wir waren dann insgesamt 750 Arbeiter im *Sonderkommando* – Männer, die schon länger dort waren, und neue.

Man brachte uns ins Arbeitslager mit der Bezeichnung «Lager D».

Freitags kamen wir in den Block des *Sonderkommandos*, wo wir Juden polnischer Abstammung, die in Frankreich gelebt hatten, trafen. Es gab auch einige russische Juden, Polen und Tschechen. Jaacov Kaminski war als Kapo eingesetzt.<sup>11</sup>

Das war ein ganz wundervoller Mann – stark und ohne Furcht vor den Deutschen.

Als wir nach der Wahl zum *Sonderkommando* ins Lager kamen, hatten wir mit den anderen Lagerinsassen keinen Kontakt mehr. Gut 100 Leute von uns wohnten gegenüber Krematorium I, 100 wohnten gegenüber von Krematorium II, 750 wohnten gegenüber Krematorium III-IV. Als wir in den Block kamen, sagten uns die Arbeiter: «Hier ist alles besser als daheim, nur eines müsst ihr wissen – niemand von uns kommt hier lebend wieder 'raus.» Ich war mit einem russischen Juden zusammen, der ein eingefleischter Pessimist war. Er sagte mir: «Jaacov, wir kommen hier nicht mehr weg, glaub' mir. Ich weiss, was ich sage.» Einige von denen, die schon länger hier waren, sagten uns: «Die Arbeit im *Sonderkommando* bedeutet, täglich Leichen zu verbrennen». Das war das erste Mal, dass wir hörten, man verbrenne Menschen in Auschwitz.

Am Anfang der Woche, am Montag, dem 15. Mai, wurde die Gruppe geteilt. Die einen gingen zum Krematorium II, uns brachte man zum Krematorium I. In unserer Gruppe waren hauptsächlich griechische Juden, unter ihnen Michel Ardetti, Josef Baruch aus Korfu, die Brüder Cohen, Shlomo und Maurice Venezia, ich und mein Bruder Dario Gabai, Leon Cohen, Marcel Nagari und Daniel ben Nachmias. Man sagte uns, in der ersten Nacht

bräuchten wir noch nicht zu arbeiten, nur zuzuschauen. Ich erinnere mich, gegen 17.30 kam ein Transport aus Ungarn. Die Alteingearbeiteten sagten, wir sollten uns die Neuankömmlinge gut angucken, denn in wenigen Minuten wären sie nicht mehr am Leben. Wir glaubten das nicht. Nach kurzer Zeit befahlen uns die Arbeiter hinunterzugehen, um zu sehen, was dort geschehe. Wir gingen hinunter, öffneten die Gaskammer und sahen wirklich die Leichen. Das sei nun unsere Arbeit, hiess es. Draussen stand «Duschen» dran: auf Polnisch, Deutsch, Russisch und Englisch.

*Was sahen Sie, als sich zum ersten Mal die Tür der Gaskammer vor ihnen öffnete?*

Ich sah Leichen, eine auf der anderen. Es waren dort ca. 2.500 Körper. Viele hatten Wunden und Blut. Ich hatte so etwas noch nie gesehen, das war grauenhaft.

Ich entsinne mich, dass man uns später in den Raum brachte, in dem die Leichen waren – denn dort zog man ihnen die Goldzähne, entfernte die Haare der Frauen und sammelte die Wertgegenstände. Wir sollten sehen, wie wir arbeiten mussten.

*Was ist Ihnen durch den Kopf gegangen, als sie die Leichen sahen?*

Ich dachte, das ist eine Tragödie, eine furchtbare Tragödie für das jüdische Volk, das hier in so grauenhafter Weise ermordet wird.

In den ersten Tagen war es ganz furchtbar. Aber ich sagte mir: «Du darfst den Verstand nicht verlieren.» Ich wusste, dass ich dieses Grauen nun jeden Tag sehen würde, das war unsere Arbeit, daran musste man sich gewöhnen. Eine schwierige Arbeit, aber man würde sich daran gewöhnen.

In der ersten Nacht arbeiteten wir nicht, erst in der zweiten begannen wir mit der Arbeit. Der Verantwortliche kam und sagte zu jedem Einzelnen von uns: «Du machst dies, du machst das.» Meine Aufgabe war es, mit einem weiteren Arbeiter die Leichen aufzuheben und auf die Bahre zu legen. Ich musste dann mit einer Heugabel die Leichen direkt in den Ofen stossen. Jeder Ofen hatte drei Türen, durch jede Tür gingen vier Leichen hinein. So ging das fort – 60 Leichen, eine viertel Stunde verbrennen, und nach einer viertel Stunde mischte jemand mit einer Heugabel alles durch. Das Feuer stieg auf und nach einer weiteren viertel Stunde blieb nur noch Asche übrig, und die Arbeit begann von Neuem. So hatten wir eigentlich nur drei Minuten zu arbeiten, vier allerhöchstens, und eine halbe Stunde Pause.

*Wussten Sie, bevor Sie die Arbeit im Sonderkommando aufnahmen, was mit den Menschen geschah – dass man sie ermordete und verbrannte?*

Die Zeitungen in Griechenland schrieben schon seit 1943, dass die Deutschen in den Lagern dies und das machten, aber wir glaubten es nicht. Wer hätte denn geglaubt, dass die Deutschen – solch' kultivierte Menschen – so etwas machen könnten?! Aber das war die Wahrheit. Jeden Tag wurden Juden verbrannt, Tag für Tag, ohne Ende, und draussen spielte das Orchester Musik, und der Frauenchor sang Lieder.

Wir arbeiteten drei Tage, dann kam der Befehl, dass die Hälfte der Neuen - ich war unter ihnen – von dort weg zu Krematorium III-IV gebracht werden sollte, wegen der vielen Transporte. Man musste 24.000 ungarische Juden jeden Tag verbrennen.<sup>12</sup>

Die Leute vom *Sonderkommando* dort schafften das nicht allein. Als man mit dem Verbrennen Tausender ungarischer Juden in den «Bunkern» nach einigen Tagen fertig war, kam jeder wieder an seinen Platz zurück und setzte seine gewohnte, normale Arbeit beim *Sonderkommando* fort.

Seit Ende April und während des gesamten Monats Mai kamen mehrere Transporte von ungarischen Juden nach Birkenau. In den Transporten waren so viele Menschen, dass die Kapazität der Krematorien sie nicht alle aufnehmen konnte. Da legte man Gruben an und konnte nun täglich weitere Tausend verbrennen. Meine Gruppe des *Sonderkommandos* arbeitete neben dem «Saunagebäude» im Wald, gegenüber von Krematorium III-IV. Dort legte man Gruben an, um die Leichen zu verbrennen, die das Krematorium selbst nicht schaffte. Diese Gruben nannte man «Bunker».<sup>13</sup>

Ich arbeitete dort drei Tage lang.

Von der Gaskammer brachte man die Leichen zu dem Bunker und verbrannte sie.<sup>14</sup>

Der «Bunker» war in der Mitte, zwischen Bäumen, so konnte man nicht sehen, was dort geschah.

Die Methode der Verbrennung in den «Bunkern» war folgende: man legte die Leichen auf eine Holzschicht, auf sie legte man wieder Holz und Bretter und dann wieder Leichen und so weiter, drei Stockwerke oder mehr. Dann kam ein SS-Mann, schüttete Benzin darauf und warf ein Streichholz ein – alles ging in Flammen auf. Jede Stunde verbrannten rund 1.000 Leichen. Das Fett der Leichen reichte für das Feuer.<sup>15</sup>

Man legte ein Kilogramm Kohle und zwei Bretter auf, zündete an, Feuer, zwischen den Menschenleibern.

Dann, am Ende der Arbeitsschicht, nach zwölfstündiger Arbeit, gingen wir in den Block 13 zurück, im Lager B, und morgens zogen wir wieder zur Arbeit beim «Bunker». Wir hatten einen Freund, der mit mir im Transport gekommen war, Menachem Litschi. Er war ein Gurthersteller in Griechenland gewesen und hatte Frau und zwei Töchter verlassen. Eines Tages sagte

er zu mir: «Jaacov, diese Arbeit ist unerträglich, wir können die Menschen doch nicht ins Feuer werfen, ich will nicht mehr leben.» Ich sagte ihm, er solle zwei, drei Tage geduldig ausharren: «Alle Anfänge sind schwer, alles geht vorüber. Schade 'drum.» Zwei Tage wartete er, und am dritten Tag – als er merkte, dass niemand hinschaute – als wir die Leichen zum «Bunker» brachten, sprang Menachem mit der Leiche, die er herbeischleppte, ins Feuer und verbrannte sich selbst. Ein deutscher Feldwebel namens Grünberg erschoss ihn, damit er keine Schmerzen leiden musste. Das war am 18. Mai 1944.

Ein oder zwei Monate später kam ein deutscher Soldat zum *Sonderkommando* II und fragte: «Weiss jemand von Euch etwas über den Fall Menachem?» Ich meldete mich. Er fragte, ob ich ihm den Vorfall erzählen könnte. Ich sagte: «Ja, aber nicht auf Deutsch, nur auf Französisch». Er führte mich in ein Büro. Dort setzte man mich hin, brachte mir etwas zu essen, bis jemand kam und mich bat, über den Fall Menachem zu erzählen ... Ich fragte mich selbst: «Die Deutschen bringen jeden Tag Tausende von Menschen um, was scheren sie sich plötzlich um einen Mann?» Mir war klar, dass ich ihnen nicht sagen konnte, er hat sich einfach umgebracht. Als man mich fragte, wie so etwas passieren konnte, sagte ich, er sei zu nahe ans Feuer gekommen mit der Leiche, ausgerutscht und hineingefallen. Schluss. Wehe mir, wenn ich ihnen gesagt hätte, er hat Selbstmord gemacht.

*Warum?*

Dann hätte man mich auch gleich umgebracht.

*Gab es noch ähnliche Fälle von Sonderkommando-Häftlingen wie Menachem?*

Nein. Das war der einzige Fall, an den ich mich entsinne.

Nach meiner Arbeit mit der Leichenschlepperei sass ich meistens den ganzen Tag dort in der Gegend der Bunker herum, und abends ging ich dann ins Lager B. Ich wollte im Krematoriumsbau wohnen. Ich wollte nicht bei den «Bunkern» bleiben. Dort war die Arbeit am schwersten, ohne Ende. Wir hatten keine Pause, nicht einmal eine Minute. Wir mussten laufen, aufheben, hinüberschleppen, hineinwerfen, laufen, aufheben, schleppen, werfen, und alles unter der Aufsicht der deutschen Wächter.

Jeden Abend kamen neun oder zehn von unseren Kameraden mit Abendessen. Ein-, zweimal nutzte ich die Gelegenheit und sagte zu Kaminski, dem Kapo, und zu Lemke: «Könnt ihr nicht dafür sorgen, dass ich von den «Bunkern» zum Krematorium versetzt werde? Kapo Kaminski und Lemke hatten sich dann auch Mühe gegeben, und nach vier Tagen wurde ich zum Krematorium II versetzt, wo ich bis zum Ende meines Auf-

enthaltet am 18. Januar 1945 verblieb. Gut, dass ich da von den Gruben schnell wegkam, das war doch eine Arbeit ohne Ende.

*Wo arbeitete Ihr Bruder Dario während dieser Zeit?*

Er arbeitete einen Monat beim Krematorium III-IV, dann brachte Kaminski ihn zu mir ins Krematorium II, damit wir Zusammensein konnten.

*Welche Aufgabe hatte Ihr Bruder?*

Wir arbeiteten zusammen im gleichen Gebäude, aber er hatte eine andere, leichtere Arbeit auszuführen, denn er war schwächer. Als man die Leichen mit dem Aufzug nach oben auf die Ebene der Verbrennungsanlagen brachte, nahm Dario die Leichen und brachte sie immer zu viere vor die Türen der einzelnen Öfen.<sup>16</sup>

Seine Arbeit war viel leichter als meine, denn er brauchte die Körper nicht hochzuheben. Er zog sie nur an den Händen herüber. Im Sonderkommando gab es leichte Arbeiten und weniger leichte, aber wir beide halfen einander immer.<sup>17</sup>

*Wie wurde er durch diese Arbeit beeinflusst?*

Um die Wahrheit zu sagen, ich glaubte nicht, dass er durchhalten würde. Er war ein sensibler Mensch, zehn Jahre jünger als ich, aber trotz alledem hielt er bis zum Schluss durch.

*Wie sah das Krematorium II von aussen aus?*

Sie werden es nicht glauben – das sah aus wie ein Fabrikgebäude. Es gab einen Schornstein, wie in jeder Fabrik. Abgesehen von dem Geruch von verbranntem Menschenfleisch, hätte man nicht ahnen können, dass drinnen Menschen umgebracht wurden.

*Können Sie das Eintreffen eines Transports beschreiben?*

Wenn ein Zug ankam, wartete die deutsche Selektionsgruppe mit dem Lagerarzt auf der Rampe. Der Zug hielt dort neben dem Krematorium, und dann fing die Selektion an. Zuerst holte man die Kinder und Frauen heraus. Die Deutschen schlugen die Frauen und Kinder nicht, das waren richtige «Gentlemen».<sup>18</sup>

Das Tor zum Krematoriums komplex war ungefähr hundert Meter von dem Bahnsteig entfernt, so konnten wir sehen, wieviele von jedem Transport ins Krematorium kommen würden.

Der «Lagerkommandant» sagte dem Arzt, der an der Selektion teilnahm, an wieviel Prozent von allen mit dem Transport Eintreffenden er interes-

siert war, damit sie zur Zwangsarbeit geschickt werden sollten: «Heute 10%, morgen 15%, übermorgen 20%» usw. Aber es gab auch Transporte, von denen gingen 100% in den Tod, ohne Selektion. Die Selektion wurde ohne irgendwelche Kriterien durchgeführt. Die Selektionsgruppe setzte auch die Quote nach dem Prozentsatz fest, den ihr der Lagerinspektor vorhergesagt hatte. Die zum Tode Bestimmten wurden zu dem Krematorium geschickt, das gerade frei war.

*Wie wussten die Deutschen, in welchem Krematorium gerade Platz war?*

In jedem Krematorium gab es einen Oberfeldwebel, der jeden Morgen meldete, ob es bei ihm Platz gebe oder nicht. Der Oberfeldwebel in unserem Krematorium war ein übler, rothaariger Bursche aus Berlin. Im Mai und Juni 1944 arbeiteten alle Krematorien ohne Unterbrechung.<sup>19</sup>

Im Juli 1944 wurde es etwas ruhiger und im August gab es dann kaum noch Transporte.

*Wann hatten Sie Gelegenheit, mit den ankommenden Opfern zu sprechen?*

Wir gingen manchmal vor der Arbeit, wenn wir nichts Konkretes zu tun hatten, in den grossen Entkleidungsraum, um die Opfer, die da hereinkamen, zu empfangen. Dann sahen wir sie, alle.

*Hätten Sie mit den Menschen sprechen können?*

Wir mussten sie dazu bringen, sich auszuziehen, aber über ihr bevorstehendes Schicksal durften wir kein Wort verlieren.

*Was dachten Sie, wenn Sie einen Transport mit Juden sahen und wussten, dass nach einigen Minuten alle tot sein würden?*

Ich sagte zu mir selbst, dass man ihnen unmöglich helfen könne. Die Deutschen hatten Macht, man konnte nichts gegen sie unternehmen. Man hatte ja keine Waffe in der Hand, mit der man sie hätte beschützen können. Mich haben die Juden im Entkleidungsraum niemals gefragt, wohin sie gingen.

*Haben Sie noch etwas von den eintreffenden Transporten im Gedächtnis behalten. Erinnern Sie sich an Ihre Eindrücke, als sie die Menschen aus diesen Transporten sahen?*

Nein, denn eigentlich haben wir mit denen ja nicht gesprochen. Ich sprach nicht mit ihnen. Wenn wir beschäftigt waren, während ein Transport eintraf, dann nahmen Leute vom «Kommando Kanada» zusammen mit den deutschen Wachen sie in Empfang.<sup>20</sup>

Wir niemals, weil wir nicht dazugehörten. Manchmal sah man die Transporte überhaupt nicht und wusste nicht, wer da kam, denn wir waren

während dieser Zeit mit unserer Arbeit beschäftigt. Es war unmöglich, die Arbeit zu verlassen, um sich einen ankommenden Transport anzuschauen!

*Kam es vor, dass Arbeiter vom Sonderkommando auf ihre Familienangehörigen stiessen?*

Diese Möglichkeit bestand immer, die Transporte der ungarischen Juden ausgenommen. Angst hatten alle, die in solcher Situation waren wie ich, denn meine Frau war ja im Lager. Ständig fürchtete ich mich, dass man meine Frau vielleicht bringen und ermorden werde, und ich fragte mich ständig «Was mache ich dann? Was soll ich dann nur machen?» Zum Glück geschah das nicht, aber am 31. Oktober 1944, als die letzten 400 Muselmänner<sup>21</sup> in den Tod geführt wurden, waren dort zwei meiner Cousins, die vorher im Arbeitslager D in Birkenau gearbeitet hatten. Sie sassen mit uns zwei Stunden und schwätzten mit uns im Entkleidungsraum des Krematoriums.

*Sie mussten also, dass Ihre Cousins sterben werden?*

Ja, natürlich. Man kannte doch die Zeichen, nach den deutschen Regeln, dass jemand zum Tode bestimmt war. Wenn er sich ausziehen musste, man ihm eine Decke, Brot und etwas Margarine gab, dann warf man ihn nachher ins Krematorium.

*Worüber sprachen Sie mit ihren Cousins?*

Ich fragte sie, wie es möglich sei, dass sie, die doch immer so tapfer und mutig waren, in eine derartige Situation geraten konnten. Und sie antworteten mir: «Das ist unser Anteil am Leben, unser Schicksal, davor kann man nicht fliehen.»

Sie assen, wir rauchten Zigaretten, bis es Zeit wurde zum Aufbruch. Ein Deutscher sagte: «Wir müssen mit Ihnen jetzt Schluss machen.»

Dann sagte ich ihnen: «Kommt, ich muss euch etwas Schlimmes sagen, aber ihr sollt nicht leiden.» Ich brachte sie in die Gaskammer genau dorthin, wo das Gas einströmte. «Wenn ihr hier sitzt, werdet ihr nicht eine Sekunde leiden.» Als ich rausging, sagte mir der deutsche Soldat: «Alle Achtung, du hast eine Menge Mut!», und ich erwiderte: «Warum sollen sie so viel leiden?!» Unter den an diesem Tag vergasten Opfern waren auch zehn Bekannte von uns und Familienangehörige aus Griechenland. Als wir da mit dem Verbrennen der 390 Körper fertig waren, verbrannten wir von unseren Freunden und Bekannten jeden einzeln, nahmen die Asche eines jeden und taten sie in eine Büchse, schrieben den Namen drauf, das Geburtsdatum und den Todestag. Wir begruben sie und sagten sogar Kaddisch.<sup>22</sup>

«Und wer wird für uns Kaddisch sagen?» fragten wir uns ... Als die Russen kamen, hörte ich, sie hätten die Büchsen gefunden.<sup>23</sup>



*Bitte beschreiben Sie mir einige Transporte, die Ihnen in besonderer Erinnerung geblieben sind!*

Am ersten Tag meiner Arbeit in dem *Sonderkommando* kam nachmittags ein Transport aus Ungarn.

Ich erinnere mich gut an einen Transport im Juni 1944 aus Griechenland von 2.000 Menschen. Das war der letzte Transport aus Griechenland, und alle Juden wurden auf Befehl des Lagerkommandanten in den Tod geschickt, ohne Selektion. Der ganze Transport ging ins Feuer, ohne Ausnahme.

Ende Juni 1944 brachte man Häftlinge aus dem Zigeunerlager. Die wehrten sich, sie wollten nicht ins Krematorium. Die waren alle noch gesund.

Mitte Juli 1944 kam um drei Uhr morgens ein Transport mit gut 1.500 Leuten, Juden aus Ungarn – Männer, Frauen und Kinder. Wir erwarteten sie im Entkleidungsraum. Zuerst kamen die Frauen, Mädchen und Kinder. Plötzlich war da eine Frau mit zwei Kindern, die zu uns sagte: «Wie kann ich mich vor euch ausziehen, welch' eine Scham?!»<sup>24</sup> Wir sagten ihr, wir seien daran gewöhnt, und bevor wir weitersprechen konnten, tauchte plötzlich der deutsche Lagerführer auf und sagte zu der Frau: «Leg' die Kleider hierhin, auch von den Kindern, und merk' dir die Nummer auf dem Bügel, damit du die Kleider wiederfindest.» So eine ironische Bemerkung. Sie ging direkt mit ihren Kindern ins Gas und Schluss.

Im August 1944 ging die Zahl der Transporte aus Ungarn zurück. Als man mit den Transporten aus Ungarn fertig war, gab es nicht mehr viele Orte, aus denen Juden hätten kommen können. Später kamen noch kleinere Transporte mit weniger Menschen. Dann gab es fast gar nichts mehr zu tun. Allmählich fingen die Deutschen bereits mit dem Rückzug an, und es gab ja auch keine Orte mehr, aus denen Juden herbeigebracht werden konnten.

Im August 1944 kam auch ein grosser Transport aus Lodz<sup>25</sup> und im gleichen Monat brachte man aus einigen Nebenlagern von Auschwitz 250 «Muselmänner» aus Polen. Die konnten sich schon nicht mehr rühren. Sofort kam der Kommandant des Krematoriums, SS-Hauptscharführer Moll, und sagte: «Nicht ins Gas mit denen.» Er wollte sie persönlich umbringen. Anfangs erschlug er einige von ihnen mit der Eisenstange, die wir benutzten, um die übriggebliebenen Knochen zu zerschlagen. Dann ging er runter und wollte von einem Soldaten ein Gewehr und Kugeln haben. Er begann zu schiessen. Nachdem er vier oder fünf erschossen hatte, rief einer der Muselmänner: «Kommandant!», und Moll, der wirklich ein grausamer Sadist war, antwortete: «Ja.»

«Ich habe eine Bitte.»

«Was willst du?»

«Während Ihr meine Freunde erschiesst, möchte ich den Walzer von der «Blauen Donau» singen.»

«Bitte sehr, noch besser. Schiessen mit Musikbegleitung ist noch besser», sagte Moll. Und er sang «Lalalalala», und Moll erschoss alle, bis die Reihe an den Sänger kam. Die letzte Kugel traf ihn. Schluss.

Ich erinnere mich auch, dass vierzig Kinder gebracht wurden, dreizehn-, vierzehnjährige Jungen, die arbeiten konnten. Ich sah einen Jungen, der war nach fünf Schüssen noch nicht tot. So brachte man alle vierzig um.<sup>26</sup>

Nach zwei Wochen kamen 20 Partisanen, darunter vier Frauen, gut aussehende Frauen. Sie wussten, dass sie sterben würden. Wir erwarteten, dass sie sich wehren und um sich schlagen würden – sie waren ja Partisanen –, aber nichts dergleichen. Sie waren folgsam wie Lämmer. Wir befahlen ihnen, sich auszuziehen, und eine weigerte sich. Der Kapo Kaminski schlug sie und bat den Deutschen, sich zu beeilen. Sie schwiegen alle und gingen in die Gaskammer wie Lämmer.

Ich erinnere mich an einen Fall von 140-150 Mädchen, die zu uns herübergekommen waren. Sie sassen herum und fingen an zu spielen und zu lachen. Die dachten wohl, sie seien nach Birkenau gekommen, um ein lustiges Leben zu führen. Wir wunderten uns ziemlich – was war da los? Eine halbe Stunde, zwei Stunden waren bereits vergangen, und man hatte sie immer noch nicht verbrannt? Dann erging plötzlich ein Befehl, man sollte sie wieder zurückbringen. Es kam ein Lastwagen und brachte sie neben die «Sauna»<sup>27</sup>, in irgendeinen Raum. Als die wieder heil und gesund aus dem Krematorium waren, sagten wir ihnen: «Zündet eine Kerze an, dass ihr hier wieder rausgekommen seid». Als sie dann in diesem Zimmer waren, zwang man sie, Postkarten zu schreiben: «Wir sind im Lager eingetroffen. Die Deutschen haben uns freundlich aufgenommen. Wir haben gutes Essen bekommen und sind gesund.» Nach zwei Tagen brachte man sie wieder ins Krematorium, und jetzt machten sie die totale Randal. Sie wussten jetzt, dass sie zum Sterben gekommen waren. Man machte sie fertig.

Einmal brachte man ein ungarisches Mädchen mit einem Kind, zwei Tage alt, wirklich ein Neugeborenes. Sie wusste, dass sie sterben musste. In jener Nacht hatten wir nichts zu tun. Wir sassen herum, gaben auch ihr einen Stuhl zum Sitzen, Essen und Zigaretten. Sie fing an, uns zu erzählen, sie sei Sängerin. So erzählte sie eine viertel, eine halbe Stunde. Vor den Öfen sassen wir. Neben uns sass ein holländischer SS-Mann, ziemlich nett, ein guter Kerl. Er hörte auch zu.<sup>28</sup> Am Ende der Geschichte stand er auf und sagte: «Gut, wir können hier nicht die ganze Zeit herumsitzen, jetzt ist der

Tod an der Reihe.» Wir fragen sie, was sie lieber wolle – ob wir erst das Kind töten sollten oder zuerst sie. Sie sagte: «Zuerst mich. Ich will nicht mein totes Kind sehen.» Da stand der Holländer auf, brachte das Gewehr, schoss und warf sie in den Ofen. Danach nahm er den Säugling, Bum-Bum, das war's. Wir waren die einzigen, die die Tragödie der Juden mit eigenen Augen sahen. Jener Mann, der holländische SS-Mann, war anderthalb Jahre im Lager und hat alles gesehen, aber er hat die Tragödie der Menschen, des jüdischen Volkes, nicht aufgenommen. Wir sahen das, und erlebten es. Anfangs war die Arbeit furchtbar schwer, aber allmählich lebten auch wir damit.

Im Entkleidungsraum begegnete ich einer Mutter mit ihrer Tochter. Die Mutter holte einen Platinring hervor und gab ihn mir. Sie dachte wohl, ich könne die Tochter retten. Doch dies stand nicht in meiner Macht. Ich behielt den Ring. Aber wie lange kann man so etwas schon behalten? Schliesslich warf ich ihn irgendwo fort.

*Wie können Sie sich so genau an alle Daten erinnern?*

Ich führte ein Tagebuch, von dem Tag an, an dem ich dem *Sonderkommando* zugeteilt wurde, bis zum 18. Januar 1945 als ich rauskam. Ich schrieb jeden Tag in dem Buch. Fast 500 Seiten. Jeden Tag trug ich ein, was sich ereignet hatte, ganz gewöhnliche Sachen: «Heute geschah das und das ...», «Heute arbeiteten wir dies und jenes ...» Jeden Tag schrieb ich, was sich im *Sonderkommando* zugetragen hatte. Jeden Tag gab es auch etwas Neues – Todesarten, woher die Transporte kamen, wie die Leute sich verhielten. Die Kinder, die Vierzehn-, Fünfzehnjährigen, die schrien: «Wir wollen nicht sterben, wir können arbeiten, bringt uns zur Arbeit.» Aber wer hörte sie schon?! Die Welt hatte das Schicksal der Juden ja ignoriert. Alle wurden umgebracht.

*Wusste man, dass Sie ein Tagebuch schrieben?*

Nein. Ein Teil der Kameraden, ja, die wussten davon, aber so etwas musste geheim bleiben.

*Warum führten Sie das Tagebuch?*

Ich hatte zu mir selbst gesagt, dass ich vielleicht eines Tages wieder herauskomme. Aber das Tagebuch konnte ich dann nicht mitnehmen, als wir Birkenau verliessen. Wie sollte ich die 500 Seiten mit mir von Birkenau nach Mauthausen nehmen? Was hätten die Deutschen gesagt? Sie hätten mich umgebracht.<sup>29</sup>

*Wo liessen Sie ihr Tagebuch?*

Dort, ohne es zu verbergen. – Aber obwohl das Tagebuch verloren gegangen ist, habe ich eine Menge Daten im Kopf, die ich niemals vergessen werde. Ich kann mich gut an genaue Daten erinnern, die gehen mir nicht aus dem Gedächtnis.

*Können Sie diese Daten nennen?*

Erster Arbeitstag – 15. Mai 1944; zweihundert Freunde, die von deutschen Soldaten herbeigebracht und ermordet wurden – 18. September 1944; Aufstand des *Sonderkommandos* – 7. Oktober 1944; letzter Tag in Birkenau – 18. Januar 1945.

*Was können Sie über den Entkleidungsraum erzählen?*

Die eintreffenden Opfer gingen von hinten in den Entkleidungsraum und haben nie die Menschen aus früheren Transporten gesehen. Die mussten zwanzig Stufen hinabsteigen. Beim Ausziehen kamen zuerst die Mädchen und kleinen Kinder an die Reihe.<sup>30</sup> Die Deutschen brachten sie von den Stufen in einen grossen Raum – den Entkleidungsraum, umsichtig und höflich. Es gab Nummern auf den Kleiderbügeln und Haken, auf denen die Kleider aufzuhängen waren. Man hängte also seine Kleider auf und ging dann weiter, bis man in einen Gang kam. Von dort bog man nach links, und dort war die Tür zur Gaskammer. Aber wenn die Männer an der Reihe waren, dann trieben die Deutschen zur Eile, benahmen sich rau und aggressiv: «Schnell, schnell, schnell». Mit Schlägen brachte man sie rein und schloss hinter ihnen die Tür zur Gaskammer.

Auf einem grossen Schild gegenüber der Tür stand auf Deutsch «Waschraum», auch auf Russisch und Jiddisch. Dort gingen sie hinein.

*Wie viele Menschen gingen auf einmal in die Gaskammer?*

Rund 2.000 Menschen.

*Alle 2.000 waren in einer Kammer – Männer, Frauen und Kinder? Alle in einer Kammer?*

Ja, ja. Die Frauen gingen zuerst in den Entkleidungsraum, dann die Männer. Die Männer sahen nicht, wie die Frauen sich auszogen, aber in der Gaskammer waren alle zusammen. Dann machte die SS die Tür zu.

*Können Sie diese Tür beschreiben?*

Die Tür war aus einer starken Platte, weniger als zwei Meter hoch. Sie konnte von aussen hermetisch verschlossen werden.

*Wie wurde das Gas in die Gaskammer geworfen?*

In jeder Gaskammer gab es vier Öffnungen in der Decke. Vor den Öffnungen waren Glasfenster, die durch Eisengitter geschützt waren. Wenn der Befehl «Einwerfen» erging, ging ein Deutscher nach oben, und durch jede Öffnung warf er das Gas Zyklon B nach unten. Die Decke der Gaskammer hatte Duschköpfe, die natürlich nicht ans Wassernetz angeschlossen waren, und Rohre mit Eisengittern.

*Wer genau öffnete die Rohre und warf das Gas ein?*

Ein SS-Mann. Wenn er von oben das Gas einwarf, breitete es sich blau aus. Das Material selbst gab es in blauen Würfeln, die sich bei Luftkontakt auflösten und das Gas freisetzen, das sofort zur Erstickung führte.

*Fingen die Menschen dort nicht an zu schreien?*

Sie schrien, aber wer hätte sie hören können?! Das Gas war ja von oben schon eingeworfen. Nach einigen Minuten waren alle tot.

Dann kam ein Arzt, und durch ein Guckloch in der Tür schaute er dem Totenkampf zu und prüfte, ob schon alle tot waren oder noch nicht. Er blickte auf die Uhr, blickte durch das Fenster und schaute, wie der Tod eintrat. Er meldete dann auch, man könne alles öffnen, es sei vorbei. «*Das Geschäft ist fertig*», sagte er auf Deutsch und ging fort. Dann stieg ein deutscher Wachposten nach oben und öffnete die Fenster. Erst machte man oben die Öffnungen auf, nachher – nach zehn Minuten – öffnete man die Tür und nach einer weiteren halben Stunde konnte man mit der Arbeit beginnen; fast eine halbe Stunde lang war es unmöglich, sich der Gaskammer zu nähern.

*Was war nach der Vergasung und dem Öffnen der Tür zur Gaskammer zu sehen?*

Die Leichen lagen eine auf der anderen, 2.000 tote Körper.

*Haben Sie das selbst gesehen?*

Ja, ich war doch zehn Monate dort.

Dort unten arbeiteten 15 oder 20 Leute, um die Leichen herauszuholen, mit einem Gurt oder einem Stock. Man nahm die Körper und versuchte, sie auseinander zu bekommen. Mit uns arbeiteten einige Russen. Die warfen die Leichen draussen in einen kleinen Korridor. Dem Korridor gegenüber war ein Aufzug, in den passten zehn Leichen, und mit einem Knopfdruck fuhren sie nach oben zu den Verbrennungsanlagen.

*Wie sahen die Leichen nach der Vergasung aus?*

Die Leichen, die aus der Gaskammer kamen, waren total verschmutzt, Urin, Blut. Am furchtbarsten waren die «Muselmänner» besudelt.

*Woher kam das Blut?*

Aus inneren, in der Gaskammer aufgeplatzten Blutungen; die Blutgefäße platzten infolge der Gaseinwirkung. Einige Häftlinge vom *Sonderkommando* reinigten die Gaskammer, nachdem man die Leichen herausgeholt hatte.

Oben bei den Öfen arbeiteten gut 20 Männer. Zuerst waren da vier Arbeiter, die die Leichen zu jeweils vieren vor den Türen der Öfen sortierten. Im Krematorium waren Wasserschläuche und Wasserhähne. Einer von uns – jeder trug Stiefel – nahm einen Schlauch und fing an, die Leichen mit einem starken Wasserstrahl abzuwaschen, nachdem sie aus der Gaskammer herausgeholt worden waren. Das Blut sollte verschwinden. Dann kamen sie nass in den Ofen. Wir wuschen sie mit dem Wasser, damit sie sauber in die Öfen kamen. Das war eine Anordnung der Deutschen. Das Waschen half uns dann auch, die Leichen auf den Böden zu ziehen und zu schleppen.

*Wie entzündete man das Feuer in den Öfen?*

Hinter dem Gebäude war ein Stapel mit Holzbalken, mit denen man das Feuer anzündete. Nachher brannte das Feuer von dem Leichenfett weiter.

*Wie lange brauchte man, um die Leichen verbrennen?*

Eine halbe Stunde. Es dauerte eine halbe Stunde, um vier Körper in jeder Ofenöffnung zu verbrennen. Im Krematorium lief das so ab: es gab fünf Öfen, und jeder Ofen war in drei Türen unterteilt, zwei drinnen und eine hinten. Fünf Öfen mal drei Türen mal vier Leichen für jede Tür macht 60 Leichen, die gleichzeitig im Krematorium II innerhalb einer halben Stunde verbrannt werden konnten; 120 in einer Stunde; rund 2.800 in 24 Stunden. An einem Transport arbeitete man also 24 Stunden. Jetzt rechnen Sie nach, es arbeiteten vier Krematorien in Auschwitz-Birkenau.<sup>31</sup>

In der ersten viertel Stunde lief man mit einer Heugabel umher und drehte die Leiche, damit sie näher ans Feuer kam, und genau nach einer viertel Stunde, nachdem man die Leiche hineingeschoben hatte, war sie fertig, und man schob weitere vier Leichen ein. Vier Leichen von Erwachsenen gingen maximal zusammen hinein, Kinderleichen vielleicht sechs bis acht gleichzeitig.

*Gab es unter den Häftlingen eine Arbeitsteilung?*

Die Arbeitsteilung sah so aus: zunächst arbeiteten zehn Männer oben bei den Öfen. Sobald der Aufzug oben ankam, machte man die Tür auf, vier

Männer holten die Leichen heraus, verteilten sie zu je viere und begannen, jeweils vier Körper vor den Ofentüren anzuordnen. Es gab zwei Gruppen zu fünf Männern. Die Gruppe «Nummer 1» trug die Bahren nach vorn vor die Öfen. Die Gruppe «Nummer 2» nahm – von beiden Seiten der Bahre – mit Hilfe eines Stockes die Leiche auf. Vorne, an der Bahre, waren Rollen angebracht.



*Der Ofenraum von Krematorium III mit einem automatischen Aufzug im Hintergrund und einer nassen Rinne im Vordergrund, durch die die Leichen zum Ofen gezogen wurden.*

Meine Arbeit war nicht so schwer: ich musste die Leichen hochheben und auf die Bahre legen – einen Körper mit dem Kopf in die eine, den anderen mit dem Kopf in die andere Richtung – und sie in den Ofen werfen. Ich hatte eine Gabel. Die Bahrenträger hoben die Bahre an und ich schob die Leichen hinein, zwei zugleich, mit zwei Gabeln – eine mit der Schulter rechts, die andere mit der Schulter links.

Innerhalb von drei Minuten waren alle sechzig Leichen in den Öfen. Nach einer viertel Stunde musste ich im Ofen das Fleisch mit der Gabel durchmengen. Der Rauch erreichte fast eine Höhe von 17 Metern. Die Deutschen fürchteten sich, wenn manchmal russische oder amerikanische

Flugzeuge oben drüberflogen. Nach einer viertel Stunde öffnete man die Türen, holte die Asche raus und schüttete sie auf die andere Seite. Wir arbeiteten also drei Minuten, dann warteten wir eine halbe Stunde, bis die Körper verbrannt waren. Inzwischen ruhten wir uns aus, wuschen die Hände, tranken etwas Wodka und setzten uns zum Ausruhen hin. Wenn wir nachts arbeiteten, konnten wir sogar für eine halbe Stunde einschlafen. Manchmal, wenn es keine Arbeit gab, reinigten wir die Öfen von allerlei Dingen. Die Öfen selbst spülten wir nicht aus, aber den Raum davor.

*Wie ordnete man die Leichen im Ofen an?*

Man nahm zwei oder drei Frauen und einen Mann in der Mitte, denn Frauen haben mehr Fett im Körper. Am Ende des Krematoriums gab es eine Tür, vor die man die Kinder warf. Jedesmal verbrannte man sieben oder acht Kinder. Das war eine riesige Fabrik.

*Schauten Sie sich die Gesichter der Leichen an, die Sie in den Ofen warfen?*

Wenn Transporte aus den Ghettos kamen, dann schaute ich niemals hin, aber manchmal kamen auch welche aus anderen Lagern, dann schaute ich immer genau hin, denn ich hatte Angst um meine Frau. Es hätte ja sein können, dass sie mit dabei war.

*Wo zog man den Leichen die Goldzähne aus?*

Die Zähne zog man dort aus, wo wir die Leichen abspülten und zu vieren sortierten; die zog man, bevor sie zu den Öfen gebracht wurden. Während wir die Körper abwuschen, waren dort zwei Kerle aus der Tschechoslowakei, die sogenannten «Dentisten», die zogen das Gold heraus. Das waren wirklich Zahnärzte, diese Männer aus der Tschechoslowakei, die behandelten auch die Zähne der Deutschen.<sup>32</sup> Es stand dort eine grosse Kiste, in die sie das Gold warfen. Ein Kubikmeterkasten, auf dem stand «Deutschland». Da hinein warfen sie die Goldzähne, alles Gold. Jede Woche kam ein Deutscher, oder zwei, ein Major oder ein Oberstleutnant, Offiziere, die öffneten die Kiste und nahmen sich, was sie wollten, ohne Kontrolle.<sup>33</sup> Nach einem Monat schickte man den ganzen Kasten nach Deutschland. Auch die Kleider schickte man nach Deutschland. Die Ungarn brachten schöne Kleidung mit, ganze Koffer mit guten Sachen. Nur die Nahrungsmittel blieben für uns.<sup>34</sup>

*Wie sieht die Asche eines Menschen aus?*

Die wiegt weniger als ein Kilo, am Beckenknochen verbrannte es nicht vollständig. Dann mussten wir es mit einer Hacke herausholen und mit einem



Metallinstrument zerschlagen, bis auch das zu Asche zerfiel. Es gab dort allerlei Instrumente. Viel blieb von den Körpern nicht übrig, denn wir drehten und wendeten sie ja nach einer viertel Stunde.

*Wohin brachten Sie die Asche der verbrannten Körper?*

Während die Leichen in den Öfen brannten, kam auf der anderen Seite des Ofens die Asche heraus. Nachher nahmen wir eine Schubkarre, füllten sie und brachten die Asche nach draussen in den Hof des Krematoriums. Wenn sich da genug Asche angesammelt hatte und schon ein grosser Berg dalag, kam ein Lastauto, holte die Asche ab und schüttete sie in den Fluss.<sup>35</sup> Fresen für die Fische, sagten die Deutschen zynisch.

*Mit wieviel Leuten arbeiteten Sie zusammen in der Verbrennung?*

Mit weiteren vier Männern und immer der gleichen Gruppe, es gab keinen Wechsel.

*Die anderen kamen auch aus Griechenland?*

Nein, die waren aus Polen.

*Wie verständigten Sie sich untereinander?*

Etwas Jiddisch, hauptsächlich mit den Händen. Man kam zurecht. Ich hatte ja in der italienischen Schule zwei Jahre Deutsch und zwei Jahre Englisch gelernt.

*Waren Sie mit den Männern, mit denen Sie arbeiteten, die gesamte Zeit zusammen?*

Wir blieben bis zum letzten Tag zusammen, bis wir Auschwitz verliessen. Dann trennten wir uns und haben einander nie wiedergesehen.

*Sab Ihr Leben in Birkenau anders aus als das Leben der anderen Häftlinge?*

Das Leben im *Sonderkommando* war nicht wie das Leben der anderen Gefangenen im restlichen Lager. Wir waren weit vom Lager entfernt, getrennt, und wir hatten überhaupt keinen Kontakt zum Lager.

Ungefähr 100 Männer des *Sonderkommandos* teilten sich auf – gut 50 für die Nachtschicht und etwa 50 für die Tagesschicht. Diese Arbeit machten wir zwölf Stunden täglich. Es gab Wochen, in denen die Schichten von sechs Uhr abends bis sechs Uhr morgens dauerten, und in der nächsten Woche war Schichtwechsel: von sechs Uhr morgens bis sechs Uhr abends. Wir arbeiteten lieber nachts, denn morgens kamen immerzu die Offiziere, und es war schwieriger. Nachts war das relativ grosszügig, denn auch die Wachen schliefen.

*Gab es untereinander Schwarzhandel?*

Bei uns nicht, das war nicht notwendig, denn wir hatten alles. Wir hatten eine Menge Geld und Gold, das wir im Entkleidungsraum gefunden hatten. Das war meistens in der Kleidung der Menschen versteckt. Wir gaben es den Deutschen, und die brachten Wurst für den Abend und Getränke. Ohne Trinken ging das nicht. Unter uns und den Deutschen herrschte ein reger Wechselhandel, wie auf dem Jahrmarkt.

*Wie verlief Ihr Tag?*

Wir standen um 5.30 Uhr in der Frühe auf. Um sechs war Appell des gesamten *Sonderkommandos* von Krematorium II – diejenigen, die in der Nacht gearbeitet hatten, und diejenigen, die nun anfangen sollten mit ihrer Schicht, am Morgen. Alle mussten bei dem Appell anwesend sein, vor dem deutschen Major. Wenn einer von uns krank war, meldete unser Kapo: «Einer fehlt, krank», und der deutsche Rapportführer schrieb es auf. Dann fing die Arbeit an. Zwischen acht und neun hatten wir eine halbe Stunde Pause und konnten essen. Dann setzten wir den Tag fort, wie gewöhnlich. Mittags – das übliche Mittagessen, und dann arbeiteten wir bis sechs Uhr abends weiter.

Das Essen, das man uns brachte, brauchten wir manchmal gar nicht, dann gaben wir es den Zwangsarbeitern, die draussen schwer schafften. Im Hinblick auf Essen hatten wir alles, uns fehlte nichts. Wir durften uns alles nehmen, was die Opfer an Lebensmitteln mitbrachten. Wir hatten Brot, Kuchen, Wurst, alles. Wir hatten alles im Überfluss, so dass die deutschen Wachen nicht bei sich essen gingen, sondern blieben und mit uns assen. Jeden Tag erhielten wir eine Portion Fleisch – das beste Fleisch überhaupt. Von den besten Knochen kochten wir Suppe. Und manchmal morgens gaben wir dem Posten auf dem Wachturm etwas von unserer Fleischsuppe. Er freute sich wirklich, dass er das essen konnte. Wir hatten so viele Nahrungsmittel, dass wir unser Essen und Brot ins Lager rüberbrachten. Selbst wenn Deutsche im Entkleidungsraum waren, nahmen wir die Nahrungsmittel von den Transporten. Die Deutschen haben es uns nicht verboten.<sup>36</sup>

*Gab es Unterschiede in den Lebensbedingungen der einzelnen Gruppen, die mit verschiedenen Arbeiten im Sonderkommando betraut waren?*

Nein, alles war im Überfluss vorhanden, Essen gab es im Überfluss, und wir hatten alle möglichen Nahrungsmittel. Man wusste gar nicht, was man sich nehmen sollte aus dieser Fülle. Ein Brot war besser als das andere. Wir bekamen es jeden Tag und sogar reichlich Fleisch.<sup>37</sup>

*Tranken Sie alkoholische Getränke?*

Ja, wir tranken auch Alkohol. Alles gab es, wer nur wollte. Wodka 96. Wir hatten die Erlaubnis zum Alkoholgenuss, alles was wir nur wollten.

*Wo wohnten Sie?*

Wir wohnten im Krematoriumsgebäude, Krematorium II. Dort wohnten wir, im Stockwerk oben, in eigenen Zimmern. Ich schlief auf einem Bett mit Decke und Kopfkissen.<sup>38</sup>

*Wo schliefen Sie? In welcher Entfernung vom Arbeitsplatz?*

Das war nicht weit; unten verbrannte man die Leichen, und oben in der Dachkammer waren unsere Zimmer mit guten Betten, mit Decken und Kopfkissen. Uns fehlte dort nichts. Das Leben oben ging weiter, ganz egal, was unten geschah.

*Was zogen Sie zur Arbeit im Sonderkommando an?*

Wir hatten warme Kleidung, das Beste. Wir hatten Hosen und Hemden mit Futter, Unterhemden aus Wolle, Jacketts, Hut und Mantel. Später half uns diese Kleidung, als wir von Auschwitz nach Mauthausen gebracht wurden. Die Leute starben auf dem Weg, und wir waren völlig gesund.

*Gingen Sie manchmal aus dem Krematorium auf die Wiese draussen?*

Ja. Das war ein sehr gepflegter Rasen. Manchmal, wenn wir nichts zu tun hatten, jäteten wir Unkraut oder machten draussen sauber. Wenn wir keine Arbeit hatten, d.h. wenn keine Transporte kamen, putzten wir auch manchmal das Krematorium.

Wenn keine Transporte kamen, drückte man uns eine Hacke in die Hand zur Arbeit auf dem Hof. Aufräumen, saubermachen, immer gab es etwas zu tun. Manchmal machten wir auch einfach nichts.

*Wie war es nachts?*

Abends sangen wir zusammen, jemand musizierte, niemand konnte uns etwas sagen, denn wir waren ja weit weg vom Lager. Jeden Abend assen wir, tranken und sangen viel. Wenn es keine Arbeit gab, war alles ruhig – wir schliefen. Wir gingen um zehn oder elf nachts schlafen.

*Arbeiteten Sie auch sonntags?*

Natürlich arbeiteten wir auch sonntags; immer wenn es Arbeit gab, arbeiteten wir, wir kannten keinen Ruhetag. Jeden Sonntag gingen wir zum Baden,

und auf dem Weg sangen wir griechische Volkslieder. Die Deutschen freuten sich auch über unseren Gesang. Eigentlich konnten wir jeden Tag im Krematorium selbst duschen, aber der Gang in die «Sauna» war etwas ganz Besonderes.

*Haben Sie manchmal «Urlaub» von der «Arbeit» bekommen?*

Ich erinnere mich, dass «Jom Kippur» auf den Vierten des Monats Oktober 1944 fiel. Montag Abend sah ich, wie die polnischen Juden im *Sonderkommando* alles vorbereiteten – Thorarollen, Gebetbücher usw. Die Deutschen gaben uns frei, und wir beteten. Jeder Einzelne betete, tat, was man tun muss, und am nächsten Tag, Dienstag um 5 Uhr in der Frühe – Jom Kippur –, brachten sie einen Transport von 2.500 Juden. Das war ihr Geschenk zum Jom Kippur.<sup>39</sup> Daran kann ich mich noch genau erinnern, und ich sagte zu meinen Kameraden: «Seht nur, welch ein Geschenk uns diese Hunde geben.» Drei Tage später war der Aufstand im Krematorium III-IV

*Hörten oder wussten Sie, was in den anderen Teilen des Lagers vor sich ging?*

Meine Frau war im Frauenlager, und ich besuchte sie zweimal. Wir hatten die Gelegenheit, uns einmal in zwei Wochen zu treffen. Ich sah sie nur zweimal, dann verliess sie den Ort im Oktober und kam nach Bergen-Belsen.

*Wie teilte man Ihnen mit, wo sie ist? Wie traten Sie mit ihr in Kontakt?*

Manchmal, Sonntagnachmittag, gab es nicht viel Arbeit, wir hatten frei. Die Entfernung zwischen Krematorium II, wo ich arbeitete, und Krematorium I betrug ungefähr hundert Meter;<sup>40</sup> in der Mitte waren die Eisenbahnschienen, und schon war man in I. Uns war erlaubt, einander gegenseitig zu besuchen und vom Krematorium I nach II zu gehen. So gingen wir ins Krematorium I, und gegenüber war Lager 15, das «Frauenlager». Ich liebte es, griechische oder italienische Lieder zu singen, alles Mögliche. Einmal sang ich ein italienisches Lied, und plötzlich hörte ich die Stimme meiner Frau, wie sie zu einer Freundin sagt: «Das ist Jaacov, das ist Jaacov.» Und ich schrie hinüber: «Ja, ich bin es. Wo bist Du?» «In Block 15», rief sie zurück. «Gut, ich komme Dich besuchen», rief ich. So riefen wir uns gegenseitig auf Griechisch zu: «Wie kannst Du mich besuchen?» «Mach' Dir keine Sorgen, ich habe die Möglichkeit».

Alle zwei Wochen brachte man die Decken des *Sonderkommandos* zur Desinfektion, die im «Frauenlager» standfand. Eine Gruppe von zehn Männern brachte die Decken stets ins Frauenlager. So erhielt ich eines Tages die Ge-

legenheit, dorthin zu kommen. Man meldete mir, dass ich am nächsten Tag zur Desinfektion gehen werde. Ich rief noch am gleichen Tag zu meiner Frau hinüber: «Ich komme Dich morgen besuchen, und sag auch Deiner Vorgesetzten, dass sie Dich nicht auf Arbeit schicken soll, ich bringe ihr auch etwas mit.» Ja, und so war das dann auch. Am nächsten Tag, morgens, organisierte ich zwei Päckchen Zigaretten, Brot und Bonbons und brachte das der Vorgesetzten und auch meiner Frau. So konnten wir eine viertel Stunde zusammenbleiben. Ich sah, dass sie in guter Verfassung war, sie war nicht abgemagert, darüber war ich froh. Noch ein weiteres Mal gelang es mir, sie zu sehen, im Oktober 44. Danach, im Oktober, wurden alle Frauen nach Bergen-Belsen gebracht. Am Tag, als der Aufstand losbrach, am 7. Oktober, war sie noch dort, und dachte, ich sei ums Leben gekommen; denn das gesamte *Sonderkommando* I wurde umgebracht, auch vom *Sonderkommando* III überlebte so gut wie niemand, nur Einzelne blieben verschont.

*Wusste Ihre Frau, was Sie dort taten?*

Ja, das wusste sie.

*Wenn Sie einmal in zwei Wochen auf Besuch kamen, dann sahen und wussten Sie, wie die Situation der anderen jüdischen Gefangenen war, die nichts zu essen hatten.*

Ja, und dafür gab es unsere Lebensmittelportionen. Die hundert Portionen, die für uns aus der allgemeinen Lagerküche eintrafen – liessen wir mittags stehen und gaben sie den Arbeitern, als Zugabe, damit sie Kraft zur Arbeit hätten. Wir rührten das nicht an.<sup>41</sup>

*Konnten Sie für Ihre Frau Essen heraus schmuggeln, wenn Sie sie besuchten?*

Ja. Ich brachte ihr, wie gesagt, Brot und auch ihrer Vorgesetzten brachte ich Zigaretten, damit sie meine Frau am Besuchstag nicht zur Arbeit schickte.

*Erhielten Sie von den Menschen, die mit den Transporten eintrafen, Informationen aus der Aussenwelt?*

Es gab schon Informationen; wir wussten teilweise, was geschah. Aber aufgrund von Zeitmangel konnten wir nicht immer miteinander sprechen.

*Glaubten Sie diesen Informationen?*

Ja. Wir wussten allgemein, was sich abspielte. Unser Oberfeldwebel, der Fuchs, hielt uns eine Abschiedsrede: «Morgen werde ich Euch verlassen, ich werde für das Vaterland kämpfen. Ich wünsche Euch alles Gute.» Der war ein ganz, ganz gemeines Aas.



*Ich beobachte die SS... Essen für die Mädchen, damit ich sie nicht in den Krematorien sehen*

*Konnten Sie dort beten, als Juden?*

Nur am Jom Kippur. Jom Kippur fiel auf den 4. Oktober 1944, einen Dienstag, wie ich schon erwähnte.

*Beteten Sie dort auch?*

Nein. Ich betete damals nicht, ich ging niemals zur Synagoge, nur hier in Israel gehe ich zur Synagoge. Ich glaube an Gott, aber ich bin nicht religiös.

*Wie viele Männer von Ihrem Transport «arbeiteten» beim Sonderkommando in Krematorium II?*

Fünzig Männer. Der Rest von fünfzig Männern bestand aus alteingesessenen Arbeitern, zusammen waren wir hundert. Als wir, die «Neuen», dort eintrafen, sagten uns die Alten: «Essen gibt es, Kleider hat es, alles gibt es, aber ihr müsst wissen, dass niemand von Euch hier lebendig herauskommt.» Wir hörten das, aber konnten es nicht begreifen. Wir waren einfach schockiert.

*Wo kamen die Sonderkommando-Häftlinge her?*

Aus Griechenland, aus Polen, aus Frankreich und Russland. Es gab auch einige aus Ungarn, und es gab auch einen Tschechen beim Krematorium III-IV. Ausser mir arbeiteten im Krematorium II die Brüder Leon und Baruch Venezia, beide auch aus Saloniki. Man hatte sie in Athen verhaftet. Baruch Venezia hatte die italienische Staatsangehörigkeit, ein Schneider und Kleiderverkäufer. Sein Sohn arbeitete im *Sonderkommando* III-IV und kam am Ende ums Leben, am 7. Oktober 1944, am Shabbat um zehn Uhr morgens beim Aufstand des *Sonderkommandos*.

Im Krematorium waren mit mir auch polnische Juden, die nach Frankreich emigriert waren. Sie sprachen Französisch und waren in Frankreich von den Deutschen verhaftet worden.

*Was machten Sie gemeinsam? Wie waren die Beziehungen untereinander?*

Die Beziehungen untereinander waren freundschaftlich. Wir waren gute Freunde, einer dem anderen loyal. In dieser Hölle konnte es gar nicht anders sein.

*Was machten Sie nach der Arbeit?*

Wir waren immer gesellig beieinander.

*Gab es noch andere Leute, die mit Ihnen im Krematorium II arbeiteten und die heute in Israel leben?*

Ja, es gibt jemanden aus Givat Ha-Shlosha, Shmuel Lemke, aber der will nicht reden.<sup>42</sup> Vor 15 Jahren hatte ich einen Freund in Kfar Saba, der war auch in Auschwitz gewesen. Es war Shabbat, und er sagte mir, er hätte für mich eine Überraschung. Wir fuhren nach Givat Ha-Shlosha, hielten neben Lemkes Haus, und ich sagte: «Das ist Lemke.» Wir gingen näher, doch er erkannte mich nicht. Ich erinnerte ihn daran, wer ich war. Er fing an zu weinen und flehte mich an, nicht seiner Frau zu erzählen, dass er beim *Sonderkommando* gearbeitet hatte.

*Gab es deutsche Befehlshaber, die Sie gut kannten, mit denen Sie sprachen, mit denen Sie irgendeinen Kontakt hatten?*

Wir hatten mit unseren Wächtern kontinuierlichen Kontakt. Die waren die gesamte Zeit bei uns und waren wirklich in Ordnung. Mit denen gab es keine Probleme. Einer der Wächter war aus Holland, ein guter Kerl, prima. Wir fragten uns immer – wie kann ein Holländer bei der SS sein? Es gab noch einen SS-Mann, der älter war, aber auch ein guter Mann. Eines Tages

war er verschwunden, und wir haben ihn nie wiedergesehen. Wer weiss, was mit ihm geschehen ist?! Er wurde ausgewechselt und kam nicht mehr zurück. Noch einer ausser Otto Moll war verantwortlich im Krematorium. Das war der SS-Mann Fuchs. Eines Abends rief er uns und hielt uns eine lange Rede, er würde Birkenau verlassen, um für das Vaterland zu kämpfen.<sup>43</sup>

Uns gegenüber, so kann man sagen, benahmen sich die Wächter anständig. Sie wussten, dass sie die Arbeiter im *Sonderkommando* nicht schlagen durften, denn die *Sonderkommando*-Häftlinge lebten nicht lange.

*Erinnern Sie sich an Hauptscharführer Otto Moll?*

Ja, er war verantwortlich für das *Sonderkommando*, halb verrückt, ein Sadist. Wenn Moll ins Krematorium kam, dann war das ein Zeichen dafür, dass etwas Besonderes oder Schlimmes passiert war. Moll fuhr auf einem Motorrad umher, und neben der Uniform trug er weisse «Sanitäter-Kleidung», einen Arztkittel. Er wohnte in einer Villa, einige Kilometer vor Birkenau. Dort hatte er eine Frau und zwei Kinder. Bei uns waren zwei Ungarn, Vater und Sohn – die arbeiteten im Krematorium mit uns. Einmal lief der Sohn



*Der SS-Mann Moll erschießt junge Frauen und wirft sie in eine Verbrennungsgrube des Krematoriums IV.*



in die Nähe des Stacheldrahts, und Moll zog seine Pistole, schoss und verletzte ihn.

Nur so. Der war halbverrückt. Ein wahrer Sadist.

Einmal brachte man zweihundert, zweihundertfünfzig polnische Juden. Die waren mehr tot als lebendig. Moll brachte sie zum *Sonderkommando*, damit sie uns halfen. Die hatten aber keine Kraft mehr zum Laufen.

Um nach unten in die Gaskammer zu gelangen, musste man Treppen hinabsteigen. Wir hatten so eine Art Instrument aus Eisen, um Knochen zu zerbrechen. Während sie also die Treppen hinab kletterten, warf Moll ihnen das Eisen auf die Köpfe und tötete zwei oder drei. Dann ging er auch hinunter und befahl dem Kommandoführer, sie umzubringen, jeden einzeln mit dem Gewehr, alle 250. Schliesslich brachte er sie eigenhändig selber um - 1, 2, 3, 10, 20 ..., und so brachte Moll alle 250 um. Allein mit dem Gewehr.

Einer von den Griechen, Jaques Benbenisti, war ein Maler. Den nahm Moll mit, damit er bei ihm im Hause Malereien anfertigte. Als er ihn zurückbrachte, erschoss er ihn auf der Stelle.

Und noch eine Geschichte von Moll: Am dritten Tag, als ich im «Bunker» bei Krematorium III arbeitete, holten wir die Leichen aus der Gaskammer. Es waren dort einige Griechen. Einem von ihnen rutschte die Leiche, die er trug, aus der Hand, und sie fiel auf den Boden. Moll, der in diesem Augenblick da war, zog seine Pistole und erschoss den Griechen. Das war kein Mensch. Für den war das Morden ein Kinderspiel – er kam, zog die Pistole und schoss. Es interessierte ihn nicht, auf wen. Das war Moll. Der Schlimmste überhaupt. Ich hörte, dass Moll, nachdem er Auschwitz verlassen hatte, in ein anderes Lager, nach Kaulitz, gekommen war. Zu dem Lagerkommandanten dort soll er gesagt haben: «Warum halten Sie die Menschen hier als Gefangene. Los, wir erschiessen sie und Schluss.» Der Kommandant hat ihm geantwortet: «Sie ermorden Ihre Leute in Ihrem Lager, hier bei mir wird keiner angerührt.» Als die Russen kamen, konnten sie ihn ergreifen; die Häftlinge zerlegten ihn in tausend Stücke. Aber was ändert das? Er hatte Tausende auf dem Gewissen. Das war Moll.

*Wie sahen die Beziehungen zwischen Ihnen und dem Kapo aus?*

In anderen Teilen des Lagers war der Kapo das Schlimmste, was man sich überhaupt denken konnte – Schläge ohne Ende. 80% der Kapos waren immer Gojim, keine Juden. Im Krematorium dagegen war der Kapo meistens ein Jude. Der Vorgesetzte der Kapos war der «Oberkapo» Jaacov Kaminski.

Der war verantwortlich für die Arbeitsverteilung, ein wahrer Experte. Die Deutschen trauten ihm immer und sagten: «Was Jaacov sagt, ist richtig». Eines Tages standen wir beim Appell, nachmittags um fünf. Ein gemeiner Oberfeldwebel war dabei und sagte plötzlich: «Jetzt machen wir Gymnastik». Kaminski war mutig, setzte sich in die Mitte und fragte: «Herr Oberfeldwebel, warum Gymnastik? Wenn die Leute irgendetwas gemacht haben, was Strafe verdient – ich bin verantwortlich, ich bin bereit, die Strafe auf der Stelle zu empfangen.» Der Deutsche wurde nervös und befahl: «Du machst die Gymnastik!» In der Nacht haben Sie mit Jaacov Kaminski Schluss gemacht.<sup>44</sup>

Danach wurde ein Deutscher mit Namen Karol zum Kapo ernannt. Am Tag des Aufstandes brachte man ihn herbei und verbrannte ihn lebendig im Krematorium. Die Deutschen suchten ihn: «Wo ist Karol? Wo steckt Karol?»

*Brachte man die Kapos des Sonderkommandos genauso häufig um wie die Leute vom Sonderkommando?*

Ja. Der Kapo, der für uns verantwortlich war, war uns ein richtiger Freund, aber im Lager, da blickte der Kapo niemanden an, er dachte nur an sich selbst. Es gab Schläge, und der Kapo machte allen möglichen Ärger. Es gab zwei oder drei gute Kapos, deutsche Kommunisten, aber von den anderen Kapos war einer schlimmer als der andere. Einen Kapo gab es in der Quarantäne – Paulus hiess der, glaube ich, der war wirklich ein Aas. Ich sagte ihm damals, dass ich ihn bei lebendigem Leibe abschlachten werde, wenn ich ihn nur eines Tages in die Hände bekäme.

*Erinnern Sie sich an gute deutsche Kapos?*

Ja, es gab wirklich phantastische deutsche Kapos, die ihre «Arbeiter» richtig beschützten. Es gab Kapos aus Österreich im Frauenlager, die halfen den Frauen, Bäume zu entwurzeln. Der SS-Mann aus Holland, von dem ich vorher schon erzählte, der war noch ein richtiges Kind – höchstens 22, 23 Jahre alt. Der lachte und war gut, rührte niemanden an, der sagte niemandem ein Wort. Ein Kamerad, ein Freund. Der gab uns sogar seine Waffe in die Hand und sagte: «Nimm, kannst spielen.» Die Ukrainer waren ziemlich schrecklich. Wehe dir, wenn du in die Hände eines Ukrainers fielst. Die waren schlimmer als die deutsche SS. Niemand verbreitete mehr Schrecken.

Nachts durften wir singen, wir hatten auch eine Mandoline und eine Gitarre. Wir sangen mit den Deutschen zusammen, tranken zusammen und assen.

*In den Momenten, in denen Sie mit den Deutschen zusammen tranken und assen, kamen Sie einander näher? Woriüber sprachen Sie mit den Deutschen?*

Ernste politische Gespräche führten wir nicht. Wir machten zusammen Witze, sprachen über die Lieder. Sie sangen gerne. Es klingt wahrscheinlich schrecklich und ist nur schwer zu verstehen, wie wir so mit den Mördern zusammenleben konnten. Aber in Auschwitz war alles möglich.

*Erinnern Sie sich an ein Treffen mit Eichmann?*

Eichmann kam im Juli 1944. Ich erinnere mich noch daran, als wäre es gestern gewesen. 6.15 Uhr in der Früh. Wir hatten schon vier Leichen drinnen, halb verbrannt, noch nicht fertig. Da kam ein deutscher Wachposten. Und plötzlich sahen wir Eichmann mit zwei weiteren Offizieren heruntersinken: dieser Hundesohn, das Aas. Er sagte: «Ihr müsst noch zwei oben auf die vier drauflegen – ich will nicht sehen wie.» Dafür musste man schon ein Experte sein; das ist nicht so einfach, da sechs Körper zum Verbrennen reinzubringen. «Gut, gut, sagte er, als wir den Befehl ausführten. Zweimal ging er dicht an mir vorbei, genau hinter mir, da ging er lang. Nach Birkenau kam er zweimal.

*Was fühlten Sie während des Eichmann-Prozesses?<sup>245</sup>*

Ich ging nicht hin. Warum hätte ich hingehen sollen? Ich sag's Ihnen: es gab Leute, die waren viel wichtiger als ich, die hatten ihn gesehen und gesehen, was er getan hat. Wenn Moll überlebt hätte, und man ihm einen Prozess gemacht hätte, dann wäre ich hingegangen, um ihm heimzuzahlen, ihm alles ins Gesicht zu sagen.

*Wie lange arbeiteten Sie insgesamt beim Sonderkommando?*

Vom 15.5.1944 bis zum 18.1.1945 – acht Monate insgesamt.

*Wie konnten Sie so lange in dieser Hölle arbeiten?*

Wer im Lager arbeitete, sah täglich den Tod vor seinen Augen, Schläge und alle möglichen anderen Tragödien, aber wir sahen das Furchtbarste vom Furchtbaren. Wir machten die schwarze Arbeit des Holocaust. Acht Monate arbeitete ich im *Sonderkommando*, acht volle Monate in dieser Tragödie. Die Arbeit war schrecklich schwer, besonders in den ersten Tagen. Jeder fürchtete, unter den Leichen einen seiner Familienangehörigen zu finden.

Das erste Mal war es am schwierigsten, wirklich, glauben Sie mir, man gewöhnt sich an alles. Wenn wir manchmal nachts arbeiteten, dann sass ich gegen Mitternacht neben einem toten Körper und es rührte mich über-

haupt nicht. Ich hatte drei Minuten Arbeit und eine halbe Stunde Pause. Ich wusste, wenn ich irgendetwas falsch mache, bin ich erledigt. So machte ich meine Arbeit, und ehrlich gesagt, während meiner gesamten Lagerzeit hat mich kein einziger Deutscher angerührt. Nur wer Scherereien machte, der ging zum Teufel. Den machte man fertig.

*Hatten Sie Zeit darüber nachzudenken, was Sie taten?*

Anfangs schmerzte es sehr, dies alles mitansehen zu müssen. Ich konnte nicht begreifen, was meine Augen sahen – dass von einem Menschen nur ein halbes Kilogramm Asche übrigbleibt. Oft grübelten wir, aber was hätte dabei schon herauskommen können? Hatten wir denn die Wahl? Flucht war nicht möglich, denn man kannte die Sprache nicht.<sup>46</sup> Ich arbeitete und wusste, dass dort meine Eltern umgekommen waren. Es gibt nichts Schlimmeres. Nach zwei, drei Wochen hatte ich mich daran gewöhnt. Manchmal, nachts, wenn man sich ausruhte, legte ich die Hand auf einen Körper und das störte mich nicht mehr. Wir arbeiteten dort wie Roboter. Ich musste stark bleiben, um überleben und alles weitererzählen zu können, was in dieser Hölle geschah. Die Realität beweist, dass der Mensch grausamer ist als Tiere. Ja, wir waren Tiere. Kein Gefühl. Manchmal zweifelten wir daran, ob wir wirklich Menschen geblieben waren.

*Wie konnte man sich dann nach der Arbeit zum Gesang hinsetzen?*

Ich sagte ja schon, dort waren wir nicht nur Roboter, sondern wurden auch zu Tieren. Wir dachten an nichts. Nur an eines dachten wir – an Flucht und ans Überleben.

*Glaubten Sie während dieser Zeit an Gott?*

Ich bin nicht religiös, aber immer glaubte ich an Gott, auch heute noch. Ich habe Gott niemals verletzt.

*Verzweifelten Sie manchmal? Haben Sie jemals die Hoffnung verloren?*

Ich verzweifelte niemals. Als ich dorthin kam, sagten alle: «Wir werden alle sterben und niemals hier herauskommen», und ich sagte nur: «Ich will leben!» Das habe ich von Anfang an gesagt, ich war ein Optimist. So ging ich hinein, so lief ich während der gesamten Zeit der Arbeit im *Sonderkommando* herum, und so kam ich wieder heraus. Ich wusste, dass ich überleben würde!

*Fürchteten Sie sich?*

Nein, glauben Sie mir, ich hatte keine Furcht. Niemals hatte ich vor irgendetwas Furcht. Ich dachte nicht an Furcht, nicht ans Sterben. Ich war so op-

timistisch, die ganze Zeit sagte ich mir: «Ich komm' hier raus, aus allem komme ich heraus.»

«Wie willst Du hier rauskommen. Siehst Du nicht, was los ist?» fragten mich alle. Einer meiner Freunde war immer pessimistisch, der heulte die ganze Zeit, und ich sagte ihm: «Hör auf zu heulen. Ein Mann weint nicht.» So ist das Leben – man muss das Leben von seiner bunten Seite nehmen. Man darf keine Angst haben. Sie führt manchmal zu etlichen wenig guten Dingen. Ich fürchtete mich niemals, nicht vor den Deutschen, vor niemandem. Immer Kopf hoch und geradeaus. So war ich, und so bin ich auch bis heute geblieben.

Im Juni oder Juli 1944 fing man an, über einen Aufstand zu sprechen und zu überlegen, wie man aus dem Lager entkommen könnte. Es gab dort einen jüdischen Offizier aus Russland im Range eines Majors und einen jüdischen Hauptmann aus Griechenland namens Joseph Baruch. Der starb genau vor der Befreiung. Die schlossen untereinander eine Verabredung und hatten einen Plan, irgendetwas zu unternehmen.

Im September 1944 kam von den Deutschen die Meldung: «Es gibt nicht genug Arbeit. Wir bringen 200 *Sonderkommando*-Häftlinge aus dem Krematorium woanders hin.» Man holte alle 200 alten Arbeiter und brachte sie in einer Entfernung von drei-vier Kilometern von Auschwitz um, mit Schüssen. Wir wussten von nichts. Zu diesem Zeitpunkt hatten wir noch genug Arbeit in unserem Krematorium. Plötzlich, gegen 7.00 Uhr abends, kam der Befehl: «Alle hoch – alle hundert Mann – nach oben in die Wohnräume.» Als wir nachfragten, was passiert sei, sagte man uns: «Russische Flieger haben deutsche Soldaten umgebracht. Ihr habt kein Recht, die Leichen zu verbrennen, nur wir machen das.» Das erschien uns recht merkwürdig, und wir sagten uns: «Ein Soldat, der im Krieg fällt, der erhält ein Kriegergrab mit Kreuz und Namen. Den verbrennt man doch nicht.» Aber Befehl ist Befehl, und wir gingen nach oben, von 7.00 Uhr bis 11.00 Uhr nachts. Während wir oben waren, verbrannte man unten, nach Zeitschätzungen, ungefähr 200 bis 250 Leichen. Noch vorher, ungefähr gegen 7.30 Uhr abends, hörten wir aus der Ferne neben der Eisenbahnlinie ein Lastauto nach dem anderen mit Lichtern ankommen, und neben unserem Tor standen zwei deutsche Soldaten, und plötzlich hörten wir einen Befehl auf Deutsch.

Wir wussten nicht, was geschah. Die Lastautos fuhren in den Hof des Krematoriums. Wir blickten von oben runter, um zu sehen, was geschah, aber es war alles dunkel. Genau konnte man nicht erkennen, was los war. Gegen 11.00 Uhr hiess es: «Ihr könnt wieder runterkommen und weiterarbeiten.» Die Deutschen verschwanden wieder, es blieben nur zwei Wachpo-

sten zurück – zwei Posten tagsüber und zwei in der Nacht. Wir öffneten die Türen und sahen die Kleider unserer Kameraden – zweihundert Leute vom *Sonderkommando*. Die Deutschen haben sie selbst verbrannt, damit wir nicht sehen konnten, dass das unsere Kameraden waren. Die Deutschen hatten Angst, dass dies zu einem Aufstand führen werde.

Anfang Oktober 1944, einem Schabbatmorgen, vier Tage nach Jom Kipur, kam ich zu meiner Frau ins Frauenlager und sagte ihr: «Vielleicht werde ich bald nicht mehr leben, denn wir bereiten einen Aufstand vor.»

*Wussten Sie etwas von dem Aufstand, bevor es losging?*

Wir wussten davon, ja. Wir hatten Instruktionen erhalten.

*Wer hatte es Ihnen gesagt?*

Der griechische Offizier, der Joseph-Baruch, und der russische Major. Vor dem Aufstand des 7. Oktobers hatten wir einige frühere Daten vereinbart, aber alle wurden hauptsächlich wegen der Intervention verschiedener Untergrundgruppen in Auschwitz verschoben.<sup>47</sup> Wir hatten einen Plan, einige der SS-Leute fertigzumachen, sie zu erschlagen, und dann nichts wie weg.

*Und was wurde zum Schluss aus dem Plan?*

dem Plan wurde nichts, denn es gab viele Schwierigkeiten. Jeden Sonntag waren elf bis zwölf deutsche Soldaten im Bereich des Krematoriums mit ihren automatischen Waffen. In jedem Krematorium gab es nur zwei Wächter. Wir wollten uns von zwei Seiten an sie anschleichen, sie greifen und so viele Waffen wie möglich nehmen und dann schnellsten fliehen, aber es ging nicht. Wir waren bereit, im Rahmen des Plans für das gesamte Lager zu sterben, aber schliesslich hatten wir keinen Erfolg. Wir führten das nicht durch, wie wir es eigentlich hätten tun müssen. Am Tag, als der grosse Aufstand anging, befahl man dem *Sonderkommando*, die Arbeit einzuschränken, denn es kämen keine Transporte mehr. Ein Teil sollte in die «Sauna» gehen.<sup>48</sup> Wir im Krematorium II entschlossen uns, den Ort nicht zu verlassen, denn wir wussten, das würde unser Ende bedeuten. Sie begannen, uns zu schlagen. Wir wussten noch nichts, und plötzlich hörten wir Schüsse. Wir sagten uns, es wäre besser, dort abzuwarten. Uns gegenüber war das Krematorium I. Wir fingen an hinüberzurufen: «Was ist mit Euch los?», aber wir erhielten keine Antwort. Im Krematorium I war niemand mehr da. Später stellte sich heraus, dass dort keine Wache war, sie waren geflohen, und man hatte sie einen Kilometer hinter dem Lager umgebracht; man hatte sie gestellt und erschossen.

Während draussen gekämpft wurde, kamen zwei junge jüdische Griechen ins Krematorium III – einer war ein Artillerieoffizier namens Rudo und der zweite Yitzchak Barsilai. Dort gab es Sprengstoff, und sie sprengten alles in die Luft.<sup>49</sup> Alle 750 Männer vom *Sonderkommando* kamen ums Leben, ausser der Kapo Eliezer, der konnte fliehen und ist zu uns herübergekommen.

Nach einer viertel Stunde kam es zur Explosion. Im Krematorium III war Sprengstoff versteckt, den die Leute vom *Sonderkommando* von den freien Arbeitern im Lager – polnische Techniker, die im Lager arbeiteten und gegen Geldzahlungen den Sprengstoff lieferten – organisiert hatten.<sup>50</sup> Plötzlich kamen zwanzig Deutsche mit Hunden. Wir wurden gezählt, und niemand fehlte. Wir waren hundert Männer. Man brachte uns – die hundert Arbeiter vom *Sonderkommando* aus Krematorium II – nach unten ins Krematorium und schloss uns im Raum für eine halbe Stunde ein. Später kam ein Wachposten aus dem Lager ins Krematorium, ein «Kommandoführer», dem man das Fahrrad weggesprengt hatte. Er fragte, wer das Fahrrad in die Luft gesprengt hätte. Zwei Brüder standen auf und bekannten sich zu der Tat. Der Offizier erschoss nur einen und befahl dem anderen, die Leiche seines Bruders zu verbrennen.

Nach einer viertel Stunde forderte man fünf Männer auf, herauszutreten. Ich war unter den ersten fünf. Man brachte uns ins Krematorium I. Als wir ankamen, befahl uns der Offizier, mit der Arbeit anzufangen. Um sechs Uhr abends brachte man uns auf Karren 850 tote *Sonderkommando*-Häftlinge, die wir verbrennen sollten – 750 Männer vom Krematorium III, wo der Aufstand war, und später brachte man auch auf Karren die Leichen der Hundert vom Krematorium I, die geflohen und vor dem Lager ergriffen worden waren. Wir begannen mit der Verbrennung, und dann ertönte die Alarmsirene. Wir hörten mit der Arbeit auf, setzten uns hin, später arbeiteten wir weiter. Wir sagten uns: «Sobald wir hier alles verbrannt haben, wird man auch uns erledigen.» Wir warteten, zehn Minuten, eine viertel Stunde. Dann kam ein SS-Mann und sagte: «In ein paar Minuten bringen wir Euch alle um», und wir sagten: «Hier bringt man uns vielleicht um, aber wir gehen hier nicht 'raus, ohne den Deutschen ihre Portion verabreicht zu haben.» Um 12 Uhr nachts kam der Aufseher, der «Lagerkommandant», und sagte: «Ich habe von Hitler den Befehl erhalten, Euch – die hundert Männer vom Krematorium II – am Leben zu lassen, da ihr an keiner Aktion teilgenommen habt und an Eurem Platz geblieben seid.» Wir dachten uns, das sei sicher ein Bluff der Deutschen, und sicher werde man uns morgen umbringen. Am nächsten Morgen war alles fertig, alles verbrannt ...

Einer war beim *Sonderkommando*, der lebt noch heute, ein Grieche namens Leon Cohen.<sup>51</sup> Der war mit einer Frau, deren Vater Bankdirektor in Saloniki

gewesen war, verheiratet. Als man Cohen verhaftete und nach Auschwitz brachte, konnte seine Frau mit ihrem Vater fliehen. Cohen, der wohl dachte, jetzt sei sein Ende gekommen, nahm ein Stück Papier und schrieb darauf: «Wer das findet, soll es zu meiner Frau bringen und ihr sagen, ich bin tot.» Er unterschrieb und vergrub den Zettel im Hof des Krematoriums.

*Wie kam es, dass im Krematorium II kein Aufstand ausbrach?*

Es war ja nicht so, dass es bei uns keinen Aufstand gab. Wir waren genauso bereit wie die anderen, wir kamen nur nicht zum Zuge. Wir hätten eine Woche früher den Aufstand machen sollen, aber plötzlich kam eine Verstärkung mit 2.000 deutschen Soldaten. Wir dachten, es hätte keinen Zweck, das Risiko einzugehen. Nach einigen Tagen verliessen sie das Lager, und wir entschlossen uns, am Sonntag, dem 7.10.1944, loszuschlagen. Wir wussten, dass es nicht problematisch wäre, die zwei Wachposten zu überwältigen. Danach wollten wir nach draussen fliehen. Um 5.00 Uhr nachmittags patrouillierten 11 Soldaten mit automatischen Waffen vorüber. Wir waren entschlossen, sie anzugreifen und ihnen die Waffen zu entreissen. Wir kalkulierten ein, dass einige von uns sicher ums Leben kommen würden, aber mit den Waffen in unseren Händen hätten wir gute Chancen gehabt, vorwärts zu kommen und einen Teil von Birkenau zu befreien.

Wir standen auch mit den Partisanen in Verbindung: im Krematorium I war ein sowjetischer Major, der die Verbindung zwischen uns und den Partisanen hergestellt hatte. Auch die polnischen Lagerarbeiter halfen uns, die Verbindung nach draussen aufrechtzuerhalten. Wir hatten den Plan, aber keine rechte Gelegenheit. Während des Aufstandes, am 7. Oktober 1944, hätten die Leute vom Krematorium I uns mitteilen müssen, was sich abspielte, aber sie flohen, bevor sie uns etwas übermitteln konnten, und wir wussten nichts und blieben zurück. Wir hörten Schüsse, hörten die Explosion, aber wir wussten nicht, wo das alles herkam, wir blieben isoliert, und der Umstand, dass wir nicht am Aufstand beteiligt waren, rettete uns vielleicht das Leben – auch uns hätte man sonst wohl erledigt.

*Wann hörte man mit den Massenvernichtungen auf?*

Bis zum 31. Oktober 1944 hielten die Vernichtungen an.<sup>52</sup>

*Glauben Sie, dass der Aufstand des Sonderkommandos die Vernichtungsaktionen beeinflusst hat?*

Das machte bereits keinen Unterschied mehr, weil es keine grossen Transporte mehr gab. Zwanzig Tage nach dem Aufstand stellte man die ge-



samte Angelegenheit ein und begann, die Krematorien einzureissen; wir lebten die gesamte Zeit sehr angespannt, denn wir dachten, dass sie uns umbringen würden, damit wir der Welt nicht die Wahrheit über Auschwitz erzählen könnten.

*Wie gelang Ihnen die Befreiung?*

Am 1. November erhielten wir den Befehl zum Abriss der Krematorien. Bis zum 18. Januar 1945 waren wir zusammen mit den gefangenen Frauen aus dem Lager Auschwitz mit dem Abriss der Krematorien beschäftigt.

Am 18. Januar 1945 gingen wir um 10.00 Uhr morgens zur Arbeit und erhielten den Befehl, schleunigst zurückzukommen. Der «Lagerkommandant» kam und teilte uns mit, man würde an diesem Tag das Lager Birkenau verlassen. Dann kam der Befehl: «*Sonderkommando – zur Seite!*» Wir waren überzeugt, dass man plante, uns am Nachmittag zu ermorden.

*Erinnern Sie sich, was Sie untereinander besprachen?*

Wir sprachen untereinander ab, jeden Deutschen, der in unsere Nähe käme, umzubringen, bevor er uns umbrächte; wir wollten nicht wie die Schafe zur Schlachtbank geführt werden.

*Wie wollten Sie die Deutschen umbringen?*

Mit Messern, jeder von uns hatte ein gutes Messer.

*Woher hatten Sie diese Messer?*

Immer hatten wir schon Messer, die waren immer bei uns in der Tasche; die Messer vergassen wir nie.

*Wozu trugen Sie diese Messer?*

Um Brot zu schneiden und solche Sachen.

*Aber nicht zur Arbeit?*

Nein. Als wir Birkenau schliesslich verliessen, nahmen wir die Messer nicht mit. Die liessen wir zurück.

*Warum liessen die Deutschen Sie – die Arbeiter vom Sonderkommando – laufen? Warum brachte man Sie nicht um, bevor das Lager geräumt wurde?*

Das weiss niemand so recht, wir verliefen uns wohl zwischen den übrigen Gefangenen, und niemand konnte uns mehr identifizieren. Es war ein einziges Chaos, und die SS-Leute konnten die Wache nicht mehr streng aufrechterhalten.

Zum Glück entschlossen wir uns im letzten Augenblick, uns mit dem Rest des Lagers zurückzuziehen. Vorher gingen wir in die Speicherräume und holten von dort Brot, Margarine, Fleisch, Kleider, Decken. Zwischen 5.00 und 5.15 Uhr nachmittags, am 18. Januar 1945, begannen wir mit dem Marsch von Birkenau ins Stammlager Auschwitz.

In Auschwitz blieben wir bis Mitternacht. Es wehte ein eiskalter Wind, zwanzig Grad Minus, es fiel Schnee. Wir begannen zu laufen, Auschwitz zu verlassen. Jeden Augenblick hörten wir das Bumm-Bumm. Wer nicht laufen konnte, wurde erschossen. Der Schnee war rot von Blut. Gegen 10.00 Uhr morgens kamen wir in ein polnisches Dorf. Ein Teil der Häftlinge – von polnischer Herkunft – kannte den Weg und die Sprache und floh. Dann kamen wir nach Bratislava. Die Deutschen bewachten uns während der gesamten Zeit, liefen mit uns zu Fuss. Jeder, der langsamer ging oder auf die Erde stürzte, wurde sofort erschossen. Die erste Nacht verbrachten wir in irgendeinem Dorf, neben den Kuhställen, im Schnee draussen, während die Deutschen drinnen schliefen, im Warmen. Am nächsten Tag – das gleiche. Am dritten Tag erreichten wir eine Kleinstadt, dort schliefen wir in Zimmern. Am nächsten Morgen noch ein Tag Fussmarsch, danach in einer offenen Bahn, nahezu acht Tage, wir assen nur Schnee und kamen am 2. oder 3. Februar 1945 nach Mauthausen. In Mauthausen sah ich viele Spanier, die vor Franco geflohen waren, und Belgier. Dort fragte man uns: «Wie ist es möglich, dass alle verhungert sind, und nur ihr seht ganz gesund aus?» Wir erzählten nicht, dass wir beim *Sonderkommando* gewesen waren.<sup>53</sup> Wir sagten, wir hätten alle möglichen Arbeiten gemacht und einfach gut durchgehalten. Während des Monats in Mauthausen: morgens gab es nichts zu essen, um 10.00 Uhr gab es Rettichsuppe, manchmal mit Brot, manchmal ohne. Nach einigen Tagen fragte man, wer arbeiten wolle, man fragte jeden Einzelnen nach seinem Beruf. Ich sagte «Drucker». Irrtümlicherweise schrieb man «Dreher» auf. Man brachte mich nach Gusen 1, zur Arbeit an einer mir unbekanntem Maschine. Das war eine Waffenproduktionsfabrik, aber ich kam zurecht. Es gab dort französische und italienische Techniker, die halfen mir. Ich arbeitete bei der Reparatur von Gewehrschlössern. Täglich 400 Schlösser. Von März bis zum 30. April 1945 arbeitete ich im Lager Gusen. So kam ich bis zum Schluss irgendwie durch und verlor kein Gewicht. Ich kam nach Budapest mit 76 Kilogramm und war hundertprozentig in Ordnung.

*Wie wurden Sie befreit?*

Es roch schon am 2. Mai in Gusen nach Befreiung. Da sahen wir zum ersten Mal die Fahne des Roten Kreuzes, und im Lager war kein SS-Soldat mehr zu sehen. Nur Wachposten und Kriegsverbrecher. Seit diesem Tage

gab es auch keine Arbeit mehr. Wir waren völlig verdreckt, denn seit fast einem Monat hatten wir uns nicht mehr waschen können. Am 5. Mai mussten wir zum Appell antreten. 12.000 Leute traten zum Appell an. Aus der Ferne hörten wir die amerikanischen Panzer näherkommen. Wie aus einem Munde schrien wir: «Die Amerikaner kommen.» Die deutschen Wächter sagten uns, die Amerikaner würden nicht kommen, denn Deutschland hätte den Krieg gewonnen. In dem Moment, in dem man anfang zu zählen, gingen die Tore auf, und die Panzer rollten herein. Die Wachposten flohen sofort. Nach fünf Minuten stieg der amerikanische Kommandant auf einen Wachturm mit Maschinengewehr, beseitigte es und rief: «Vom heutigen Tage an sind alle Völker Brüder – ausser Deutschland.» So wurde ich befreit, es war schon ein merkwürdiges Gefühl. Wir freuten uns nicht. Wir wussten, der Krieg war beendet, doch wir Juden hatten keine Eltern mehr, keine Familien. Niemand war übriggeblieben.

Die Franzosen und Italiener kamen zuerst in ihre Heimat zurück. Ich war in einer Gruppe von 54 Griechen, unter ihnen 16 Juden und auch griechische Christen, wahrscheinlich politische Gefangene. Wir blieben noch einen Monat in Gusen. Ich war, Gott sei Dank, gesund. Mit drei weiteren Kameraden wohnte ich im Haus des deutschen Offiziers. Essen erhielten wir aus dem Dorf. Wir gingen mit zwanzig Leuten hinunter und nahmen mit Gewalt Hühner und Fleisch.

Mit einem amerikanischen Lastwagen wurden wir dann schliesslich nach Oberg gebracht, dem Grenzpunkt zwischen der amerikanischen und der russischen Armee. Eine russische Bahn brachte uns nach Wien, das damals fast völlig zerstört war. Dort blieb ich vier Tage, dann wurden wir nach Ungarn gebracht, nach Budapest, schliesslich gelangten wir nach Skopje in Jugoslawien und von dort zur griechischen Grenze.

*Nach dem Krieg kehrten Sie also nach Griechenland zurück?*

Ja. Ich war dort drei Monate. Über Österreich, die Tschechoslowakei, Ungarn – dort war ich anderthalb Monate – und Jugoslawien – dort war ich zwanzig Tage – bis ich schliesslich im August 1945 nach Griechenland kam. Dort arbeitete ich zunächst als Drucker und auch als Journalist.

*Warum kehrten Sie nach Griechenland zurück? Hatten Sie keine Hemmungen, in Ihre Heimatstadt zurückzukehren?*

Wohin hätte ich denn sonst gehen können? Dort hatte ich noch Familie, meine Onkel lebten noch. Als ich vier Monate nach der Befreiung nach Griechenland kam, konnte ich mich nur schwer an die Atmosphäre gewöhnen. Als ich Saloniki ohne jüdische Bevölkerung sah, schmerzte das sehr.

Ich streifte an allen möglichen Stätten meiner Kindheit umher, ich versuchte, in die Zivilisation zurückzukehren, aber es wollte mir nicht gelingen. Ich suchte nach Verwandten in Saloniki, aber fand nur Freunde. Man fragte mich, wo ich bloss gewesen sei, in welchem Dschungel.

*Erzählten Sie jemandem dort ihre Geschichte?*

Ja, das war für mich sinnlos, weil ich die Realität nie genau hätte beschreiben können. Aber als ich anfing, mit Menschen wieder zivilisiert zusammenzuleben und daran zu denken, welche Arbeit ich verrichtet hatte, tat das sehr weh. Bis heute tut das sehr weh, wenn ich darüber rede.

*Konnten Sie ihre Frau wiederfinden?*

Ich suchte nach meiner Frau Lora. Ein Freund von mir aus dem Lager Gusen I, Peppo Esratty, ging nach der Befreiung nach Mauthausen. Dort traf er zufällig meine Frau und erzählte ihr, dass ich überlebt hätte. Ich wusste nicht, dass sie noch am Leben war. In Athen erhielt ich die Nachricht, meine Frau sei in Saloniki. Ich fand sie als Patientin in einem Sanatorium. Nach einigen Anstrengungen und mit Hilfe eines der griechischen Direktoren des JOINT<sup>54</sup> namens Modiano gelang es mir, sie in ein Sanatorium in Athen zu bringen. Das Zusammentreffen war schwierig. Es war für mich schwer, sie in einem derartigen Zustand zu sehen, aber wir freuten uns, dass wir einander wiedergefunden hatten.

Bis zum 24. Mai 1949 blieben wir in Athen. Ich arbeitete beim JOINT. Unsere Tochter wurde geboren, Rosa. Man versuchte, mich zu überreden, nach Italien zu gehen, aber wir wollten ins Land unserer Väter – nach Israel.

*Wann kamen Sie nach Israel?*

Am 21. Mai hatte ich Griechenland verlassen und erreichte mein Ziel – Israel – am 24. Mai 1949. Ich hatte hier in Israel Familienangehörige, die schon 1932 ins Land gekommen waren. Zunächst dachte ich daran, in einen Kibbutz zu gehen, aber ich traf hier Freunde, und so entschlossen wir uns, uns einem Moschav anzuschliessen.<sup>55</sup> Das Leben war schwierig, aber wir hatten ein Ideal, Entschlossenheit und ein Ziel. Wir wussten, dass uns hier niemand «dreckige Juden» schimpfen würde.

*Haben Sie Auschwitz wiedergesehen?*

Ich hatte vor gut einem Jahr<sup>56</sup> die Gelegenheit, nach Auschwitz zu fahren. Aber meine Frau wollte nicht allein bleiben, und so fuhr ich nicht.

*Denken Sie heute manchmal daran, was in Auschwitz war? Träumen Sie davon?*

Nein. Ich erinnere mich manchmal, aber ich habe keine Träume. Niemals habe ich davon geträumt. Vergangenheit ist Vergangenheit. Ich lebe in der Gegenwart.

*Schämen Sie sich, Ihre Geschichte zu erzählen?*

Nein, ich schäme mich nicht, ich habe ein ruhiges Gewissen. Die Deutschen haben sich zu schämen, nicht ich. Es tut weh, aber ich schäme mich nicht. Heute alle Ereignisse zu erzählen, die sich vor 1945 abgespielt haben, das ist etwas schwierig. Schwierig zu erzählen, was man erlebt und gesehen hat. Schwierig, und schwer zu glauben. Kann man diese Dinge glauben, kann man glauben, was die Deutschen gemacht haben? Das ist schwer zu glauben. Eigentlich kann man das alles gar nicht glauben. Aber trotz alledem, das ist passiert!

*Haben Sie Ihrer Tochter von Ihren Erlebnissen jemals erzählt?*

Natürlich. Auch meinem Enkel. Ich habe einen zwölfjährigen Enkel, der hat alles aufgeschrieben. Auch meinen zwei Enkelinnen habe ich das erzählt – die eine ist mit der Schule vor einem Jahr fertig geworden und arbeitet jetzt bei einem Rechtsanwalt, die andere ist dieses Jahr in der zwölften Klasse. Alle wissen davon. Meinen Kindern habe ich immer alles erzählt, seit sie klein waren.

*Wollten Ihre Kinder das überhaupt hören?*

Ja, und auch meine Frau hat erzählt. Sie war ja schliesslich auch in Birkenau. Aber leider interessiert sich die Jugend heute sonst nicht mehr dafür, wie ich so sehe. Ich will, dass die Jugendlichen wissen, das ist nicht ersponnen, das hat sich wirklich ereignet. Das ist dem jüdischen Volk zugestossen. Ich habe mit eigenen Augen Millionen ermordeter Juden gesehen. Andererseits fahren viele Jugendliche nach Polen und besuchen Auschwitz und sehen das alles. Ich bin sehr dafür.

*Wo haben Sie diese Jugendlichen getroffen?*

Ich war für die Sicherheit in zwei Schulen in Kfar Saba verantwortlich. Auch am Holocaustgedenktag musste ich immer vor den Schülern sprechen und ihnen alles erzählen. Bis 1975 arbeitete ich dort, dann ging ich zur Stadtverwaltung von Kfar Saba und arbeitete als Gärtner. Sieben Jahre war ich beim «Bürgerschutz», und auch dort erzählte ich viel.

*Was macht Ihr Bruder heute?*

Mein Bruder, der schon 38 Jahre in den USA lebt, war mit mir beim Sonderkommando; er will aber nicht erzählen, nichts hören und sich an nichts erinnern. Er arbeitete im Krematorium III-IV, dann machten wir alle möglichen Anstrengungen und brachten zwei der Cousins zusammen, und mein Bruder und ich arbeiteten auch zusammen, bis zum Schluss. Aber als wir Auschwitz verliessen, geriet er nach Melk und nach Ebensee.<sup>57</sup> Dort wurde er befreit und ging nach Griechenland zurück, arbeitete beim JOINT als Sekretär. Die letzten 38 Jahre ist er Direktor einer grossen Gardinenfabrik in Los Angeles.

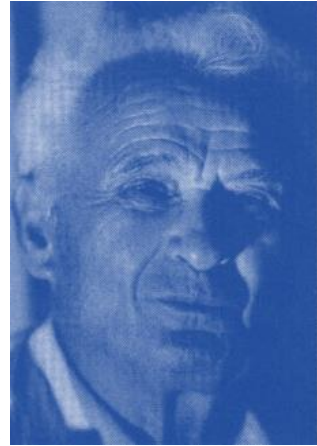
*Denken Sie noch oft während des Alltags an diese Zeit?*

Alles ist vorüber. Alles geht vorüber. Ich habe es überstanden. Ich habe überlebt, denn ich bin mit der Hoffnung ins Lager gegangen, wieder lebend hinauszukommen. Ich wurde gerettet, denn ich blieb optimistisch. Jetzt, wenn ich hier sitze und Ihnen alles erzähle, dann frage ich mich selbst: «Wie kann ein Mensch dies alles überstehen und erleiden?» Ein Mensch ist stärker als Eisen, glauben Sie mir. Stärker als Eisen. C'est la vie, mon cher ami; to pass, to last, to cast.

## 4. Eliezer Eisenschmidt: «Dank einer polnischen Familie

Eliezer Eisenschmidt war kein leichter Gesprächspartner. Zunächst war er nicht zum Interview bereit. Dann war er viele Monate lang aus gesundheitlichen Gründen verhindert, und ein vereinbarter Gesprächstermin musste immer wieder verschoben werden. Aber ich gab nicht auf, und das war gut so. Mich interessierte sehr, was Eliezer Eisenschmidt zu berichten hatte, denn er war ausserordentlich lange in Auschwitz-Birkenau gewesen.

In der Zwischenzeit konnte ich ihn nun zwölf Mal interviewen. Ein Gespräch führten wir in Birkenau selbst. Die meisten Informationen gab er mir in seiner bescheidenen Wohnung



in Givataijim, einer kleinen Arbeiterstadt östlich von Tel Aviv. Stets war auch seine Frau Judith dabei, deren Gesundheitszustand ebenfalls wenig erfreulich war. Eliezer sorgte sich sehr um sie. Bei jedem Treffen fügte er etwas hinzu, was er zuvor noch nicht gesagt hatte. Sein Gedächtnis arbeitete assoziativ. Niemals erhielt ich von ihm eine kontinuierliche, chronologische Darstellung.

Heute scheint Eliezer Eisenschmidt wieder gesund zu sein. Er geht seiner Arbeit nach und sieht jünger aus, als es seinem Alter entspräche. Sogar das Autofahren hat er wieder aufgenommen. Eisenschmidt ist ein Mensch voller Humor, selbst in Bezug auf seine Erlebnisse in Auschwitz-Birkenau. Immer fügt er den schweren Geschichten eine kleine, humoristische Anekdote hinzu. Man kann sich also an Auschwitz erinnern und doch ein Lachen bewahren.

Sein Leben verdankt er einer polnischen Familie, die in der Nähe von Birkenau lebte und ihn aufnahm, als er auf dem «Todesmarsch» von Auschwitz nach Mauthausen entfliehen konnte. Den Kindern dieser Familie gegenüber bringt er bis heute auf allen möglichen Wegen seinen Dank zum Ausdruck. Das konnte ich selbst bei einem sehr emotionalen Treffen in Birkenau im Sommer 1993 miterleben.

Eine grosse Tragödie in Eisenschmidts Leben war seine Zeit in Birkenau. Eine andere Tragödie widerfuhr ihm ausgerechnet in Israel, dem Land, von dem er seit seiner Kindheit geträumt hatte. Angesprochen auf das Porträtfoto eines jungen Mannes im Gästezimmer seines Hauses, erzählte er mir, das Foto zeige seinen Enkel, der als Soldat bei einem Verkehrsunfall wenige Kilometer vom Hause seines Grossvaters entfernt ums Leben gekommen war. Dabei standen Tränen in seinen Augen und er sagte: «Das war viel schlimmer als alles, was ich in Auschwitz erlebt habe.» Ich glaubte ihm.

Eisenschmidt erinnerte sich im Wesentlichen an viele kleine Einzelheiten und an die Atmosphäre in Birkenau, die den trockenen Faktendarstellungen Farbe verleiht. Die Zusammenstellung des folgenden Kapitels ist mir aufgrund der mangelnden chronologischen Ordnung und des assoziativen Übergangs von einem Thema zum anderen nicht leicht gefallen. Und trotz der zahlreichen Interviews bin ich überzeugt, dass sein Reservoir an Erinnerungen noch immer nicht ausgeschöpft ist. Ich wünsche ihm, seiner Frau, seinen Kindern und Enkeln Gesundheit – und mir selbst, dass ich noch viele Male bei ihm zu Gast sein darf.

*Können Sie Ihre Jugend in Ihrer Heimatstadt beschreiben?*

Ich wurde in Lunna in Weissrussland geboren. Die Stadt liegt am Südufer des Flusses Niemen. Sie entstand durch die Zusammenlegung der Städte Lunna und Wole. Meine Eltern besaßen eine Getränkefabrik. Ich ging in die hebräische Schule «Thora va-Daat». Der Unterricht fand in Hebräisch statt, abgesehen von einer Stunde täglich in Polnisch. Polnisch war die Amtssprache. Wir waren drei Brüder: ich war der Älteste, dann kamen Abraham und Jaakov.

*Würden Sie Ihr Elternhaus als traditionell-religiös oder religiös definieren?*

Die Atmosphäre im Elternhaus war typisch jüdisch: wir beachteten die Mitzwot<sup>1</sup> und die Tradition; Kashrut<sup>2</sup> wurde besonders streng beachtet. Vater ging jeden Morgen zum Morgengebet in die Synagoge. Nachdem ich die Volksschule abgeschlossen hatte, ging ich auf die technische Schule in Grodno.

*Wie sehen Sie die damalige Zeit aus heutiger Perspektive?*

Ich denke an die damalige Zeit heute mit Sehnsucht. Die technische Schule stand auf dem allerhöchsten Niveau. Nach drei Jahren Praktikum konnte ich mich zur Ingenieurprüfung anmelden. Nach Abschluss meiner Ausbil-



derung kehrte ich nach Hause zurück. Die Gesundheit meines Vaters stand nicht zum Besten. Er litt an einem Bandscheibenvorfall und konnte nicht mehr arbeiten. Er musste ein Jahr lang zu Hause bleiben. Daher musste ich im Familienunternehmen aushelfen. Nachdem mein Vater genau ein Jahr lang nicht mehr gearbeitet hatte, brach der Zweite Weltkrieg aus. Die Russen eroberten die Region, in der wir lebten. Wir blieben zwei Jahre unter russischer Besatzung.<sup>3</sup>

*Arbeiteten Sie während dieser Zeit weiterhin in der Fabrik ihres Vaters?*

Nein. Es gab keine Rohstoffe für die Produktion mehr, und wir mussten die Fabrik schliessen. Neben uns errichtete man damals eine Zelluloidfabrik, in der ich dann in meinem Beruf Arbeit fand. Als auch diese Fabrik schliessen musste, arbeitete ich in einer Öltankfabrik. Dieses Unternehmen wurde schon von Russen geführt. Anschliessend fand ich Arbeit in einer Holzfabrik. Im Laufe der Zeit fingen auch mein Vater und Bruder dort an zu arbeiten. Bis zum Ausbruch des Krieges zwischen Deutschland und der Sowjetunion am 22. Juni 1941 arbeiteten wir in dieser Fabrik.<sup>4</sup>

*Kam der Krieg für Sie überraschend, oder gab es Vorzeichen?*

Der Krieg kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Es war ein Sonntagmorgen. In vielen Häusern waren noch die Feste von der vorangegangenen Nacht im Gange, und die Leute vergnügten sich auf ihren Partys. Plötzlich kamen die Angriffe der Deutschen. In der Umgebung unserer Stadt gab es vier Flughäfen. An jenem Morgen zerstörten die Deutschen 4.000 russische Flugzeuge auf dem Boden. Es waren die modernsten Bombenflugzeuge, die die Sowjetunion damals in Weissrussland stationiert hatte.

*Wie reagierte Ihre Familie auf den Ausbruch des Krieges?*

Die Gewalt der Deutschen spürten wir sofort, nachdem sie in unser Gebiet vorgedrungen waren. Sie begannen vom ersten Augenblick an, Juden zu misshandeln und jüdisches Hab und Gut zu plündern. Ich erinnere, dass ich sofort nach der deutschen Besetzung überlegte, ob ich ins Gebiet der Sowjetunion fliehen sollte. Mein Bruder und ich nahmen Fahrräder, packten einige Dinge auf die Räder, die wir nicht auf dem Rücken tragen wollten, und fuhren in Richtung der sowjetischen Grenze. Wir kamen bis nach Nowogrodek. Dort stellte sich dann heraus, dass die Deutschen uns schon umstellt hatten. Sie kamen aus der Richtung von Litauen, das ihnen freien Durchgang gewährt hatte. Wir befanden uns also innerhalb dieses Kreises und beschlossen, nach Hause zurückzukehren. Innerhalb von zwei Wochen waren wir wieder daheim.

*Was war inzwischen in Lunna geschehen?*

Man hatte Verordnungen gegen Juden herausgegeben. Wir mussten ein gelbes Band am Arm tragen. Jeden Morgen mussten wir uns auf einem Platz der Stadt versammeln. Von dort führten die Deutschen die jungen Leute zur Zwangsarbeit für die deutschen Soldaten. Zum Beispiel mussten wir die Pferde füttern und striegeln oder die Wagen putzen. Ein Teil der Arbeit diente nur dazu, uns zu erniedrigen. Das dauerte einige Wochen. Im Oktober 1941 kam die Verordnung, alle Juden müssten ins Ghetto. An der Spitze des Judenrates stand Jaacov Weibel, danach kamen Abraham Jedwab und Salman Shneour. Shneour war auch Vorsitzender der jüdischen Polizei.<sup>5</sup> Ich erinnere mich auch an Berl Kaplan und Salman Gradowski von der jüdischen Führung, der im Judenrat für Gesundheitsfragen zuständig war. Gradowski schrieb später im *Sonderkommando* die Listen der Transporte und beschrieb auch unsere Arbeit. Seine Listen vergrub er in Flaschen für kommende Generationen.<sup>6</sup>

*Zählten Sie zu den Zwangsarbeitern?*

Ja. Ich nahm an allen Zwangsarbeiten teil, die man uns auferlegte. Unter anderem erinnere ich mich daran, dass wir in einer Entfernung von fünfzig Kilometern von der Stadt beim Bau der Strasse Berlin-Moskau eingesetzt wurden. Zu dieser Arbeit holten die Deutschen Zwangsarbeiter aus der gesamten Umgebung. Sie kamen eines Tages ins Ghetto und forderten vom Judenrat 120 unverheiratete, junge Leute. Ich gehörte dazu. Man schickte uns zum Strassenbau. Später arbeitete ich auf dem Hof eines polnischen Polizisten als Landarbeiter. Ich half ihm bei der Feldarbeit, lud Ballen auf Karren und ähnliche Dinge. Im Laufe der Zeit mussten wir Flugzeuge oder verbrannte Bomber, Panzerwagen und andere zerstörte Waffen der Russen auseinandermontieren. Eines Tages kam während der Arbeitszeit ein nicht-jüdischer Bekannter meiner Eltern vorüber und sagte zu mir: «Die Deutschen bringen die Juden um. Wenn Du willst, suche einige Kameraden zusammen und komm mit ihnen zu mir. Wir bringen euch zu den Partisanen.» Ich organisierte einige ältere Kameraden und informierte auch andere darüber, was der Mann mir gesagt hatte. Die Nachricht verbreitete sich wohl im Ghetto, denn sie erreichte auch den Judenrat. Als Reaktion wurde ich sofort bei Arbeiten ausserhalb des Ghettos eingesetzt.<sup>7</sup>

*Diente dieser Schritt dazu, Sie aus dem Ghetto zu entfernen?*

Ohne jeden Zweifel. Man wollte mich fernhalten. Im November, als es bereits bitterkalt war, erkrankte ich an Typhus.<sup>8</sup> Weil ich keine andere Wahl

hatte, wandte ich mich an den Bekannten meiner Eltern, und er sagte mir: «Du musst hier einige Wochen das Bett hüten, bis Du wieder gesund bist. Wenn Du wieder bei Kräften bist, kannst Du ins Ghetto zurückkehren.» Nach meiner Rückkehr ins Ghetto brachte man mich mit den anderen jüdischen Einwohnern ins Lager Kelbasin.

*Erinnern Sie sich daran, wann die jüdische Bevölkerung aus dem Ghetto nach Kelbasin gebracht wurde?*

Das war am 2. November 1942. Bei uns fanden keine Teilvertreibungen wie in anderen Städten statt.<sup>9</sup> Die gesamte Bevölkerung wurde auf einen Schlag abtransportiert. Einmal und vorbei. Morgens holte man uns aus der Stadt, und am Abend waren wir nach einem Marsch von 40 Kilometern bereits im Lager. Das Lager Kelbasin war anfangs ein Lager für russische Kriegsgefangene gewesen. Ich kam mit meinen Brüdern und Eltern ins Lager. Bei meiner Ankunft kam ich sofort ins Hospital, denn ich war noch immer nicht vollständig vom Typhus genesen. Neben mir lag ein Freund, der auch an Typhus erkrankt war.

*Wurden Sie von diesem Lager aus nach Auschwitz gebracht?*

Ja. Aus diesem Lager fuhren jeden Samstagabend Transporte jeweils mit der Bevölkerung einer anderen Stadt ab. Lunna kam am 5. Dezember 1942 an die Reihe. Das war der dritte Chanukka-Tag.<sup>10</sup> Als wir von der Vertreibung erfuhren, waren wir im Block. Ich erinnere mich, dass Gradowskis Frau, die eine gute Sängerin war, mit uns gerade «Maoz Zur»<sup>11</sup> singen wollte. Diesen Anblick werde ich niemals vergessen. Alle Juden standen in der Hütte, unmittelbar bevor sie auf den Transport kamen, und sangen «Maoz Zur». Chanukka-Lichter zündeten wir nicht an, denn es gab keine Kerzen. Wenn ich mich daran erinnere, kann ich gar nicht ruhig bleiben. Das war so aufregend. Als ich von dem Transport erfuhr, verliess ich sofort das Hospital und schloss mich meiner Familie an. Auf diesem Transport waren nicht nur Menschen aus Lunna-Wola, sondern auch aus anderen Städten.

In der Nacht brachte man uns zu Fuss zur Bahnstation Lasosna und pferchte dort alle in Güterwaggons. Es gab auch einige Passagierwagen. Wir kamen durch Zufall in einen solchen Passagierwagen. Jeder versuchte, nahe bei seiner Familie zu bleiben und auf sie aufzupassen. Das wichtigste war, dass die gesamte Familie zusammenblieb, dass man nicht allein war.<sup>12</sup>

*Nahmen Sie Besitz oder Verpflegung mit auf den Weg?*

Wir hatten damals nur noch wenig Besitz; denn wir kamen ja nicht aus unseren Häusern, sondern aus dem Lager Kelbasin. Wir hatten nur einige

Sachen. Unsere Lebensmittel, wie Graupen und Hülsenfrüchte, hatte man uns für die allgemeine Küche von Kelbasin fortgenommen.

*Wie lange dauerte die Fahrt?*

Drei Tage.

*Können Sie den Verlauf beschreiben?*

Ich sehe vor mir die erschöpften Menschen, die nichts hatten, was man eigentlich auf einer derartigen Fahrt benötigt hätte. Die Menschen dachten nur daran, wie sie etwas Wasser bekommen könnten. Vor Verzweiflung versuchten sie sogar, die Schneeflocken aufzufangen. Nahrung erhielten wir während der Fahrt nicht. Der Hunger begleitete uns auf dem ganzen Weg. Ich erinnere mich, dass wir irgendwann in die Nähe von Bialystok kamen, und mein Vater sagte irgendetwas wie: «Seht ihr, wir bleiben sicher am Leben. Wenn der Zug nicht nach links abbiegt, dann fahren wir nicht nach Treblinka.»

*Woher wusste er das?*

Von Treblinka hatte mein Vater wohl von den Juden im Lager Kelbasin gehört, die aus Grodno gekommen waren. Die Juden in jener Gegend hatten mehr Informationen.

*Wurde die Bahnfahrt unterbrochen?*

Es gab einige Aufenthalte, aber wir erhielten keine Erlaubnis zum Aussteigen. Selbst die Türen wurden nicht geöffnet.

*Selbst nicht, um die Waggons auszulüften?*

Nein, auch nicht, um frische Luft hereinzulassen. Luft kam irgendwie durch die kleinen Fenster herein, die in den Waggonseiten waren. Auf den ersten Stationen, auf denen wir hielten, kamen Leute in die Nähe der Waggons. Einige von uns baten durch die Fenster hindurch um etwas Wasser, damit sie wenigstens die Lippen anfeuchten konnten. Einige von ihnen waren bereit, uns Wasser zu bringen. Aber die Deutschen hinderten sie daran, an die Waggons zu gelangen. Nur sehr wenige konnten wirklich den Durstigen Wasser in die Waggons reichen.

*Wo verrichteten die Menschen auf der Fahrt ihre Notdurft?*

Soweit ich mich erinnere, benutzten wir Lappen, die wir anschliessend aus dem Fenster warfen.<sup>13</sup> So fuhren wir, bis wir am 8. Dezember 1942 – dem 6. Tag von Chanukka – in der Frühe nach Auschwitz kamen. Im Waggon

mit mir waren noch vier Angehörige meiner Familie: meine Eltern und meine zwei Brüder.

*Was geschah, nachdem die Waggontüren geöffnet worden waren?*

Sobald man die Türen geöffnet hatte, trieben die Deutschen uns aus den Waggons unter den Rufen «Raus! Raus!». Deutsche mit grossen, schrecklichen Hunden standen neben den Öffnungen. Wir sahen auf dem Bahnsteig auch Häftlinge, die wir an ihren «Schlafanzuguniformen» erkannten. Heute weiss ich, dass sie zum «Kommando Kanada» gehörten, die unsere Pakete und Koffer aus den Eisenbahnwaggons sammeln sollten.<sup>14</sup>

*Versuchte jemand von Ihnen, mit diesen Häftlingen Kontakt aufzunehmen?*

Ich selbst sprach mit diesen Menschen nicht. Es ist möglich, dass jemand von den Ankommenden mit ihnen sprechen konnte. Ich jedenfalls nicht. Später begann die Selektion zum Leben und zum Tode. Ein Deutscher schickte mich, einen meiner Brüder und meinen Vater in die eine Richtung, in die andere Richtung schickte er meinen zweiten Bruder und unsere Mutter. Sie stiegen auf einen Lastwagen, und ich habe sie nicht mehr wiedergesehen. Sie kamen direkt in die Gaskammern.

*Erinnern Sie sich daran, wie das vor sich ging?*

Sicherlich. Alle mussten an den Deutschen vorbei, und einer wies mit der Hand nach rechts oder links. Nach der Selektion nahm man uns – die 315 von dem Transport Übriggebliebenen, darunter meinen Bruder und mich – mit, zu Fuss, einige Kilometer nach Birkenau. Dort durchliefen wir alle Prozeduren, die zur Aufnahme ins Lager notwendig waren.

*Was meinen Sie?*

Ich meine vor allem die Einschreibung. Man brachte uns nach Block 20. Dort mussten wir uns in alphabetischer Reihenfolge aufstellen. Nachher tätowierte man die Nummern auf unsere Unterarme. Dies machten zwei Juden aus Frankreich.

*Welche Nummer erhielten Sie?*

Meine Nummer war *achtzigtausendsiebenhundertundvierundsechzig*. Mein Bruder erhielt die Nummer 80765.

*Was machte man mit Ihnen nach der Tätowierung?*

Die Tätowierung dauerte mehrere Stunden. Nachher erhielten wir Suppe. Die Arbeiter in diesem Durchgangsbereich sagten uns bei dieser Gelegenheit:

«Wenn Ihr irgendwelche Wertsachen habt, dann gebt sie uns, denn so oder so werden sie euch später weggenommen.» Von dort brachte man uns in die Waschräume, nahm uns die Kleider fort und rasierte uns die Haare am ganzen Körper. Nach dem Duschen erhielten wir Kleider, nicht die Kleider, mit denen wir ins Lager gekommen waren, sondern Kleider ohne Rücksicht auf Grösse und Körperbau der Häftlinge. Man hätte einen grossen und einen kleinen Schuh bekommen können, oder auch zwei linke. – Von dort brachte man uns nach Block 9, wo jeder von uns eine Pritsche zum Schlafen erhielt. Das war in den Abendstunden. Damals erhielten wir auch die tägliche Nahrungsration: Brot und Zulage. Die Zulage bestand aus einem Viertellaib Brot und manchmal Margarine oder etwas Marmelade, ganz selten ein Stück Wurst aus Pferdefleisch.<sup>15</sup>

*Waren alle, die bei der Selektion ausgewählt und nicht in die Gaskammer geschickt wurden, mit Ihnen im Block?*

Ja, alle 315, die vom Transport übriggeblieben waren, kamen in Block 9.

*Wie sahen die Lebensbedingungen im Block aus?*

Auf jeder Pritsche waren fünf oder sechs Häftlinge. Der bevorzugte Platz war die oberste Pritsche. Wer Glück hatte, durfte oben schlafen, auch wenn es oben in der dritten Etage der Betten kälter war. Wer auf der untersten Etage einen Platz erhielt, musste wie eine Schlange da hineinkriechen. Auf der anderen Seite war es dort wärmer. Jede «Etage» hatte ihre Vor- und Nachteile. Wir erhielten dünne Decken, um uns in der schrecklichen Kälte zuzudecken.

Der Blockälteste war für uns verantwortlich. Ausser ihm gab es noch einige Häftlinge mit Aufgaben im Block – der Stubendienst und der Oberstubendienst. Wer beim Stubendienst arbeitete, war für Sauberkeit und Ordnung der Räume und die Verteilung des Essens an die Häftlinge zuständig. Am nächsten Morgen brachte man uns zum Appell.<sup>16</sup> Sogleich danach mussten wir zur Arbeit und Kies zur Zementherstellung ausheben. Den Kies hoben wir auf dem Gelände von Lager C aus. Unter einer Erdschicht von gut anderthalb Metern lag eine Kiesschicht von 40 Zentimetern. Das war zur Zeit, als die Lager A, B, C, D und E errichtet wurden.<sup>17</sup> Die Deutschen brauchten den Kies für den Zement und Beton. Wir hoben die Erde ab und holten den Kies darunter hervor.

*Erinnern Sie sich an den ersten Tag Ihrer Arbeit beim Sonderkommando? Wissen Sie noch den genauen Termin?*

Ja, daran erinnere ich mich noch ganz genau. Das war am 9. Dezember am späten Abend. Beim Abendessen hörten wir plötzlich auf Deutsch: «Alle

antreten!» Wir liefen unter den «Raus! Raus!»-Rufen der Wächter hinaus. Wir mussten uns in Fünferreihen aufstellen. Sehr schnell waren die 80 oder 100 Leute zum *Sonderkommando* in Block 2 ausgewählt. Schon war es vorbei. Wir gingen in den Block, die Tore wurden hinter uns geschlossen. Das war's. Das Stück Brot, das ich auf der Pritsche in Block 9 zurückgelassen hatte, sah ich nicht mehr wieder. Zu jener Zeit teilten sich die *Sonderkommando*-Häftlinge in zwei Gruppen auf: «*Sonderkommando 1*» und «*Sonderkommando 2*», denn sie arbeiteten bei «Bunker 1» und «Bunker 2». Meine Gruppe kam zum *Sonderkommando 1*.<sup>18</sup>

*Bitte erklären Sie etwas genauer, wie die Häftlinge zum Sonderkommando ausgewählt wurden! Wandten die Deutschen bei der Selektion irgendein Kriterium an?*

Nein. Der einzige Grundsatz war: junge, starke Männer. Ich stand dort mit meinem Bruder – mich nahm man zum *Sonderkommando*, ihn nicht. Er gefiel ihnen wohl nicht. Vielleicht war er für sie auch nicht stark genug.

*Gab es eine genaue Untersuchung, um die körperliche Verfassung der Männer festzustellen?*

Nein. Die Untersuchung war oberflächlich, kurz, schnell, genau wie die Selektion auf der Rampe. 450 Leute wurden insgesamt ausgewählt. Danach brachte man uns in Fünferreihen in den Block und schloss die Tore. Das war's.

*Mussten Sie sich zu dieser Selektion entkleiden?*

Nein, bei dieser Gelegenheit mussten wir uns nicht ausziehen.<sup>19</sup>

*An welchem Ort in Birkenau fand diese Auswahl zum Sonderkommando statt?*

Das war auf der linken Seite des Lagers, aus der Richtung des Eingangs, in dem Teil, in dem die Gebäude aus Stein waren. Das wurde später das Frauenlager (FKL) genannt. Es gab damals in Birkenau nur zwei Lager: A und B. A war für Männer, B für Frauen.<sup>20</sup>

*Wer führte diese Auswahl zum Sonderkommando durch?*

SS-Männer. Sie riefen zum Appell, holten uns aus dem Block und liessen uns dann nicht mehr zurück. Sie umstellten uns mit verstärkten Kräften und begannen, aus dem gesamten Block die Zahl der Arbeiter auszuwählen, die sie brauchten. Meinen Bruder, wie gesagt, nahmen sie nicht.

*Wie lange dauerte diese Selektion?*

Die gesamte Selektion dauerte nicht länger als zehn Minuten. Um die Wahrheit zu sagen, ich konnte mir nicht wirklich vorstellen, was sich dort ab-

spielte. Ich war ja erst einige Tage zuvor angekommen und ganz neu im Lager. Wie konnte ich verstehen, was dort los war, wozu diese Selektion diente. Man brachte uns dorthin, SS-Männer mit Waffen und Hunden umstellten uns. Die Hunde waren manchmal gefährlicher als die SS-Leute. Wir sahen Monate später, wie die Hunde in dem Wald am Weg zwischen Krematorium III und IV trainiert wurden, nicht weit vom Gebäude der «Sauna»<sup>21</sup> und des Lagerbereichs «Kanada».<sup>22</sup> Als wir in den Block 9 kamen – waren wir entsetzt. Der Block war völlig leer, aber zu unserem Erstaunen gab es dort Essen in Hülle und Fülle. Wir wunderten uns: «Was ist hier los? Wohin haben die Deutschen uns gebracht? Welch ein Palast!» Ich erinnere mich, dass dort Kartoffeln und Brote lagen, und ich fing an zu essen, bis mir einfiel, wo wir überhaupt waren. Wir waren sehr zufrieden, denn zwei Tage hatten wir nichts Richtiges gegessen. In dem Block teilte man uns in vier Gruppen ein. Es gab vier Reihen von Schlafpritschen, und jeder suchte sich eine aus.

*War das der Block des Sonderkommandos?*

Ja, Block 2 war der für die Leute vom *Sonderkommando* reservierte Block. Block 1 war für das «Strafkommando» und Block 3 für die «normalen Häftlinge».

*Was wurde aus Ihrem Bruder?*

Man liess ihn in Block 9. Er hielt noch drei Wochen durch, bis er starb.

*Wann hörten Sie zum ersten Mal das Wort «Sonderkommando» und verstanden, dass Sie dazu gehörten?*

Das war am Morgen nach dem Appell am 10.12.1942. Als wir in den Wald hinausgingen, hörten wir, wie der Kapo der SS-Wache am Tor meldete: «*Sonderkommando 1*, 130 Männer».

*Erzählen Sie bitte von Ihrem ersten Tag beim Sonderkommando!*

Am nächsten Morgen fand ein weiterer Appell statt. Man holte aus der Gruppe alle Juden mit einer höheren Zahl als 38.000 heraus, die mehrheitlich aus Frankreich kamen und nach Birkenau in den Monaten Juni-Juli 1942 gekommen waren. Nachher verteilte man die Aufgaben: «Kapo», «Vorarbeiter» und so weiter. Wir wurden in zwei Gruppen geteilt: «*Sonderkommando 1*» und «*Sonderkommando 2*». In jeder Gruppe waren zirka 150 Leute. Auf unserem Weg nach draussen wurden wir am Tor von SS-Männern mit Hunden umstellt, die uns in den Wald brachten.

Dort wurden wir noch einmal aufgeteilt: eine Gruppe wurde für die Arbeit in der Effektenkammer bei der Sortierung der Kleider der Ermordeten



eingesetzt. Die zweite Gruppe wurde bei der Leichenverbrennung eingesetzt. Die Deutschen fragten: «Gibt es unter Euch Friseure?» Einige Männer traten hervor und erhielten Scheren. Später fragten sie: «Wer von Euch ist Zahnarzt?» Einige traten hervor und erhielten Zahnarztzangen.<sup>23</sup> Der Rest wurde in Gruppen zu je sechs Leuten aufgeteilt. Zum Beispiel: sechs Leute mussten die Karren mit den Leichen schieben, andere sechs waren die «Schlepper», die die Leichen zu den Karren bringen mussten. Die Deutschen teilten uns in die Gruppen ein, bevor die Gaskammer geöffnet wurde, so dass wir nicht wussten, um welche «Arbeit» es ging. Ich wusste natürlich nicht, was wir auf die Karren packen sollten, als ich in der Sechsergruppe neben den Karren stand. Ich hatte schon einige Erfahrung in der Arbeit mit Karren – noch aus der Zeit, in der ich im Ghetto war, als ich in einer Sägerei arbeitete. Doch dort brachten wir Holzplatten auf Karren zu einer Fähre und entluden sie da.

Man brachte uns in den Hof, öffnete die Tür des Gebäudes, das als Gaskammer diente – und uns wurde schwarz vor Augen. Wir waren völlig schockiert. So etwas hatten wir selbst in unseren schlimmsten Träumen nicht erwartet. Bis heute habe ich diesen Anblick hinter der geöffneten Tür vor mir. Dort stand die unbekleidete Leiche einer Frau, nach innen gebeugt. Wir erstarrten zu Salzsäulen und wussten nicht, was dort geschah. Wir sahen die Leichen in der Gaskammer.

Als man begann, die Leichen herauszuholen, erkannten wir, wie sie ineinander verknäult waren. Dann erhielten wir neue Anweisungen: «Die Schlepper gehen mit den Gasmasken hinein und holen die Leichen heraus.» – «Die Zahnärzte untersuchen die Leichen auf Goldzähne. Finden sie Goldzähne, so sind den Leichen die Zähne mit der Zange zu ziehen.» – «Die Friseure schneiden den Leichen mit den Scheren die Haare ab.» Die «Schlepper» erhielten die Anweisung, die Leichen auf die Karren zu packen und von den Karren später in die grossen Gruben zu werfen. Daneben gab es eine Gruppe, die sie «Feuerkommando» nannten. Diese Gruppe musste das Feuer kontrollieren, in dem die Leichen verbrannt wurden.

Als wir diese furchtbaren Anweisungen hörten, waren wir völlig entsetzt. Ich war, wie gesagt, zu der Gruppe eingeteilt worden, die die Leichen auf die Karren packen musste. In den ersten Minuten wagte ich es gar nicht, eine Leiche anzufassen – so etwas war mir in meinem Leben noch nicht geschehen. Ich war natürlich nicht der einzige in der Gruppe, der sich vor einer Berührung mit den Leichen fürchtete. Ich fing erst an zu arbeiten, nachdem ich schwere Stockschläge auf den Rücken erhalten hatte. Da begriff ich, dass ich keinen Ausweg oder keine Rückzugsmöglichkeit hatte. Ich musste mich mit der Idee und meiner Situation abfinden. Man darf das

nicht falsch verstehen. Wir hatten keine andere Wahl. Das war mein Schicksal. Wenn jemand anderes an meiner Stelle gewesen wäre, hätte er auch so gehandelt.

Zusammen mit mir in der Gruppe waren vier Brüder aus der Stadt Maków und noch ein Jude. An jedem Karren arbeiteten sechs Leute: vier standen an der Seite. Sie packten die Leichen an den Händen und Füßen und warfen sie wie Pakete auf die Karren. Zwei andere Häftlinge standen auf der anderen Seite des Karrens und sorgten dafür, dass die Leichen auch in den Karren hineinfielen. Nachher schoben wir die Karren auf Gleisen bis zu den Gruben. Dort warteten die Arbeiter des Feuerkommandos, die die Leichen aus den Waggonen an den Grubenrand brachten. Sie selbst warfen dann die Leichen in die Gruben. Die Gruben oder die «Bunker», wie wir sie nannten, waren gross und tief. Das Feuer wurde in ihnen entzündet, bevor die Leichen hineingeworfen wurden.<sup>24</sup> Als man das Gelände dort für die Mordanlage vorbereitete – dort war vorher ein polnisches Dorf namens Brzezinka – zerlegte man die Holzhäuser des Dorfes und legte die Platten auf den Boden der Gruben. Dies diente als Basis, auf die die Leichen geworfen wurden.

Es gab sechs Karren, mit denen Leichen gefahren wurden. Jede Gruppe brachte der Reihe nach ihren mit Leichen beladenen Karren herbei. Nachdem die Leichen abgeladen worden waren, kehrte man mit den Karren wieder zurück, um neue Leichen zu holen. Auf jeden Karren passten zwischen zehn und fünfzehn Leichen.

*Wie viele Stunden arbeiteten Sie jeden Tag?*

Im Allgemeinen gab es in der Anfangszeit im Lager keine festen Arbeitszeiten. Nach dem Verbrennen der Leichen und der Reinigung der Gaskammern brachte man uns ins Lager zurück. Einmal geschah es, dass wir fast 36 Stunden ohne Unterbrechung arbeiteten. Später, in den Frühlingsmonaten 1943, als man die neuen Krematoriumsbauten errichtet hatte, nahm unsere Arbeit beim *Sonderkommando* eine gänzlich andere Form an.

Wenn die Leichen aus den Karren bereits alle in den Gruben lagen, nahmen die Arbeiter vom Feuerkommando Benzin und zündeten die Holzplatten an.<sup>25</sup> Sobald das Feuer loderte, häuften die Leute vom Feuerkommando die Leichen zu einem Haufen auf, der auf diese Weise schneller verbrennen sollte. Die Deutschen hatten die Verbrennungen so eingerichtet, dass die Leichen einander gegenseitig durch das Leichenfett verbrannten. Der Brennstoff bei diesen Verbrennungen war also eigentlich das Leichenfett.

Als wir an den Platz dort kamen, waren die Gruben noch leer. Man hatte mit der Leichenverbrennung noch nicht begonnen. Daher hing die Stärke des Feuers im Wesentlichen von dem mit Brennstoffen durchtränkten Holz-

platten ab. Später war es dann das Leichenfett, das in den Gruben blieb, das die Verbrennung trug. Für die Verbrennung der Leichen in einer Grube wurden 24 Stunden benötigt, manchmal sogar anderthalb Tage. Wenn keine Leichen mehr übrig waren, mussten wir Holz sammeln und die Gaskammer reinigen.

*Wussten Sie, dass es sich um die Leichen von jüdischen Menschen handelte?*

Nein. Anfangs wussten wir das nicht. Aber recht bald erzählten uns das die anderen Arbeiter, die dort bereits länger gearbeitet hatten, wie der Kapo Daniel. Er erzählte es jemandem von uns, der erzählte es weiter, und dieser erzählte es wieder jemanden, so dass alle schnell die bittere Wahrheit wussten: dort in dem Gebäude wurden Juden ermordet und wir mussten sie in die Feuergruben werfen. Natürlich erkannten wir das später auch selbst, als wir sahen, dass die Männer beschnitten waren. Viele trugen auch Kettchen mit dem «Davidsstern».

*Erinnern Sie sich daran, wie sich die Opfer ausziehen mussten?*

Ja, natürlich. Man brachte alle in die Hütten 3 und 4, die zum Ausziehen bestimmt waren. Das waren ursprünglich Pferdeställe gewesen. Die Menschen mussten sich dort ausziehen, und dann trieb man sie nackt in das Haus, das als Gaskammer diente. Bei jedem Wetter mussten sie nackt über das Gelände laufen.<sup>26</sup>

*Wussten die Opfer, was sie erwartete, wenn sie auf dem Gelände eintrafen, oder waren alle – oder ein Teil – ahnungslos?*

Das weiss ich nicht. Ich hatte in diesen Momenten ja keinen Kontakt mit den Menschen. Ich meine, niemand hätte wirklich glauben wollen, dass ihn das Schlimmste erwartete, selbst wenn er spürte, dass irgendetwas nicht in Ordnung war.

*Könnten Sie diese erste, «primitive» Gaskammer in dem ehemaligen Bauernhaus beschreiben?*

An der Tür hing ein Schild mit der Aufschrift «Brausebad».<sup>27</sup> Es gab zwei Eingänge: durch den einen gingen die Opfer hinein, durch den zweiten wurden die Leichen herausgeholt. Das erwähnte Schild hing an dieser zweiten Tür, die sich genau gegenüber der Eingangstür befand.

*In welcher Sprache war die Aufschrift abgefasst?*

Nur in Deutsch. – Alle Fenster und Öffnungen des Gebäudes waren mit Dichtungsmaterial aus Gummi abgedichtet, damit das Gas nicht entwich.

Nachdem man den Raum mit Menschen gefüllt hatte, schloss man die Türen. Dann kam ein SS-Mann mit dem Gas Zyklon B. Er trug eine Gasmaske, öffnete die Gasdose und warf ihren Inhalt hinein. Kurze Zeit nachdem das Gas hineingeworfen worden war, merkten die Menschen den Gasgeruch, und wir hörten aus der Gaskammer die Rufe: «Shema Israel ...». Der Deutsche rief zum Spott seinen Kameraden zu: «Sie rufen schmeiss rein', schmeiss rein', ..»<sup>28</sup>

*Kamen alle Menschen zusammen in die Gaskammer?*

Ja – Frauen, Männer, Kinder, alle waren zusammen.

*Wie lange dauerte die Vergasung?*

Ungefähr zwanzig Minuten.

*Waren nach zwanzig Minuten alle Menschen in der Gaskammer tot?*

Ja, aber die Deutschen hielten den Raum noch etwas länger verschlossen, damit wirklich alle tot waren. Die Deutschen selbst, und nur sie selbst, öffneten die Tür der Gaskammer. Sie übertrugen diese Arbeit niemandem. Das war immer so. Sie erlauben den Juden, also uns, nicht, die Tür zu öffnen.

*Wieviel Zeit liess man zwischen dem Öffnen der Tür und dem Herausziehen der Leichen verstreichen?*

Man begann sogleich nach dem Öffnen der Tür, die Leichen herauszuholen; denn die zu dieser Arbeit eingeteilten Männer trugen Gasmasken. Einmal fand man ein Mädchen, das wohl nicht viel Gas eingeatmet hatte. Das Kind war bewusstlos, lebte noch und gab röchelnde Laute von sich. Ein Deutscher vom Range eines Rottenführers oder eines Scharführers erschoss das Kind auf Befehl von Moll.<sup>29</sup>

*Stiessen Sie während Ihrer Arbeit bei den Verbrennungsgruben auf Leichen von Verwandten oder Freunden?*

Zu. meinem Schrecken erkannte ich einmal meine Cousine. Man hatte sie am 23. Januar 1943 mit einem späteren Transport gebracht. Ich sah sie, nachdem sie durch das Gas getötet worden war.

*Zum Abschluss Ihres Berichtes über die Zeit Ihrer Arbeit beim «Bunker» bleibt noch zu fragen: wie lange arbeiteten Sie insgesamt dort?*

Ich arbeitete dort ein halbes Jahr, von meiner Ankunft bis zur Inbetriebnahme der neuen Krematorien im Mai-Juni 1943.<sup>30</sup>

*In welchem der neuen Krematorien arbeiteten Sie nach Mai 1943?*

Beim Krematorium IV.

*Welche Aufgabe erhielten Sie beim Sonderkommando nach der Errichtung der neuen Krematorien?*

Als wir die Arbeit bei diesen Krematorien aufnahmen, erzählte ich den Deutschen, dass ich von Beruf Elektriker sei. So wurde ich zum Elektriker des Krematoriums ernannt, nachdem ich über sechs Monate täglich im Bunker bei den Leichen gearbeitet hatte. Sogar ein kleines Arbeitszimmer im Krematoriumsgebäude habe ich erhalten, hinter den Verbrennungsanlagen, neben dem Kohlenlager. Die Kohle wurde in einem Raum gelagert, daneben war die Wäscherei. Daneben führte eine Tür auf zwei Toiletten. Die Deutschen rissen die Wände ein und machten daraus einen Raum für den Elektriker.

*Warum gaben Sie sich als Elektriker aus?*

Die Deutschen suchten Leute mit nützlichen Berufen, wie Tischler, Schuster. Als sie einen Elektriker suchten, meldete ich mich.

*Gab es noch andere «Elektriker» im Sonderkommando?*

Ja, es war noch ein Jude aus Frankreich als Elektriker eingesetzt, aber ich erinnere mich nicht mehr an seinen Namen.

*Was war Ihre Aufgabe als Elektriker beim Sonderkommando?*

Es gab einige Funktionen, die durch die Elektriker ausgeführt wurden; es mussten durchgebrannte Glühlampen auf den Gängen ausgewechselt werden und andere ähnliche Aufgaben.

*Gehörten Sie während ihrer Elektrikerzeit noch zum Sonderkommando?*

Ja, natürlich. Ich war Arbeiter beim *Sonderkommando*. Auch in der Zeit, als ich als Elektriker arbeitete, sah ich jeden Tag die Ermordungen. In der Zeit nach dem Aufstand des *Sonderkommandos* im Oktober 1944, als in meinem Gebäude nur 30 Leute übriggeblieben waren, wurde ich noch einmal bei der Verbrennung von Toten oder Häftlingen, die hingerichtet worden waren, eingesetzt. Das geschah dann vielleicht einmal in der Woche, wenn die Deutschen eine bestimmte Zahl von Häftlingen hinrichteten. Der Kleidung nach konnten wir einen Teil von ihnen als russische Kriegsgefangene identifizieren. In jener Zeit gab man dem Rest des *Sonderkommandos* folgende Aufgabe: einer sorgte für die Verbrennungsanlagen, der zweite musste die Lei-

chen in die Verbrennungsanlagen schieben und ähnliches. Ich möchte noch sagen, dass man mich an den Tagen, an denen es keine Arbeit gab, ausschickte, mit einer Sichel Unkraut auf dem Lagergelände zu jäten. Die Deutschen benutzten das Grünzeug als Pferdefutter.

*Können Sie das Gebäude aus der Erinnerung beschreiben?*

Das Gebäude war viereckig und hatte zwei Schornsteine. Neben dem Eingang war das Büro der SS-Leute, gleich daneben Toiletten. Darauf folgte das Kohlenlager und die Verbrennungsanlagen. Zu den Gaskammern führte ein innerer Gang. An der Aussenmauer der Gaskammern waren kleine Fenster, durch die man das Gas einwarf.

Für kleine Gruppen von 80 bis 100 Leuten, die ermordet werden sollten, gab es eine zusätzliche Gaskammer, in die das Gas ebenfalls durch ein kleines Fenster eingeworfen wurde. Die Leichen der Ermordeten lagerte man in einer Halle, von der man sie zu den Verbrennungsanlagen brachte. Neben den Verbrennungsanlagen war ein Zimmer mit einem Safe, in dem die Deutschen die Wertsachen der Opfer wie Ringe, Ohrringe und Goldzähne auf bewahrten. In diesem Zimmer sassen zwei Leute, die von Beruf Juweliers waren. Ihre Aufgabe war, das Gold zu schmelzen. Aus dem Gold machte man Barren, die man später nach Deutschland schickte. Diesem Raum gegenüber lag das Kohlenlager.

*Kamen Sie mit den Menschen, die im Krematorium auf ihren Tod warteten, in Kontakt?*

Ja. Die Leute vom *Sonderkommando* konnten frei im Raum, in dem sich die Opfer aus den Transporten ausziehen mussten, umhergehen. Einzige Einschränkung war das Verbot, mit den Leuten mündlichen Kontakt aufzunehmen, damit man sie nicht warnen und zum Aufruhr anstiften konnte. Ich konnte dort frei umhergehen, aber nicht herumstehen und mit den Leuten reden.

*Zogen sich Männer und Frauen gemeinsam aus?*

Ja. Immer. Es kamen ganze Familien zusammen in den Innenhof des Krematoriums und gingen auch zusammen in den Raum, um sich auszuziehen. Es gab keine Trennung. Auch in der Gaskammer waren alle zusammen, man trennte nicht nach Männern und Frauen. In einigen Fällen wollten die Deutschen das ändern und zuerst die Männer zum Ausziehen hereinlassen. Aber diese Fälle endeten nicht gut: die Männer versuchten, sich zu wehren, es gab Schläge. Ich glaube, sogar Messer wurden gezogen. Infolgedessen wussten die Deutschen, dass alles ruhiger ablief, wenn alle Opfer beisammen blieben. Wenn ein Mann sich wehren wollte, dann sagte die Frau in den

meisten Fällen: «Bleib' ruhig, vielleicht wird das nicht so schlimm, wie Du denkst.»

*Konnten Sie beobachten, ob sich in einigen Fällen die Menschen dagegen wehrten, sich ausziehen?*

Es gab einige religiöse Juden, die sich nicht vollständig ausziehen wollten. Einmal war dort zum Beispiel eine junge Frau aus sehr religiöser Familie, die sich nicht ausziehen wollte. Ihre Mutter bat einen der *Sonderkommando*-Häftlinge im Raum um Erlaubnis, dass ihre Tochter sich nicht bis auf die Haut ausziehen müsse, sondern mit Unterwäsche in den «Duschraum» gehen könne. Aber ein nackter Mensch ist ja völlig hilflos. Er verliert jede Stabilität, seine Selbstsicherheit und Standfestigkeit.

*An wen wandte sich die Mutter?*

An unseren Vorarbeiter, der neben ihr stand. Er sagte: «Gut, geh' mit ihr in den «Duschraum», aber pass' auf, dass niemand von den SS-Leuten sie sieht.»

*War das möglich?*

In bestimmten Fällen konnte man sich der SS entziehen, denn der Raum war gedrängt voll, und man konnte die Menschen nicht einzeln unterscheiden.

*Erinnern Sie sich an andere Fälle, in denen die Menschen ihre Unterkleider anbehalten wollten?*

Ich sah Juden, die mit irgendeinem Stück Unterwäsche bekleidet blieben.

*Wie reagierten darauf die Deutschen?*

Manchmal wurden sie zornig, wenn sie es bemerkten. Manchmal übersahen sie es einfach. Wenn Moll zum Beispiel jemanden mit Unterhosen bemerkte, benutzte er seinen Stock, um ihm die Hose herunterzuholen. Aber andere Deutsche passten nicht so genau auf und machten daraus kein Problem.

*Wie lange dauerte es in der Regel, bis die Menschen sich ausgewogen hatten?*

Das dauerte in der Regel eine halbe bis dreiviertel Stunde. Das hing von der Zahl der Menschen im Raum ab. Die SS-Leute standen herum und trieben zur Eile an: «*Schneller, schneller.*» Sie erinnerten die Leute daran, ihre Schuhe paarweise zusammenzubinden, damit sie nicht «verlorengelassen» oder damit man «nachher nicht Zeit verschwenden muss auf der Suche nach dem zweiten Schuh».

*Trafen Sie im Entkleidungsraum auf Bekannte?*

Einmal erzählte mir ein Kamerad, mein Cousin sei aus dem Lager «Buna» gekommen, als ich gerade nicht in der Schicht arbeitete.<sup>31</sup> In Buna hatte er in den Kohlenminen gearbeitet. Er wurde dort krank und verwandelte sich schliesslich in einen «Muselmanen».<sup>32</sup> Der Cousin fragte nach mir, und mein Kamerad sagte ihm, ich könne ihn vielleicht retten. Aber er bat nicht darum, dass ich dazukäme, sondern er wollte vor seinem Tod etwas ganz anderes: «Zwei Scheiben Brot, damit ich satt und nicht mit leerem Magen sterben muss». Wenn ich dort gewesen wäre, hätte ich ihn vielleicht retten können. Man gab ihm das Brot, er ass und ging in die Gaskammer. Er wusste, wohin er ging.

*Was geschah, nachdem die Menschen sich ausgewogen hatten?*

Durch den Gang brachte man die Menschen in die Gaskammer. Sobald eine Kammer voll war, brachte man sie in die zweite und dann in die dritte Kammer. So brachte man den gesamten Transport um. In unserem Gebäude konnte man auf einen Schlag nahezu 2.000 Leute ermorden.

*Was machte das Sonderkommando, während die Menschen in der Gaskammer waren?*

Wir sammelten die Kleider und Gegenstände ein, die die Menschen nach dem Ausziehen zurückgelassen hatten. Wir hatten eine halbe oder dreiviertel Stunde Zeit dazu, bis die Lastwagen kamen, die alle diese Dinge zum Lager «Kanada» fuhren. Wir nutzten die Zeit, um zwischen den Sachen etwas für uns zu suchen. Die SS-Leute schauten nicht hin, wenn wir die Kleider durchsuchten. Aber sie warnten uns, keine Wertsachen einzustecken, und passten auch auf, dass wir wirklich nichts mitgehen liessen.

Einmal nahm ich während der Sortierung und Bündelung der Kleider ein Paket, und ein SS-Scharführer bemerkte das. Er ergriff mich und schrie: «Was tust Du hier?» Ich antwortete: «Schau, ich hab' das Paket genommen, aber da ist nichts für Dich drin. Aber wenn Du willst, habe ich etwas für Dich!» Er fragte, was das wohl sei, und ich sagte: «Ich habe in einem Paket zuvor Kaffeebohnen gefunden». Ich war natürlich darauf eingestellt, ihm die Dose mit Kaffeebohnen anzubieten; er sagte nur «gut» und liess mich in Ruhe.<sup>33</sup> Ich ging zu meiner Pritsche, wo ich das Paket mit dem Kaffee versteckt hatte, holte es heraus und gab es ihm.

Praktisch hatten wir genügend Zeit, alles zu durchsuchen und etwas zu finden. Denn ausser den SS-Leuten war niemand dort bei uns im Entkleidungsraum. Auch die Lastwagenfahrer, die die Sachen zum Lager «Kanada» brachten, durften nicht in das Krematoriumsgebäude hinein. Die *Sonder-*



*kommando*-Häftlinge selbst luden alles auf die Lastwagen, die dann direkt zur Effektenkammer fuhren.

*Was geschah inzwischen in den Gaskammern?*

Nachdem die Menschen am Gas erstickt waren, öffnete man die Türen zur Lüftung, und nachher begann man, die Leichen herauszuholen und zurück in den Entkleidungsraum zu bringen.<sup>34</sup>

*Wer holte die Leichen aus der Gaskammer?*

Wir zogen eine Leiche oder zwei mit unseren Händen heraus. Manchmal benutzten wir einen Krückstock, ergriffen die Leiche am Hals und zogen sie heraus. Die Benutzung des Stockes war besser als die Arbeit mit den Händen, denn viele der Opfer hatten sich während der Vergasung mit ihren eigenen Exkrementen besudelt. Daher wollten wir die Leichen nicht gerne anfassen, sondern zogen es vor, sie mit dem Stock herauszuziehen.

Nachdem man die Leichen im Entkleidungsraum behandelt hatte, brachte man sie zu den Verbrennungsanlagen. Alle *Sonderkommando*-Häftlinge waren dabei, die Leichen aus den Gaskammern herauszuschaffen. Auch diejenigen, die sonst an anderen Orten arbeiteten: wer mit der Gartenarbeit im Hof des Krematoriums beschäftigt war oder wer beim Kokstransport für die Öfen eingesetzt war. Denn das war die schwierigste und langwierigste Arbeit.

*Was meinen Sie mit den Worten «nachdem man die Leichen behandelt hatte»?*

Bevor die Leichen in die Verbrennungsanlagen kamen, wurden sie von speziellen *Sonderkommando*-Häftlingen untersucht, die nach Goldzähnen suchen mussten und diese den Toten herausziehen sollten. Andere mussten den Leichen die Haare entfernen.

*Können Sie beschreiben, wie die Leichen verbrannt wurden?*

Bei uns gab es acht Öfen, vier auf jeder Seite. In jeden Ofen kamen mehrere Leichen. An jeder Ofenöffnung arbeiteten fünf Leute vom *Sonderkommando*, zwei auf jeder Seite der Bahren und einer bei der Stapelung der Leichen im Ofen. Andere brachten den Koks zu den Öfen und waren für das Anheizen verantwortlich. Den Koks holte man aus dem Kohlenlagerraum neben dem SS-Büro und den Toiletten. Der Koks, den man zur Feuerung der Öfen benutzte, war Kohle, die einen chemischen Prozess durchlaufen hatte. Man hatte ihr die Gase entzogen, so dass trockener Koks von grauer Farbe zurückblieb. Bei seiner Verbrennung schied er keine giftigen Gase aus. Ausserdem war seine Brennkraft stärker.

*Beschreiben Sie die Bahren, mit denen man die Leichen in die Verbrennungsanlagen schob!*

Die Bahren sahen aus wie Metallbetten. Vorne war ein gebogenes Metall, das die Aufnahme der Leichen ermöglichte. Wenn man an die Ofentüren kam, legte man die Bahre auf zwei Metallwagen, mit denen man sie in den Ofen schieben konnte. Einer der Arbeiter schob die Bahre hinein, zwei halfen ihm dabei von beiden Seiten. Auch stand dort jemand mit einer langen Eisengabel, mit der er die Leichen im Ofen verteilen konnte. Er war es auch, der die Bahre dann aus dem Ofen herauszog. Dann musste man Wasser auf sie giessen, denn sie war in dem Ofen glühend heiss geworden. Es entstand auch das Problem, dass die Leichen aneinander festklebten. Das Feuer im Ofen war ziemlich hoch.

*Brachte man auf diese Art und Weise auch die Leichen in den Krematorien I und II in die Verbrennungsanlagen?*

Nein, dort war die Methode völlig anders. Dort waren die Gaskammern unter der Erde, und die Leichen mussten mit einem Aufzug nach oben gefahren werden. Dort packte man die Leichen auf Schienenwagen und brachte sie so zu den Verbrennungsanlagen. Jeder Wagen mit Leichen wurde von einem Ofen zum anderen gefahren. Die *Sonderkommando*-Häftlinge nahmen die Leichen, packten sie auf die Bahren, schoben sie in die Öfen, und der Wagen wurde zum folgenden Ofen geschoben. Dort spielte sich dann das gleiche ab.

Wenn man uns Leichen aus dem Lager brachte, dann war die Prozedur nochmals unterschiedlich. Bei uns gab es einen sehr grossen Ofen, der an jeder Seite vier Öffnungen hatte. Auf jeder Seite konnte man Leichen hineinwerfen. Diesen Ofen heizte man mit Koks. Infolge des Feuers fielen die Knochen nach unten, und sobald sie sich angesammelt hatten, holte man die Knochen mit anderen Überresten, die nicht verbrannt waren, mit einer besonderen Harke heraus. Man brachte die Überreste, nachdem sie abgekühlt waren, mit Schubkarren zu einer Grube draussen. Einige Leute von uns mussten die Knochen und Überreste zu Staub und Asche zermahlen. Dann brachten die Deutschen die Asche mit Lastwagen zum Sola-Fluss und schütteten sie ins Wasser.

Die Deutschen wollten die Asche nicht in den Gruben vergraben, denn sie verstanden wohl, dass das gefährlich war. Man hätte es eines Tages entdecken können. Auch ich war manchmal bei dieser Arbeit eingesetzt. Dazu wurde eine Art schwerer Hammer benutzt, mit dem die Knochen zerschlagen wurden. Während im Frühling und Sommer 1944 britische und ameri-

kanische Flugzeuge über Auschwitz flogen, liessen wir das Feuer in den Schornsteinen hochsteigen, denn wir hofften, die Piloten würden das Feuer sehen und die Mordanlagen bombardieren.<sup>35</sup> Wir hörten die Flugzeuge über uns, aber wir hörten zu unserer Enttäuschung nur die Bombardierung in der Ferne. Auf ihrem Rückflug flogen sie über das Lager, und wir blieben verbittert zurück. Birkenau wurde nicht bombardiert.

*Hatten Sie festgesetzte Aufgaben, oder übernahmen Sie im Wechsel auch andere Arbeiten?*

Es gab eine bestimmte Flexibilität, und es wurden auch Aufgaben ausgetauscht. Die Friseur und Zahnärzte und die Leute bei den Öfen blieben in der Regel bei diesen Aufgaben. Der Rest wurde je nach Bedarf eingesetzt. Manchmal mussten Gruben ausgehoben, manchmal zugeschüttet werden. Dann musste der Hof geharkt werden. Diejenigen, die keine festen Aufgaben hatten, suchten sich selbst irgendwelche Tätigkeiten. Ich erinnere mich an jemanden, der sagte, er kenne sich in der Herstellung von Holzkohle aus. Er hatte das wohl in seiner Heimatstadt gelernt. Wir sammelten alles mögliche Holz, stapelten es in Haufen auf, bedeckten es mit Asche und zündeten es an. Der erwähnte Mann machte daraus Holzkohle.

*Was machten Sie in den «toten» Zeiten, als keine Transporte nach Birkenau kamen?*

Wir suchten alle möglichen Arbeiten, zum Beispiel: Wasserbecken ausheben, Instrumente von einem Ort zum anderen tragen oder irgendwelche Gelegenheitsarbeiten. Das wichtigste war, nicht unbeschäftigt dazusitzen. Als die Deutschen erfuhren, dass ich jäten konnte, gaben sie mir eine Sichel, um das Gras auf dem Hof zu schneiden. Das Schnittzeug musste ich aufhäufen. Dann kamen Zwangsarbeiter aus Auschwitz und holten das Grün für die Pferde. Es gab unter uns auch Schneider, die für die SS-Leute Schneiderarbeiten ausführten, Schuhmacher, die Schuhe und Stiefel für die SS anfertigten.

*Die von Ihnen beschriebene Realität war voller Leichen und Tod. Wie konnten Sie in einer derartigen Realität leben?*

Unfreiwillig lebt man sich in diese Routine ein, und das wird dann ganz normal, als ob so das normale Leben aussehe. Darüber hinaus liess die SS einem auch keine Zeit zum Nachdenken. Die Arbeiten wurden unter der Aufsicht der SS erledigt. Man konnte nicht einen Zentimeter ohne die Kontrolle der SS gehen. Selbst der Übergang von unserem Gebäude IV zum Nachbargebäude III war nicht möglich. Die SS lief immer mit ihren Hunden herum, die auf ein kurzes Zeichen jeden Menschen anfielen. Wir sahen

– und ich habe das schon erwähnt –, wie man die Hunde im Wald hinter unserem Gebäude trainierte. Die SS-Leute, die die Hunde trainierten, trugen dabei Häftlingskleider. Darunter hatten sie eine dicke Schicht von Baumwolle, damit die Hunde sie nicht verletzten.

Im Allgemeinen muss ich sagen, dass man nicht mehr Herr seiner eigenen Gedanken dort war. Im Laufe der Zeit sahen wir diese Arbeiten dort im Krematorium wie ganz gewöhnliche Arbeiten an. Den Totengräbern und Bestattungsunternehmern geht es vielleicht ganz ähnlich. Jeder Mensch bei einem Begräbnis ist gerührt, wenn man den Toten ins Grab legt, aber die Totengräber rührt das nicht jedes Mal von Neuem an. So war das auch im *Sonderkommando*.

*Gewöhnten Sie sich sogleich an diese schreckliche Realität oder dauerte das einige Zeit?*

Das ist natürlich ein langer Prozess. In den ersten Tagen standen wir völlig unter Schock. Ich erinnere mich, dass alle 150 Leute zur Arbeit gingen, begleitet von 12-15 SS-Leuten mit Hunden. Jeder Hund war furchtbarer als drei SS-Leute. Wir konnten an gar nichts denken. Die Deutschen setzten schrecklichen Terror ein, um jeden Gedanken und jedes Gefühl zu unterdrücken. Als wir die ersten Male die uns aufgetragenen Arbeiten durchführten, schlugen sie ununterbrochen mit Stöcken auf uns ein. Das einzige, was wir selbständig machten, war, zur Seite zu blicken, um den furchtbaren Schlägen von der Seite auszuweichen.<sup>36</sup> Wir wollten nur den Schlägen ausweichen, und was wir machten, das machten wir, ohne nachzudenken.

Im Laufe der Zeit gewöhnten wir uns an die Routine. Ich würde unsere seelische Lage als «Gleichgültigkeit» bezeichnen. Ich stimme zu, dass das eine «Gleichgültigkeit» war, die man nicht definieren und sicherlich auch nicht verstehen kann angesichts dessen, was dort jeden Tag von uns gefordert wurde.

*Wer dieser Realität entkommen wollte, hatte einen sicheren, wenn auch tragischen Ausweg: er konnte seinem Leben ein Ende setzen. Sind Ihnen Fälle von Selbstmord unter den Kameraden bekannt?*

Im Allgemeinen kam es unter den *Sonderkommando*-Häftlinge nicht zu Selbstmorden. Ich erinnere mich im Augenblick eigentlich nur an drei derartige Fälle. Einer war ein jüdischer Polizist aus Makow, der 20 Tabletten Luminal schluckte, aber doch nicht starb. Darüber hinaus brachten sich während des Aufstands des *Sonderkommandos* im Oktober 1944 zwei jüdische Ärzte um.

*Wir wollen noch etwas bei den täglichen Lebensbedingungen, wie zum Beispiel den Unterküpfen im Lager, verbleiben. Änderten sich diese Lebensbedingungen, nachdem die neuen Verbrennungsanlagen in Betrieb genommen worden waren?*

Die Bedingungen verbesserten sich zweifellos. Wir arbeiteten nicht mehr im Regen oder Schnee draussen, sondern in geschlossenen Gebäuden. In technischer Hinsicht änderte sich die Arbeit nicht: Gaskammern, Leichen, die man herausziehen und zu den Verbrennungsanlagen bringen musste. Doch jetzt standen wir nicht im Regen und Matsch. Im Bereich der «Bunker» war die Erde schwer und dunkel und löste sich bei jedem Niederschlag in Matsch und Dreck auf, so dass man wie auf Butter ausglitt. Gegen Ende 1943 oder Anfang 1944 wohnten wir noch alle im Lager, in den Blöcken 11 und 13. Dieser Bereich war umzäunt, denn dort «wohnten» zwei Gruppen von Häftlingen, die die Deutschen auf jeden Fall von den anderen Häftlingen isolieren wollten: das «Strafkommando» bzw. die «Strafkompanie»<sup>37</sup> – und wir, das *Sonderkommando*. Das Wohngebiet beider Gruppen war eingezäunt, und niemand durfte frei aus dem Block herausgehen. Wenn wir mit der Arbeit beim Kommando fertig waren, kehrten wir in den Block zurück und waren dort quasi eingeschlossen. Ständig standen wir unter schwerer Bewachung. Selbst während wir Essen holten, wurden wir von bewaffneten SS-Leuten bewacht. Auch unsere Toiletten und Duschen waren abgesondert. Sie befanden sich in der Mitte von Block 11 und 13 und wurden nur von uns und dem «Strafkommando» benutzt.

*Der Anblick dieser Toiletten heute, in der Gedenkstätte Auschwitz ist schrecklich. Es gibt dort keine Zwischenwände. Waren die Toiletten damals sauber und ordentlich?*

Mehr oder weniger. Die Deutschen bestimmten aus unserer Gruppe Häftlinge, die für die Sauberkeit auf den Toiletten zu sorgen hatten. Der Blockälteste suchte einige Männer aus, und auch die Leute vom Stubendienst kümmerten sich um die Sauberkeit. Die Arbeit auf den Toiletten galt als leicht und bequem, denn dort erhielt man keine Schläge, und es war eigentlich keine Knochenarbeit wie für die Leute, die draussen in ihrem jeweiligen Kommando arbeiteten. Für die Arbeit auf den Toiletten kamen nur «ganz Ausgewählte» in Frage. Das war gar nicht so einfach, da heranzukommen.

*Wann zogen Sie in das Krematoriumsgebäude um?*

Erst sehr spät, nämlich 1944. Dann stellte man den *Sonderkommando*-Häftlingen in den Krematorien III und IV Wohnraum zur Verfügung. Ein kleiner Teil zog in die Krematorien I und II, ein anderer Teil – ungefähr 120 bis 160 Leute – musste in den Blöcken im Lager wohnen bleiben. In den Krematorien I und II wohnten die Leute im Dachgeschoss; in den Krematorien III und VI gab es kein Dachgeschoss. Dort wohnte man im Erdgeschoss. Nach dem Aufstand des *Sonderkommandos* war Krematorium III

schon nicht mehr in Betrieb. Es waren nur 30 Männer von uns übriggeblieben, um die Leichen zu verbrennen.

*Können Sie Ihre Lebensbedingungen dort beschreiben?*

Wir schliefen auf Pritschen, wie in den anderen Blöcken. Der Kapo war für uns verantwortlich, nicht wie im Block, wo der Blockälteste für die Häftlinge verantwortlich war.

*Wussten Sie, ob die Sonderkommando-Häftlinge in Krematorium I und II in Betten schliefen?*

Soweit ich mich erinnere, schliefen die Arbeiter dort auch auf Pritschen. Vielleicht hatte dort jeder seine eigene Pritsche. Ich war jedenfalls niemals in ihren Dachgeschossen, denn ich konnte mich ja dort nicht frei herumtreiben. Wir kamen dort nur hin, um Koks zu holen. Dann kamen unsere Kameraden aus dem Dachgeschoss herunter, und wir unterhielten uns. Aber niemand von uns durfte ins Dachgeschoss hinauf. Ausgenommen vielleicht der Vorarbeiter, der uns begleitete.

*Welche Nahrung erhielten Sie?*

Die Grundnahrung entsprach der Nahrung der anderen Häftlinge im Lager mit einem Zuschlag für «produktive Arbeit»: statt anderthalb Liter der Suppe für die gewöhnlichen Häftlinge, erhielten wir täglich zweieinhalb Liter. Ausserdem erhielten wir Kartoffeln, etwas Kleie, undefinierbares Gemüse, einen Viertel Laib Brot mit irgendeinem Aufstrich – Margarine, Marmelade und etwas Wurst. Zweimal in der Woche bekamen wir ein ganzes Brot als Zuschlag.

*Woher kam das Essen?*

Nis der Küche neben dem Eingang zum Lager. Die meisten Arbeiter waren dort russische Kriegsgefangene. Die Russen bauten auch das Lager A und B in Birkenau. Diejenigen, die am Leben geblieben waren, waren schon «Alteingesessene» und arbeiteten in der Küche und im Lebensmittellager.

*Konnten die Sonderkommando-Häftlinge die Nahrungsmittel an sich nehmen, die von den Opfern dorthin mitgebracht worden waren, nachdem sie die Entkleidungsräume verlassen hatten und in die Gaskammern gegangen waren?*

Ja, nur deswegen konnten wir irgendwie existieren. Das geschah mit Erlaubnis der Deutschen.

*War das eine ausdrückliche Erlaubnis, oder drückte man einfach ein Auge zu, gewissermassen eine schweigende Zustimmung?*

Ich kann nicht sagen, ob die Deutschen dem offiziell zugestimmt hatten oder einfach nicht darauf achteten. Wir konnten nicht wissen, welche Anweisungen die Deutschen von oben erhielten. Auf jeden Fall stand der Oberscharführer mit seinen Leuten dort und hinderte uns nicht, die Nahrungsmittel einzustecken.<sup>38</sup>

*Können Sie sagen, welche Lebensmittel die Menschen hinterlassen hatten, und wie sie diese Sachen für sich nahmen?*

Es gab alle möglichen Lebensmittel, die sie sich nur vorstellen können. Jeder Transport brachte ganz typische Lebensmittel mit. Als Juden aus Griechenland kamen, brachten sie Dinge mit, die wir noch niemals gesehen hatten: Oliven. Wir dachten, das seien Pflaumen. Jeder von uns kostete und spuckte aus. Die Franzosen stürzten sich darauf, als sei es Nektar und Ambrosia. Die Juden aus Griechenland brachten auch Maisbrot. Fast jeder von ihnen hatte Brot und Oliven bei sich. Die Juden aus Holland brachten Konserven und mit Käse belegte Brote mit. Die ungarischen Juden brachten geräucherte Gans mit, deren Fleisch nach dem Kochen weich geworden war. In Ungarn hängte man das Gänsefleisch nach dem Schlachten in den Schornstein, um es zu trocknen. So konnte man von dem Fleisch während des ganzen Sommers essen, ohne es im Kühlen zu lagern. Sie brachten auch trockene Brösel mit. Viele hatten auch Speck – vielleicht hatten sie daheim derartiges Fleisch nicht gegessen, aber sie hatten wohl daran gedacht, dass man dieses Fleisch auf dem Transport besser verwahren könne.

*Sie litten also keinen Hunger, wie die anderen Häftlinge im Lager?*

Es gab auch Zeiten, in denen wir ziemlich hungrig waren! Als die Transporte der polnischen Juden kamen, brachten die nichts mit. In jener Zeit ernährte ich mich von gekochten Kartoffelschalen. Auch in der frühen Zeit von Birkenau, als man die Leichen noch in den Gruben verbrannte, erhielten wir nicht die Nahrungsmittel, die die Opfer mitgebracht hatten. Die Menschen zogen sich in den Hütten aus und liessen dort ihre Kleider und ihr restliches Hab und Gut zurück. Wir hatten mit ihnen keinerlei Kontakt.

Sie fragten vorhin, wie die Nahrungsmittel der Ermordeten uns erreichten. Das war so: nachdem die Leute sich ausgezogen hatten, führte man sie in die Gaskammer. Dann holte man uns, um die Kleider und die mitgebrachten Gegenstände auf Lastwagen zu packen. Das sollte alles in die Effektenkammer gebracht und in den verschiedenen Hütten sortiert werden. Während wir die Kleider und Gegenstände einsammelten, stiess jeder von uns auf irgendetwas – einen Gegenstand oder auf Essen, der eine mehr, der andere weniger. Das Essen durften wir behalten. Im Allgemeinen störte

man uns dabei nicht. Auf jeden Fall wussten die Deutschen genau, dass wir das Essen, das dort im Entkleidungsraum zurückgeblieben war, für uns nahmen. Als wir nicht in den Krematorien III und IV wohnten, war es komplizierter, an die Lebensmittel heranzukommen, im Gegensatz zu den *Sonderkommando*-Häftlingen in den Krematorien I und II. Sie wohnten am Ort und brauchten die Lebensmittel nur ins Dachgeschoss zu bringen, während wir die Dinge, die wir gefunden hatten, ins Lager tragen mussten.<sup>39</sup>

*Erinnern Sie sich an einige Fälle, bei denen die SS-Leute das Essen für sich beschlagnahmten?*

Meistens kam das nicht vor, abgesehen von geschlossenen Konserven. Es gab einige Fälle, in denen der Kapo der SS derartige Dosen übergeben musste, wenn grosse Mengen davon eingetroffen waren. Aber unverpackte Nahrungsmittel nahm die SS niemals.

*Was, meinen Sie, war der Grund dafür?*

Sie fürchteten sich. Ein Teil der Menschen, die mit den Transporten eintrafen, kamen aus anderen Lagern. Dort waren verschiedene epidemische Krankheiten verbreitet. Bei uns starben viele vom *Sonderkommando*, weil sie sich mit Typhus, Malaria oder anderen Krankheiten angesteckt hatten. Die Deutschen wussten das und wollten sich nicht anstecken.

*Was machten Sie mit dem Essen, das nicht verzehrt wurde? Konnte man es irgendwo verstauen und aufbewahren?*

Die meisten von uns hatten einen eigenen Rucksack, mit dem wir zur Arbeit gingen. In diesem Rucksack bewahrten wir auch die Essensreste auf. Im Block durfte kein Essen Zurückbleiben, denn der Stubendienst und die Blockältesten nahmen das dann für sich oder gaben den Befehl, es wegzuworfen.

*Hatten sie diese Rucksäcke von den Deutschen erhalten?*

Nein, nein. Das waren Rucksäcke, die wir unter den Sachen der Transporte gefunden hatten; denn die Menschen kamen mit Rucksäcken, Beuteln und allerlei Taschen, die wir für uns gebrauchen konnten. Jeder nahm, was ihm bequem und passend erschien.

*Wie sah es mit Kleidung aus? Was trugen Sie?*

Meistens trugen wir «zivile» Kleidung, die man mit roten Streifen gekennzeichnet hatte, um uns besser erkennen zu können. Die Streifen waren auf beiden Seiten unten auf den Hosenbeinen. Auf dem Jackett war ein Streifen



quer an der Seite. Im Allgemeinen war es verboten, einen genähten Stoffstreifen zu benutzen. Die Streifen mussten mit Ölfarbe aufgetragen werden, damit sie lange hielten und nicht ausbleichten. So ein Streifen war auch auf den Hemden – ein roter Streifen vorne und hinten in der Form eines Kreuzes. Der Kapo und der Vorarbeiter wollten «elegant» wirken und trugen besondere Kleider, die ihnen nach Mass angefertigt wurden. Es war auf jeden Fall verboten, Kleidung übereinander anzuziehen. Nur eine Schicht war erlaubt. Einmal fand ich ein Wollkleid eines jungen Mädchens. Das Kleid trug ich wie einen Pullover, so dass ich nicht fror.

*Wie oft kam es Krankheiten unter dem Sonderkommando? Wie ging man mit den Kranken um?*

Es gab viele Kranke. Es gab Typhus, Gelbsucht und andere schwere Krankheiten. Ich glaube, wir steckten uns an dem Essen an, das die Opfer aus verschiedenen Lagern mitbrachten, aber auch an ihren Kleidern. Wenn jemand von uns krank wurde, kam ein Arzt, ein Professor von der Universität Krakau, der sich den Kranken anguckte und zunächst seine Häftlingsnummer aufschrieb. Nach zwei Stunden kam ein «Krankenwagen» mit dem Zeichen des «Roten Kreuzes» und holte den Kranken ab. Wir wussten aber, dass unsere kranken Kameraden mit einer Phenolspritze direkt ins Herz getötet wurden.<sup>40</sup>

*Heisst das also, dass es eine wirkliche Krankenbehandlung nicht gab?*

Richtig, wirklich gesund werden konnte man nur im Block selbst. Dort gab es «Krankenzimmer». In unserem Block war auch ein jüdischer Arzt, der mit einem Transport aus Frankreich gekommen war. Er war ein hochbegabter Chirurg, der die notwendigen Operationen auf Tischen im Block vornahm, natürlich unter sehr primitiven Bedingungen. In Paris, so erzählte er, habe er eine Privatklinik mit 100 Betten gehabt. Seine Frau war Christin. Die Deutschen brachten ihn noch kurz vor der Befreiung um.<sup>41</sup>

*Welche Behandlung konnte der Arzt den kranken Sonderkommando-Häftlingen im Block geben?*

Praktisch waren seine Möglichkeiten äusserst begrenzt. Er brachte alle paar Tage aus dem Krankenbau Medizin oder Verbandsmaterial mit, welche er dort erhalten konnte. Aber das waren nur ganz einfache Dinge, wie zum Beispiel Binden aus Papier, die wie Toilettenpapierrollen aussahen, Vaseline und ähnliche Dinge. Wirkliche Medikamente gab es dort nicht.

*War dieser Arzt der «offizielle Arzt» des Sonderkommandos?*

Ja. Er arbeitete nicht bei der Leichenverbrennung. Wenn wir Nahrungsmittel brachten, legten wir auch für ihn etwas zur Seite. Eines Tages sagte ich etwas auf Französisch zu ihm, und er antwortete mir: «Du hast einen guten Akzent in Französisch. Ich will Dich weiter in Französisch unterrichten.» Ich fragte ihn, wie ich im Todeslager eine Fremdsprache lernen könnte, und er antwortete: «Noch lebe ich, aber wer weiss, was in zehn Minuten mit mir sein wird!»

*Waren Sie auf eine medizinische Behandlung während Ihrer Zeit im Sonderkommando angewiesen?*

Infolge meiner Ansteckung durch Typhus während meiner Zeit bei den Partisanen war ich gegen diese Krankheit immun. Aber einmal fühlte ich furchtbare Schmerzen in meinem Bein. Ich wandte mich an unseren Kapo Daniel, der später von der SS bei einem Fluchtversuch erschossen wurde. Er befahl dem Stubendienst Majorczyk: «Majorczyk, der bleibt heute im Block. Wenn wir heute vom Kommando zurückkehren, will ich ihn hier wiederfinden.» Der Aufenthalt im Block während der Arbeitsstunden war verboten; deshalb steckte mich Majorczyk unter eines der Betten, unter eine der «Buchen» und sagte zu mir: «Lieg' hier still, bis ich Dir sage, Du kannst rauskommen!» Es kam ein deutscher Arzt zur Kontrolle. Ich blieb dort lange liegen und wagte nicht zu atmen, selbst nachdem der Arzt schon lange weg war. Dann rief Majorczyk mir zu: «Was liegst Du da noch herum?» Und ich antwortete: «Ich kann hier nicht alleine herauskommen.» Da fasste mich einer vom Stubendienst an den Füßen und zog mich heraus. So wurde ich gerettet. Mein Cousin, der auch Schmerzen in den Beinen hatte, hatte kein derartiges Glück. Er war vor Schmerzen nicht in der Lage, seine Schuhe anzuziehen. Natürlich konnte er nicht zur Arbeit im Kommando mitgehen. Als wir am Nachmittag von der «Arbeit» zurückkamen, fanden wir ihn bereits nicht mehr vor. Weg. Ich glaube, das war noch 1943.

*Sie waren nicht allein im Krematoriumsgebäude. Deutsche waren ständig in Ihrer Nähe. Können Sie die Beziehungen beschreiben, die Sie zu den verschiedenen Deutschen in Ihrer Umgebung hatten?*

Wir, die «regulären Häftlinge», hatten keine besonderen Beziehungen oder Kontakte mit ihnen. Die «Amtsträger» unter uns, der Kapo, der Unterkapo, der Vorarbeiter, standen ihnen näher und entwickelten bestimmte Kontakte zu den Scharführern und Rottenführern und zu anderen. Von diesen Deutschen erhielten sie ihre Anweisungen. Die Deutschen gaben keine Anweisungen an die einfachen Häftlinge. Praktisch hatten sie mit ihnen keinerlei Kontakt. Die Anweisungen wurden nur an die «Amtsträger» gegeben. Wir



*Drei SS-Männer im Beobachtungsraum von Krematorium II. Sie trinken Bordeaux und rauchen Gauloises nach der Liquidation eines aus Frankreich kommenden Transports.*

erhielten die Befehle der Deutschen dann durch den Kapo oder Vorarbeiter, so dass unser Kontakt zu den Deutschen ziemlich beschränkt blieb, selbst wenn wir privat für sie arbeiteten.

Ich erinnere mich, wie einmal zehn Leute vom *Sonderkommando* eine Privatarbeit in den Häusern von Moll und Schultz, den Verantwortlichen für die Verbrennungsanlagen, ausführten.<sup>42</sup> Einige von uns machten dort Malerarbeiten und Reparaturen. Ich musste mit einer Sichel den Rasen schneiden. Zwei SS-Leute und ein Kapo passten auf uns auf. Sie gaben die Anweisungen, die wir ausführen sollten, nur dem Kapo. Direkt sprachen sie uns so gut wie nicht an.

*Erinnern Sie sich an die Namen von Deutschen, die im Krematorium arbeiteten?*

Unter allen stach Oberscharführer Moll hervor, dann kam der Scharführer Fuchs, der für die Krematorien III und IV verantwortlich war. Fuchs ver-

setzte man später in ein Konzentrationslager im Sudetenland. Einmal kam er zu uns zu Besuch und sagte, in seinem Lager gäbe es 12.000 Juden, alles Idioten. «Wenn ihr dorthin kämet», so erzählte er, «würde man Euch sagen, einen grösseren Hund wie mich gäbe es nicht. Diese Juden dort sind dumm und wissen nicht, wie sie sich anstellen sollen. – Deshalb haben sie nichts, und sind sie nichts. Und ich auch nicht.»

*Was meinte Fuchs damit?*

Dass die Juden dort nicht schlau genug waren. Wenn es ihnen gelungen wäre, Waren aus den Lagerräumen zu stehlen, um sie gegen Essen einzutauschen, dann hätte auch er etwas davon gehabt, und sie wären satt geworden. Aber so verhielt sich das eben anders. Ausser ihm waren beim Sonderkommando zwei weitere Deutsche: einer arbeitete im Krematorium II, der andere beim Krematorium III. Der erste war ein Kapo, ein älterer Mann, ein politischer Häftling mit einem roten Dreieck auf seinen Kleidern. Karl, der andere, war auch Kapo. Er war ein Verbrecher, der in Deutschland wegen Vergewaltigung verurteilt worden war. Er hatte ein schwarzes Dreieck.<sup>43</sup> Während des Aufstands des *Sonderkommandos* brachten ihn die revoltierenden Arbeiter um.

*Können Sie über Karls Ermordung einige Einzelheiten binzufügen?*

Ja, es gab unter uns Streit, wer die Aufgabe erhalten solle, ihn umzubringen. Das war nicht nur eine einfache Aufgabe, sondern auch eine grosse Ehre. Denn er war ein widerliches Aas. Ein Kamerad sagte mir, dass ich einen halben Liter Spiritus erhalten würde, wenn ich Karl erschläge. Ein anderer sagte: «Auf keinen Fall. Das ist mein Recht. erinnert ihr Euch nicht, wie er mich verprügelt und in Stücke geschlagen hat?» Dieser Mann nahm eines der Messer, das in einem Uhrmacherwerkzeugkasten war, den ich im Müll gefunden hatte, ergriff den deutschen Kapo auf dem Gang und stiess ihm das Messer so heftig in den Leib, dass die Klinge durch den Körper in die Wand dahinter drang. Danach warf man ihn in den Ofen – und Schluss. Später, als die Deutschen nach dem Aufstand eine Zählung der Lebenden und der Toten unter uns durchführten, wurden ihnen klar, dass Karl fehlte. Sie fanden ihn nirgends. «Wo ist er?» fragten die Deutschen uns. Wir aber sagten nur, wir wüssten nicht, wo er sei. Dann kam einer der SS-Leute und schlug vor: «Holt die Asche aus den Öfen, dann werden wir schon sehen, wo er ist.» In einem der Öfen fand man die Schlüssel des Krematoriums. Diese Schlüssel waren immer in der Tasche des Kapos gewesen. Da verstanden die Deutschen, dass man Karl in den Ofen gesteckt und verbrannt hatte.

*Waren das die einzigen Deutschen, die beim Sonderkommando arbeiteten?*

Ja, die einzigen. Ausser ihnen arbeiteten auch einige Polen und Russen in den Krematorien.

*Was geschah mit dem zweiten Deutschen?*

Der zweite, an dessen Namen ich mich nicht mehr erinnere, überlebte auch nicht lange. Er starb Mitte 1943, krank und alt.

*Was meinen Sie, wenn Sie «alt» sagen?*

Damals war ein 60jähriger schon sehr alt.

*Beschäftigte man dort einen 60jährigen als Kapo?*

Er war ein politischer Häftling. Davon gab es eine ganze Menge neben kriminellen Verbrechern. Wir erkannten sie aufgrund des schwarzen Dreiecks. Man hatte sie aus den Gefängnissen geholt und nach Auschwitz gebracht.

*War unter den SS-Leuten jemand, der «besser» war als die anderen?*

Nein, wer heute gut zu dir war, konnte morgen grausam und brutal gegen dich sein. Gutherzigkeit war eine Eigenschaft, die von SS-Männern im Konzentrationslager nicht unbedingt gefordert wurde. Natürlich – jeder nach seiner Neigung. Es gab bei uns SS-Leute aus verschiedenen Nationalitäten: Deutsche natürlich, aber auch Rumänen, Litauer, Holländer. Ein SS-Mann aus Rumänien ist mir sogar in guter Erinnerung geblieben.

Einmal mussten wir Koks vom Krematorium I zu unserem Krematorium IV holen. Man hatte uns wie Pferde an den Karren gebunden, auf dem wir den Koks holen sollten. Es war ein regnerischer Tag. Die Erde war matschig. Nur schwer kamen wir auf dem Weg voran, kaum kamen wir mit dem Karren vorwärts. Hinter uns fuhr in einem Auto der rumänische SS-Mann. Weil wir so langsam vorankamen, hupte er ununterbrochen. Der SS-Mann, der uns begleitete, blieb absolut gleichgültig. Ihm war wichtig, dass wir nicht versuchten zu fliehen oder uns vor der Arbeit zu drücken. Auf irgendeinem Abschnitt des Weges traten wir zur Seite, der Fahrer überholte uns und bremste. Ein Kamerad sagte: «Bereitet Eure Knochen vor, der wird uns eins 'reinwürgen!» Und plötzlich stieg der Fahrer aus und fragte: «Wohin müsst Ihr diesen Karren bringen?» – Unser Karren war zu diesem Zeitpunkt schon mit Koks beladen – «Ins Krematorium IV», antworteten wir ihm. – «Bindet ihn an den Wagen!» sagte er. Dann wandte er sich an unseren Kapo und bat ihn um etwas für diesen seltenen Dienst. Der Kapo hatte eine Uhr. Er nahm sie vom Handgelenk und gab sie dem Rumänen,

der dann sagte: «Alle auf den Karren. Ich ziehe ihn mit meinem Wagen voran.»

*So etwas geschah sicherlich nicht jeden Tag?*

Natürlich nicht. Dass er uns nicht geschlagen hatte und uns obendrein noch geholfen hatte, das war ein wahres Fest.

*War der von Ihnen erwähnte Kapo ein Jude?*

Ja, aber wir hatten auch zwei polnische, nicht-jüdische Kapos: Wacek und Juzek.

*Wie verhielten sich die polnischen Kapos den Arbeitern gegenüber?*

Im Allgemeinen waren sie ziemlich loyal. Einen Zwischenfall gab es nur mit dem Vorarbeiter. Eines Tages waren wir im Krematorium III, als wir erfuhren, dass die polnischen Kapos sich betrunken hatten und unsere Kameraden in Krematorium IV schlugen. In dieses Krematorium kamen übrigens viele Arbeiter des *Sonderkommandos* aus Będzin-Sosnowiec. Sechs Leute von uns, unter ihnen auch unser Kapo, unser Vorarbeiter und ich, gingen gleich hinüber. Unser Kapo wollte mit dem polnischen Kapo reden. Auch unser Vorarbeiter sprach mit dem polnischen Vorarbeiter, um die Leute zu beruhigen: «Jusek, warum schlägst Du hier um Dich?» – «Was geht Dich das an», antwortete Jusek ihm grob auf Polnisch, «mach', dass Du weg kommst!» – und er hob gegen den jüdischen Vorarbeiter den Prügel. Kapo und Vorarbeiter liefen immer mit einem Prügel herum. Plötzlich sah ich, wie der Vorarbeiter Jusek auf mich zulief. Er war Vorarbeiter, ich war einfacher Häftling – und wie es in der Geschichte von Moses heisst: «Da schaute er sich nach allen Seiten um, und als er sah, dass kein Mensch da war, erschlug er den Ägypter ...» Ich wusste nicht, wie mir geschah, plötzlich hatte ich einen Ziegelstein in der Hand. Ich sprang auf den Vorarbeiter zu, hob den Stein und schlug ihm damit auf den Kopf. Er war etwas kleiner als ich, so dass ich gut zielen konnte. Sein Kopf erhielt eine blutige Wunde. Ein SS-Mann aus Litauen stand dabei, der den Kampf gesehen hatte. Der sprang schreiend auf mich zu: «Wie schlägst Du als einfacher Häftling einen Vorarbeiter? Das ist ja wahrlich ein Aufstand!» Mit seinem Prügel schlug er mich auf die Hände, auf meinen Arm, bis ich die Arme nicht mehr hochheben konnte.

Am nächsten Tag sah ich den SS-Mann aus Litauen auf mich zukommen. Ich wandte mich in eine andere Richtung, denn ich fürchtete, er würde mich nochmals schlagen. Nach einigen Minuten, als ich auf der anderen Seite war, sah ich ihn plötzlich wieder neben mir auftauchen. Und wieder

verschwand ich vor Furcht, bis er mich schliesslich zu packen bekam und sagte: «Es tut mir leid, dass ich Dich gestern geschlagen habe, aber das war eben nicht schön, dass Du den Vorarbeiter verwundet hast.» Ich antwortete ihm: «Du bist ein SS-Mann, und ich bin ein einfacher Häftling. Du kannst machen, was Du willst.» Obwohl er ein richtiges Aas war, hielt er es doch für angebracht, sich zu entschuldigen.

*Wie reagierte er auf Ihre Worte?*

Er sagte: «Nun, schön ...», als ob er sagen wollte: «Genug. Die Sache ist abgeschlossen.»

*Sie erwähnen oft diese «Funktionäre». Dabei haben wir noch gar nicht ihren Aufgabenbereich, den Umfang ihrer Autorität und ihre Pflichten geklärt. Worin unterschieden sich Kapo und Vorarbeiter von den gewöhnlichen Arbeitern des Sonderkommandos?*

Zunächst waren sie von der Arbeit, die wir verrichteten, befreit. Der Kapo war so eine Art Arbeitsleiter: er brachte die Arbeitergruppen von 30 oder 40 Leuten zur Arbeit und wies ihnen die Aufgaben zu. Der Kapo war für alle Gruppen von Arbeitern insgesamt verantwortlich, während der Vorarbeiter über einer Kleingruppe von Arbeitern stand. Er kontrollierte, ob seine Gruppe die ihr aufgetragenen Arbeiten sorgfältig ausführte. Zum Beispiel: wenn 100 oder 120 Leute vom *Sonderkommando* zur Arbeit gingen, teilten sie sich in sechs oder sieben Gruppen auf. Jeder Vorarbeiter war für eine Gruppe von ungefähr 20 Leuten verantwortlich. Neben diesen beiden gab es noch die Unterkapos, die die Stellvertreter der Kapos waren. Der Kapo schickte sie mit verschiedenen Aufträgen aus.

*Welche «Funktionäre» gab es ausserdem? Wodurch wurden sie charakterisiert?*

Auch der Blockälteste war von der üblichen Arbeit der Häftlinge befreit. Er hatte ein separates Zimmerchen im Vorderteil des Blocks. Auch der Stubendienst arbeitete nicht besonders schwer. Und immer hatten sie mehr Essen als alle anderen. Darüber hinaus gab es in jedem Block auch einen «Blockschreiber», dessen Aufgabe darin bestand, die Anwesenden im Block und beim Appell aufzuzeichnen, Rapporte auszugeben und mit den Rapporten zur Blockstube zu gehen.

*Können Sie etwas mehr über Ihren Kapo erzählen?*

Anfangs hatten wir einen Kapo namens Daniel. Er war einer der ersten, die nach Auschwitz gebracht worden waren, ein Umstand, der einem Häftling viele Vorrechte verlieh.<sup>44</sup> Seine Häftlingsnummer war «Achtunddreissigtausend». Jeder kannte ihn und wusste, wie lange er schon im Lager war. Daniel

war eine «bekannte Firma» in Auschwitz. Er war in Frankreich bei der Fremdenlegion gewesen. Ein gesunder und starker Bursche. Jeder wusste, dass in der Fremdenlegion niemand diente, der voller Sentiment und ein Weichling war. Praktisch war Daniel kein französischer Jude. Er war als Flüchtling nach Frankreich gekommen. Er war Kommunist gewesen und von Polen nach Frankreich geflohen.

Einmal erzählte ich ihm eine Geschichte aus meinem Leben: Noch in Russland zeichnete ich mich bei meiner Arbeit besonders aus. Der Fabrikleiter wollte, dass ich mich dem «Komsomol»<sup>45</sup> anschliessen sollte. Aber ich sagte ihm, ich sei immer bei der Organisation «Beitar»<sup>46</sup> gewesen, wie könne ich da in den «Komsomol» gehen. Er bestand darauf, dass in der Fabrik alle ausgezeichneten Arbeiter Mitglieder des «Komsomol» sein müssten. Es half nichts, und ich musste dem «Komsomol» beitreten. Diese Geschichte gefiehl dem Kommunisten Daniel gut, und seither hatte er mich unter seinen Schutz genommen. Nachdem er seine Aufgabe als Kapo beendet hatte, wurde er zum Vorarbeiter herabgestuft. Später wurde er bei einem Fluchtversuch zusammen mit Majorczyk aus Warschau und zwei weiteren Juden aus Frankreich bzw. Polen ermordet. Man muss über Daniel sagen, dass er mir einmal das Leben gerettet hatte. Zu einer anderen Zeit war ein Jude aus Ciechanów Kapo.<sup>47</sup> Anfangs schliefen wir beide auf einer Pritsche. Später, als er zum Kapo ernannt worden war, hat er mich furchtbar misshandelt.

*Wie hat er Sie misshandelt?*

Er sagte zu mir auf Jiddisch: «Bücken!» und schlug mich mit seinem Prügel. Einmal, nachdem er mich ohne Grund geschlagen hatte, kam ich in den Block und brach in Tränen aus. Daniel fragte mich, was geschehen sei. Ich erzählte ihm von dem Kapo, der mich ohne eigentliche Ursache ständig schlug und misshandelte. Daniel rief den Kapo herbei und fragte ihn nach dem Grund. Er zog eine seiner Holzpantoffeln aus, hielt sie dem Kapo vor die Nase und sagte: «Wenn er morgen wiederkommt und erzählt, dass Du ihn wieder angerührt hast, dann komme ich und erschlag Dich mit diesem Pantoffel.» Seit diesem Tag rührte der Kapo mich nicht mehr an.

*Erlebten Sie noch ähnliche Vorfälle?*

Ja, einmal musste eine unserer Gruppen irgendeine Arbeit erledigen, für deren Ausführung ein ziemlich übler Unterkapo verantwortlich war. Er war bekannt und verrufen als jemand, der Leute misshandelte, bis aufs Blut schlug und körperlich verletzte. Niemand wollte in seinem Kommando sein. Alle Häftlinge, die zu diesem Kommando berufen wurden, versteckten sich. Weil der Unterkapo eine bestimmte Anzahl von Männern benötigte und



ihm noch viele fehlten, holte er einige griechische Juden von unserem Kommando, genau in dem Augenblick, als wir auch zur Arbeit gingen. Ich fragte ihn, warum er sie mit sich nähme, denn sie seien nicht von seinem Kommando. Ich wollte, dass er sich andere suchte. Er antwortete, dass mich das nichts anginge. Wir fingen an zu streiten, als plötzlich ein SS-Mann vor uns stand, um unser Kommando zur Arbeit zu bringen. Er fragte mich, wie ich es wagen könnte, mit einem Unterkapo zu streiten. Er streckte dem Unterkapo seinen Prügel hin, damit er mich schlug. Er schlug mich fünf- oder zehnmal – ich weiss gar nicht mehr wie oft; als ich mich danach wieder aufrichtete – denn um die Schläge zu erhalten, hatte ich mich über eine Holzbank bücken müssen – sagte der SS-Mann: «Jetzt nimmst Du den Stock, der Unterkapo kommt auf die Bank, und Du schlägst ihn!»

Dieser Unterkapo hätte mich fast in ein übles Geschäft hineingezogen. Einmal kam er zu mir und schlug mir vor, zusammen zu fliehen. Er sagte, er könnte für uns Papiere organisieren. Er hätte auch jemanden von «drinnen», der uns helfen könnte. Ich sollte ihm nur helfen, Wertsachen zu beschaffen, damit wir etwas hätten, womit wir den Helfer bezahlen könnten. Ich stimmte zögernd zu.

Eines Tages kam er und sagte, wir sollten zusammen zum Kommando gehen und dort den SS-Mann treffen, der bereit war, die Papiere zu organisieren. Mir erschien die gesamte Sache verdächtig. Ich hatte im Krematorium einen Freund namens Kalman Fuhrmann, den ich noch aus Kinderzeiten kannte. Wir hatten zusammen in einer Schule gelernt. Ich wandte mich an ihn und erzählte ihm, ich hätte an diesem Tag Probleme damit, zur Arbeit zu gehen. Ich bat ihn, er möge für mich gehen, damit er sich umschaue, was dort geschehe. Wenn man ihn brauchte, würde ich an seiner Stelle gehen. Kalman ging zur Arbeit und erzählte mir bei der Rückkehr, ich hätte Glück gehabt, dass ich nicht gegangen sei. Der gesamte Wald sei voller SS-Leute gewesen.<sup>48</sup> Ich begriff, dass die SS von der Flucht erfahren hatte und uns ergreifen wollte. Als er erkannte, dass ich nicht mit ihm im Kommando war, sondern dass ein anderer Arbeiter für mich gegangen war, sprach der Unterkapo nicht mehr mit mir. Auch ich ignorierte ihn vollkommen.

*Was wurde aus Kalman Fuhrmann?*

Eines Tages ging er nicht zum Kommando. Es kam der schwarze, geschlossene Wagen, der zum Leichentransport diente, und holte auch ihn direkt ab ins Krematorium.<sup>49</sup> Unser Blockältester war vor dem Krieg ein internationaler Verbrecher. Er raubte die Passagiere in Eisenbahnen aus. An seinen Namen erinnere ich mich nicht mehr. Nach dem Krieg wurde er zu 20 Jah-

ren Gefängnis verurteilt. Ich sagte zu den Kameraden, dass ich ihn nicht am Leben gelassen hätte.

*Kam es zu häufigen Wechseln unter den Sonderkommando-Häftlingen?*

Unsere Reihen lichteten sich ständig infolge von Krankheiten und Epidemien, die sich unter uns ausbreiteten. Dann füllte man die Reihen mit neuen *Sonderkommando*-Häftlingen auf. Die Lage der Juden aus Holland, die zu uns kamen, war besonders tragisch.<sup>50</sup>

*Warum?*

Die holländischen Juden waren an die schweren Bedingungen in Auschwitz nicht gewöhnt. Für uns, die Juden aus Polen und Russland, war das ganz anders. Die Holländer aber waren zerbrechlich und schwach. Unter den Bedingungen in Auschwitz konnten sie es nicht lange aushalten. Wenn ein Transport aus Holland eintraf, fand ich unter den Sachen dünne belegte Brote mit feinen, ästhetischen Käsescheiben, so wie man sie heute im Flugzeug erhält. Wir waren so nicht aufgewachsen: bei uns backte man grosse, runde Brotlaibe von sechs bis acht Kilo, von denen man Brot brach und gleich ass.

Von 50 holländischen *Sonderkommando*-Häftlingen blieb nur einer am Leben. Der Schock, der sie beim *Sonderkommando* ereilte, war total. Man darf nicht vergessen, dass man im Falle eines Mangels an Arbeitern im *Sonderkommando* keine neuen Kräfte von den Lagerhäftlingen nahm, die dort bereits einige Zeit gewesen waren, sondern nur von neuen Transporten, die im Lager eintrafen. Auch uns hatte man ja direkt vom Transport ins *Sonderkommando* genommen. Wir waren nur einen Tag im Lager und mussten dann gleich zur Arbeit im *Sonderkommando*. Später, als sich die Reihen wieder lichteten und Transporte mit Juden aus Griechenland eintrafen, holte man diese Juden direkt vom Bahnsteig in Birkenau ins *Sonderkommando*. Man liess den Leuten keine Zeit, sich an das Lager zu gewöhnen, sondern warf sie direkt in die Hölle. Sie kamen sogleich ins *Sonderkommando*, ohne dass sie überhaupt wussten, wo sie waren, ohne Vorbereitung und ohne Ankündigung, wohin sie gehen würden. Vom Transport direkt zum *Sonderkommando*.

*Kamen die Juden in Ihrem Block nur von einem Ort?*

In unserer Gruppe waren Juden aus allen möglichen Orten in Polen, aus Grodno, Mlawa, Plohsk, Sosnowiec, und auch aus anderen Ländern: aus Griechenland, und selbst ein Jude namens Maurice aus Algerien war dabei, ein wildes Tier.

*Wie konnten Sie sich mit den Juden aus anderen Ländern verständigen?*

Die Juden aus Griechenland sprachen Französisch und Ladino. Ich sprach mit ihnen Französisch. Die meisten Leute bei uns sprachen Jiddisch. Die Griechen sprachen, wie gesagt, Französisch, und Leute aus Frankreich, die bei uns Jiddisch gelernt hatten, übersetzten. Ein Teil der griechischen Juden im *Sonderkommando* musste nach der Niederschlagung des Ghettoaufstandes in Warschau die Häuser des Ghettos niederlegen und den unter den Ruinen begrabenen Besitz einsammeln. Dazu nahm man griechische Juden, keine polnischen, damit sie keinen Kontakt mit Juden, die sich versteckt hielten, aufnehmen konnten.<sup>51</sup>

*Können Sie von den Beziehungen untereinander berichten?*

Jede Gruppe bei einem Krematorium war isoliert und kam kaum mit Arbeitern aus anderen Krematorien zusammen. Wir taten uns auch nach Herkunftsorten zusammen: Juden aus Polen, aus Litauen, aus Slowakien. Die Länge des Aufenthaltes im Lager war von grosser Bedeutung. Die Juden aus Berno waren am längsten im Lager. Sie hatten Nummern wie Zweiundvierzigtausend oder Vierundvierzigtausend. Sie arbeiteten im *Sonderkommando* schon beim ersten Krematorium im Stammlager Auschwitz. Später hatte man sie nach Birkenau gebracht. Es gab eine Gruppe von Juden aus Frankreich, die eigentlich kommunistische Juden aus Polen waren, die sich nach Frankreich abgesetzt hatten. Wir nannten sie «die Franzosen», obwohl sie aus Polen kamen. Es gab ungarische Juden und Juden aus Grodno, die in meinem Transport gekommen waren. Von ihnen blieben nur wenige übrig. Das *Sonderkommando* war eine Mischung von Menschen aus allen Teilen Europas und Nordafrikas, ein Kaleidoskop von verschiedenen Orten, jeder aus einer anderen Stadt.

Wir, die litauischen Juden, organisierten uns in einer Gruppe von 30 Leuten und riefen bei dem Rest der Häftlinge ziemliche Furcht hervor. Alle fürchteten sich vor uns, denn bei uns galt der Slogan: «Alle für einen, und einer für alle!» Es war bekannt, dass man uns nicht ungestraft anrühren konnte. Ich werde ein Beispiel geben: Ich erwähnte vorher bereits Maurice aus Algerien. Die Deutschen machten ihn und einen Juden aus Slowakien zu Henkern, wenn sie zu Hinrichtungen in den Dörfern und Kleinstädten auszogen. Die beiden wurden von uns getrennt und an einem unbekanntem Ort festgehalten. Maurice war kräftig gebaut, stark und gesund. Einmal schlug er einen unserer litauischen Kameraden. Er hatte sich zuvor nicht ausgemalt, was ihm geschehen werde. Alle fielen wir über ihn her und prügelten ihn kräftig durch. Wir wollten ihn dafür bestrafen, dass er einen von

uns geschlagen hatte. Unter uns waren auch drei Brüder, Schmiede aus Nowy Dwór. Einer nahm eine Schmiedezange, lief auf Maurice zu und wollte ihm mit der Zange über den Schädel schlagen. Ich hielt ihn fest und schrie ihn an: «Bist Du verrückt geworden? Du wirst ihn umbringen!» Später brachte man Maurice in den Block und schüttete Wasser über ihn, damit er sich erhole. Der Arzt aus Frankreich kümmerte sich um Maurice. Wir sagten ihm, er solle Maurice nicht verbinden, damit die SS nicht durchdrehe. Am Abend wollte ich mich nach seinem Befinden erkundigen und ihm etwas Tee bringen. Einer von meinen Freunden beim *Sonderkommando* sagte mir: «Geh' dort nicht hin, der bringt Dich um.» Aber ich antwortete: «Er wird mich schon nicht umbringen. Ich fürchte mich nicht.» Ich ging zu ihm und fragte: «Maurice, willst Du etwas trinken?», und er antwortete mir ruhig in mit Deutsch und Jiddisch durchsetztem Polnisch: «Ich nicht ...»

Einmal wollten die Deutschen Polen aufhängen, die sich gegen sie aufständisch verhalten hatten. Sie wollten von uns zwei Leute haben, aber niemand von uns meldete sich freiwillig – ausser Maurice und dem Juden aus der Slowakei. Sie gingen mit, denn sie wussten, dass sie dort Essen und bessere Bedingungen haben würden.

*Kamen die beiden zurück ins Lager?*

Nein, sie kamen nicht zurück. Wir hörten, sie seien nach Beendigung der Henkersarbeit wie Hunde erschossen worden. Polnische Zivilisten, die in der Nähe gearbeitet hatten, erzählten uns später davon.

*Können Sie sich an die Namen einiger Männer erinnern, die mit Ihnen im Sonderkommando gearbeitet hatten?*

Kalman Fuhrmann, Salman Rochkin, Nissan Lewin, Berl Becker. Nissan Lewin, der viel älter war als ich, kam auch aus meiner Heimatstadt. Er war mit seinem Schwager im *Sonderkommando*, ein starker, gesunder Mann, der zwei Mehlsäcke von 80 Kilo auf den Schultern bequem in den ersten Stock schleppen konnte. Man erzählte, dass er einige Wochen vor dem Ende gestorben sei.

*Wenn ich Sie nach Ihrem besten Freund unter den Sonderkommando-Häftlingen fragen würde – wen würden Sie nennen?*

Ich hatte viele Freunde dort. Eine Zeit lang waren wir sechs gute Freunde. Alles Essen, das wir hatten, teilten wir untereinander. Eine derartige Freundschaft in Auschwitz musste auf Vertrauen beruhen. Die Lüge hat in einer solchen Gruppe keinen Platz. Wir arbeiteten in verschiedenen Arbeitskommandos. Wenn jemand etwas Essen in den Block schmuggeln konnte, teilten wir alles zu gleichen Teilen.

*Kamen alle aus einer Gemeinde?*

Nein, überhaupt nicht.

*Können Sie andere Männer aus dem Sonderkommando beschreiben?*

Unter den Juden, die aus Athen nach Auschwitz gebracht worden waren, befand sich ein kleiner Mann. Wir nannten ihn «Piccolo». Auch der Kapo nahm auf ihn Rücksicht, denn er war ein gelehrter Mann. Unter den Juden aus Griechenland kamen die Athener relativ spät ins Lager. Vorher brachten die Deutschen die Juden aus Saloniki. Die Athener unterschieden sich von ihnen deutlich.

*Warum nannte man den Athener «Piccolo»?*

Er war sehr empfindsam und kümmerte sich nur um die Leichen der ermordeten Kinder. Er war wohl ein Lehrer, oder Schriftsteller. Er suchte nur Kinderleichen, ging in die Gaskammern und holte diese Leichen heraus. In unserer Sprache wurde ein Säugling als «Piccolo» bezeichnet, und das wurde dann sein Spitzname. Wir riefen ihn immer «Piccolo». Niemand wusste, wie er wirklich hiess. Er nahm die Leichen und trug sie bis zur Grube oder zum Ofen.

Ausser ihm gab es einen weiteren Mann, der selbst dort versuchte, komisch und witzig zu sein. Immer sprach er zynisch oder makaber daher. Zum Beispiel sagte er, die Gaskammern im Krematorium seien wie ein Kinofilm. Die Bilder wechseln schnell vor unseren Augen, und letztlich bleibt auf der weissen Leinwand das Wort «ENDE». So leben auch wir: wir laufen zu den Gaskammern, holen die Leichen heraus, ziehen die Goldzähne aus, schneiden das Haar, bringen sie zur Verbrennung, holen die Asche heraus – bis das Wort «ENDE» erscheint.

Ich muss in diesem tragisch-komischen Zusammenhang auch von dem Mann erzählen, den man «Kondomiege» nannte. Er kam aus der Umgebung von Lomza, einer kleinen Stadt. Sein eigentlicher Name war Moneyk. In den Abfallbergen, die verbrannt werden sollten, suchte er nur nach Kondomen. Daher also sein Spitzname. Wenn man ihn brauchte, rief man nur nach dem «Kondomiegen». Wenn er ein Kondom gefunden hatte, blies er es wie einen Ballon auf und spielte damit wie ein kleines Kind.

Ein weiterer interessanter Mann bei uns war der Maler David Olère.<sup>52</sup> Ständig malte er uns mit wenigen, einfachen Linien Karikaturen, doch seine Figuren waren voller Leben. Ich erinnere mich noch an etwas, das Olère ganz besonders für uns machte. Wenn wir zwischen den Gegenständen der Ermordeten eine Uhr fanden, dann gaben wir ihm die Uhr und er schrieb

«Doxa» oder eine andere Markenfirma darauf, damit wir mit der Uhr handeln konnten. Zum Zwecke dieser raffinierten Fälschung benutzte er eine Lupe, die er dort gefunden hatte.

Eigentlich hatte jeder von uns irgendeinen Tick. Ich sammelte Medikamente und hatte einen ganzen Koffer voller Medikamente. Der Blockarzt wusste, dass er bei mir im Koffer suchen konnte, wenn er ein Medikament brauchte. Es gab Medikamente, von denen ich wusste, wozu sie eingesetzt wurden. Mit anderen wusste ich nichts anzufangen. Der Arzt suchte oft und fand auch manchmal, was er brauchte. Viele Medikamente wurden von den holländischen Juden ins Lager gebracht. Ich erinnere mich an das Präparat «D-Vitamin 5», das die holländischen Juden mitgebracht hatten, da waren fünf Vitamine drin. Ich selbst nahm es ein.

*Woher bekamen Sie diese Medikamente?*

Ich fand sie in dem zur Verbrennung bestimmten Abfall im Krematorium III. Im Hof dieses Krematoriums war eine grosse Grube, in die man aus «Kanada» alle Dinge und Dokumente brachte, die nicht benötigt oder verwendet wurden. Nach der ersten Sortierung in «Kanada» lud man alle anscheinend unnützen Gegenstände auf einen Lastwagen und brachte sie zur Verbrennung. Jeder von uns suchte dort. Einmal fand ich in dem Abfall den Werkzeugkasten eines Uhrmachers. Ich benutzte die Messer und Sägen, um Monogramme anzufertigen. Ich verkaufte sie an die Blockältesten, die Vorarbeiter und Kapos. Jeder erzählte davon seinen Kameraden. So kamen andere, denen ich ein Monogramm anfertigen sollte. So erhielt ich von diesem ein halbes Brot, von jenem ein Stück Käse und von einem Dritten ein Stück Wurst.

*Wurden auch die Fotoalben der Opfer in diese Abfallgruben gebracht?*

Es gab dort auch Fotoalben, aber wer hatte schon daran Interesse. Die Menschen auf den Fotos kannten wir nicht, und die Alben selbst hatten für uns keinerlei Wert. Als Kuriosum kann ich erzählen, dass wir beim Eintreffen von Transporten aus Frankreich manchmal in dem Abfallberg pornographisches Material fanden. Das nahmen wir mit in den Block. Wir schauten uns das an und hatten ein richtiges Fest.

*Juden aus Frankreich brachten derartige Hefte mit?*

Ja, denn alle dachten, sie kämen in ein Arbeitslager. Wer von ihnen wusste schon, dass er in die Gaskammer anstatt zum Arbeitseinsatz käme. Das war die Tortur, die die Deutschen einsetzten. Die Juden glaubten die Lügen der Deutschen. Aufgrund der Dinge, die die Juden aus allen Ländern – nicht

nur aus Frankreich – nach Auschwitz mitbrachten, konnte man erkennen, wie sehr es den Deutschen gelungen war, die Juden zu täuschen.

Ich erinnere mich gerade daran, wie eine Französin einen kleinen Pudel mitbrachte. Wenn man ihm Fleischstückchen gab, frass er nicht, leckte nur daran. Er war an zarte Delikatessen gewöhnt.

*Kam dieser Pudel Ihnen ins Krematorium?*

Nein, die SS nahm den Pudel fort. Er blieb bei der SS. Fuchs, glaube ich, befahl, den Hund mitzunehmen.

*Kannten Sie die Sonderkommando-Häftlinge, die geheime Tagebücher verfassten?*

Ja. Ich kannte einige von ihnen. Den «Maggid von Makow» kannte ich. Er war ein schlanker, grosser Jude aus Makow. Er war ein Prediger oder «Maggid» in der Synagoge gewesen. Zunächst arbeitete er beim «Bunker 1», später, als wir in den Krematorien arbeiteten, kam er zum Krematorium II, zusammen mit Salman Gradowski, der mit einer Frau aus Makow verheiratet war. Er bemühte sich, die Kashrut zu halten, obwohl es dort eigentlich keine nach dem Religionsgesetz verbotenen Lebensmittel gab. Fleisch erhielten wir nicht, und ganz sicher kein Schweinefleisch. Zum Passahfest 1944, als unsere Bedingungen etwas erleichtert wurden, bestach jemand von uns einen der verantwortlichen Küchenarbeiter – in der Küche arbeiteten meist sowjetische Kriegsgefangene – damit wir etwas Mehl erhielten. Wir wollten «Matzot»<sup>53</sup> backen, damit der «Maggid» aus Makow einen Seder-Abend durchführen konnte. Ich fertigte eine Zahnradrolle an, um den Matzotteig zu durchlöchern. In der Nacht zündeten wir das Feuer im Ofen an. So backten wir «Matzot»; wir hatten keine Angst, denn wir waren schon lange im Lager. Da wir keinen Wein hatten, sagte der «Maggid» – und ich erinnere mich noch gut daran: «Wir sprechen den Segensspruch über den Tee.»

*Wurde der «Maggid» auch bei den Arbeiten eingesetzt, die die anderen Sonderkommando-Häftlinge durchführen mussten?*

Wir bemühten uns, auf ihn Rücksicht zu nehmen. Während der Festtage gab ihm der Kapo, der aus der Nähe von Makow kam, leichte Arbeit oder etwas, das wie Arbeit aussah. Das wichtigste war, dass die Deutschen nicht dachten, er langweile sich, damit ihm die schwere körperliche Arbeit erspart blieb. An Wochentagen schleppte er in unserem Krematorium Leichen.

*Sie erwähnten Salman Gradowski. Erzählen Sie bitte über ihn!*

Salman Gradowski kam aus Suwalki. Er war mit einer Frau aus meiner Heimatstadt Lunna verheiratet. Ihr Vater hatte ein Geschäft für Lebensmittel

und Schreibwaren. Dort konnte man alles bekommen. Nach Kriegsausbruch 1939 fiel Suwalki unter deutsche Herrschaft. Die Familie kam nach Lunna. Mit der deutschen Besatzung wurde das Ghetto errichtet. Gradowski wurde als Verantwortlicher für Gesundheitsfragen im Ghetto eingesetzt. In Birkenau schrieben er und der «Maggid» von Maków nachts Tagebücher über die Ereignisse: Woher die Transporte kamen. Wie viele Menschen eingetroffen waren. Wann der Transport kam. Wie viele ermordet wurden und wie viele als Häftlinge in das Lager kamen. Die Listen versteckten sie in Flaschen, die sie im Müll gefunden hatten. Die Flaschen versiegelten sie mit Wachs, damit sie bis zur Wiederauffindung nach der Niederlage der Deutschen erhalten blieben. Wir wussten bereits, dass wir jedes Stück Wachs, das wir im Abfall fanden, aufheben und an den «Maggid» oder an Gradowski weiterreichen mussten, damit sie mit diesem Wachs die Flaschen der geheimen Tagebücher versiegeln konnten.<sup>54</sup>

*Führten Sie mit dem «Maggid» oder mit Gradowski intellektuelle Gespräche?*

Worüber hätten wir schon sprechen sollen. Jeder lebte in seiner Sorge und Katastrophe. Fast jeder war allein von seiner Familie übriggeblieben, wie ich. Wenn zwei Brüder aus einer Familie noch am Leben waren, so war das sehr viel. Das war auch eine Frage des Glücks. Ich kannte drei Brüder aus Janowka. Dann waren da auch die zwei Dragonbrüder Shlomo und Abraham. Abraham war der ältere. Er erhielt während des Aufstands des *Sonderkommandos* einen Schuss ins Bein. Man brachte ihn ins Krankenlager von Auschwitz, wo er bis zu seiner Genesung blieb. Als wir auf den «Todesmarsch» gingen, organisierten wir einen Karren, auf dem wir ihn zogen. Sein Bruder Shlomo konnte während des «Todesmarsches» fliehen.<sup>55</sup>

Nun komme ich zu Ihrer Frage zurück. Unter uns gab es einen Mann namens Shloime De-Geller, ein blonder Rechtsanwalt aus Wolkowisk. Auch er war mit einer Frau aus meiner Heimatstadt Lunna verheiratet. Mit ihm waren noch zwei seiner Schwäger im *Sonderkommando*. Alle drei arbeiteten bei uns. Sie führten manchmal lange Wortwechsel über verschiedene Themen. Ich beteiligte mich an ihren interessanten Gesprächen.

Eines Abends sassen wir beisammen, als amerikanische Flugzeuge das Lager zur Bombardierung in der Region Gleiwitz überflogen. Aus den Schornsteinen der Krematorien stieg der Rauch hoch empor, und wir sagten: «Hoffentlich werfen die Flugzeuge diesmal einige Brandsätze auf die Krematorien in Birkenau.» Wir hofften so sehr, dass das geschehen möge. Natürlich wussten wir nicht, was sich an der Kriegsfront abspielte. Zeitungen und Radio hatten wir nicht. Bezüglich einiger Fragen ergaben sich unter uns Diskussionen, wie wir uns verhalten sollten.



Eines Tages kam ein Lastwagen mit Menschen aus dem Lager zu den Krematorien. Das waren kranke «Muselmaninnen», die eigentlich gar nicht mehr am Leben waren. Man konnte sie als Arbeitskräfte nicht mehr einsetzen. Daher hatten die Deutschen beschlossen, sie in den Gaskammern zu ermorden. Ein Mädchen, das noch auf eigenen Füßen stehen und sprechen konnte, wandte sich an einen Kameraden aus dem *Sonderkommando* namens Jankel, einen grossen kräftigen Burschen, ergriff seine Hand und sagte: «Ich bin 18 Jahre alt und habe noch nie mit einem Mann geschlafen. Tu' mir einen Gefallen, ich möchte das einmal vor meinem Tod erleben. Kannst Du mir diesen Gefallen vor meinem Tod tun?» Jankel wies sie zurück und versteckte sich, damit sie nicht nochmals zu ihm käme. Er spürte, dass er der Bitte nicht nachkommen konnte, und wenn er dies doch täte, dann würde er etwas moralisch Verwerfliches tun. Als er uns davon erzählte, machten wir ihm öffentlich den Prozess und untersuchten, ob er sich richtig verhalten hatte, als er ihre letzte Bitte in ihrem Leben ablehnte, oder ob er ihr den Gefallen hätte tun sollen. Die Meinungen darüber gingen auseinander. Es kam zu einer heftigen Debatte. Jankel sagte uns: «Seid Ihr verrückt geworden! Das war eine «Muselmanin», verdreht und voller Kot. Und dann weiss ich noch, dass man sie in die Gaskammer bringt! Wer hat dafür jetzt überhaupt Gedanken? ... «

Also derartige Fälle pflegten wir untereinander zu diskutieren. Die meisten Kameraden gaben Jankel recht, dass er sich dem Mädchen aufgrund der besonderen Umstände verweigert hatte.

*Erinneren Sie sich an Fälle gegenseitiger Solidarität und Hilfe in den Beziehungen untereinander?*

Ja, sehr gut. Es gab viele derartige Fälle. Zum Beispiel, als es unter uns viele Malariafälle gab. Wer davon befallen wurde, durfte keine fettreiche Nahrung essen. Er war zu strenger Diät verpflichtet. Er war auf gesunde Lebensmittel angewiesen, die es nicht im Überfluss gab. Als einer von uns krank wurde, strengten wir uns auf alle möglichen Weisen an, ihm die richtige Nahrung zu verschaffen. Wenn wir Kartoffeln hatten, nahmen wir die für ihn beiseite. Auch Graupen, die für die Malariakranken wichtig waren. Selbst wenn wir hungrig waren, dachten wir zu allererst einmal an die Kranken unter uns. Mehrmals organisierte ich auch Chinin zur Behandlung der Malaria. Dieses Medikament ist bei Malariafällen sehr wirksam. Einmal erkrankte bei uns im *Sonderkommando* ein Junge aus der Stadt Wola, in der Nähe meiner Heimatstadt. Ich konnte ihm Chinin geben, das ich damals gerade zufällig bei mir hatte.

*Es gab auch Nichtjuden im Sonderkommando. An wen können Sie sich erinnern?*

Ausser den zwei Deutschen, über die wir schon gesprochen haben, erinnere ich mich an vier Polen und drei Russen im *Sonderkommando*. Sie schliefen in einem anderen Block. Ein Pole arbeitete im Krematorium III. Er kam aus einer kleinen Stadt in der Umgebung von Auschwitz. Seine Nummer war Eintausendzweihundert. Er war also einer der ersten Häftlinge. Er war zu fünf oder zehn Jahren verurteilt worden und stand kurz vor seiner Freilassung. Er hatte sich sogar schon die Haare wachsen lassen dürfen. Schliesslich holte man ihn nach Auschwitz zur Untersuchung und brachte ihn um. Als seine Leiche zu uns zur Verbrennung kam, war sein Gesicht völlig entstellt. Die Deutschen wollten nicht, dass wir ihn identifizierten.

*Wie wussten Sie, dass es sich um den Polen handelte?*

Wir erkannten ihn an seinem Körperbau.

*Erinnern Sie sich an seinen Namen?*

Sein Name war Juzek. Wir hatten drei Männer mit diesem Namen. Einer arbeitete im Krematorium III, der andere arbeitete mit Jacek in den Krematorien I und II. Später kamen beide ins Krematorium IV. Es gab noch einen Polen namens Juzek, der kam aus Warschau und war Vorarbeiter. Er hatte ein vernarbtes Gesicht infolge einer Pockenkrankheit. Alle drei waren miteinander befreundet. Nur der vierte Pole schloss sich ihnen nicht an.

*Was war mit den Russen, die mit Ihnen arbeiteten?*

Die Russen arbeiteten bei uns nur kurze Zeit, sie wurden rasch umgebracht. Ich weiss nicht genau, woher sie gekommen waren, vielleicht auch aus Auschwitz. Als man vier der Frauen erwischte, die uns mit Sprengstoff für Handgranaten zum Aufstand versorgten, verdächtige man die Russen der Kooperation.<sup>56</sup>

*Gab es unter den jüdischen Sonderkommando-Häftlingen Verbrecher, die eine Strafe im Gefängnis abgesessen hatten?*

Ja, aber es handelte sich nicht um «Verbrecher», sondern um Juden, die eigentlich nur die Verordnungen der Deutschen gegen die jüdische Bevölkerung verletzt hatten. Ein solches «Vergehen» konnte zum Beispiel der Wechsel von einer Stadt zur anderen sein. Das war Juden verboten. Wer bei einem derartigen «Vergehen» erwischt wurde, wurde verhaftet und eingesperrt. Derartige jüdische «Verbrecher» kamen oft aus dem Gefängnis direkt nach Auschwitz.

*Frauen arbeiteten niemals beim Sonderkommando, nicht wahr?*

Nein, es gab keine Frauen.

*Wussten Sie, was mit den Sonderkommando-Häftlingen im Laufe der Jahre geschehen ist?*

Ein Teil der *Sonderkommando*-Häftlinge starb infolge von Krankheiten und Epidemien, wie Typhus oder Gelbsucht. Die Gelbsucht war besonders verbreitet. Viele starben an dieser und ähnlichen Krankheiten.

*Wie verhielt es sich mit den geplanten Ermordungen der Sonderkommando-Häftlinge durch die Deutschen?*

Manchmal brachte man einen Teil unserer Männer um, aber die grossen Vernichtungsaktionen fanden vor meinem Eintreffen in Auschwitz statt. Wir wussten, dass unser Leben am seidenen Faden hing. Wir hatten keinerlei Illusionen. Wir lebten in dem Bewusstsein, dass unsere Überlebenschancen nicht sehr gross waren. Aber immer hat der Mensch die Hoffnung, dass er überlebt. Tatsache war, dass einige, die Ende 1942 zum *Sonderkommando* gekommen waren, am Leben geblieben waren.

*Standen Sie einmal in der Gefahr, von Deutschen ermordet zu werden?*

Ja. Das hat sich so abgespielt: 1944 holte man eine Gruppe von 50 Männern zum Holzsammeln bei Kattowice. Zehn SS-Männer mit Hunden bewachten uns. Ich war sicher, dass sie beabsichtigten, uns zu provozieren, als ob wir fliehen oder die Befehle verweigern wollten.<sup>57</sup> Dann hätten sie einen Grund gehabt, die gesamte Gruppe umzubringen. Diese Idee war uns eigentlich nicht fremd, aber jedes Mal prüften wir die reale Situation. In dem erwähnten Fall hatten wir keinerlei Chancen. Wir hätten nichts gegen zehn bewaffnete Männer ausrichten können. Besonders gegen die schrecklichen Hunde wären wir hilflos gewesen. Die Hunde schreckten uns mehr als die SS-Männer. Sie biss nicht einfach nur so zu, diese Hunde waren darauf ausgerichtet, Menschen zu zerfleischen, die hätten einem wirklich das Fleisch stückweise ausgerissen. Wenn ein solcher Hund einen am Bein gepackt hätte, hätte man die gesamte Widerstandskraft verloren. Ausserdem mussten wir berücksichtigen, dass wir uns in einer feindlichen Umgebung befanden, in der uns niemand geholfen hätte. Wir hätten keinerlei Chancen gehabt. Jeder Widerstand von unserer Seite wäre Selbstmord gewesen.

Wenn man Selbstmord hätte begehen wollen, wäre es leichter gewesen, «in den elektrischen Zaun zu laufen» und so Schluss zu machen. Auch wäre es leichter gewesen, einen SS-Mann zu schlagen. Man hätte sofort eine Kugel bekommen – und fertig. Im Allgemeinen prüften wir stets sachlich und

kühl die Möglichkeiten, etwas zu unternehmen. Doch einfach so aus Gefühl, ohne die Situation zu erwägen, handelten wir niemals. Nach anderthalb Jahren im Lager, nachdem ich alle Krisenphasen durchlaufen hatte, war ich bereits in der Lage, jede Situation ruhig und ernsthaft zu analysieren und alle Möglichkeiten und Beschränkungen, Gefahren und Chancen zu erwägen und ausgewogene, besonnene Entscheidungen zu fällen.

*Wissen Sie von Widerstandsaktionen anderer Gruppen von Sonderkommando-Häftlingen?*

Ich werde hier von einem herausragenden Ereignis erzählen, an das sich viele von uns erinnern. Fünf *Sonderkommando*-Häftlinge organisierten sich zu einer Aktion – es handelte sich um zwei Juden aus Athen und drei Juden polnischer Herkunft. Sie zogen unter Bewachung zweier SS-Männer, darunter der Litauer, der mich geschlagen hatte, aus, um die Fässer mit der Asche der Ermordeten in den Fluss zu schütten. Die Entscheidung, die Gelegenheit, dass sie sich mit relativ geringer Bewachung ausserhalb des Lagers befanden, zur Flucht zu nutzen, kam wohl relativ spontan.

Das Beseitigen der Asche am Fluss spielte sich so ab: Die Asche wurde aus den Lastwagen in geringer Entfernung vom Wasser ausgeschüttet. Reste der Asche fielen auf den Uferstreifen. Die Deutschen waren daran interessiert, dass solche Reste nicht übrigblieben. Daher mussten die Häftlinge den Uferstreifen von der Asche reinigen. Die beiden griechischen Juden hofften, dass sich die drei polnischen Juden ihnen anschliessen würden. Einer nahm die Schaufel und schlug einem der SS-Männer damit auf den Kopf. Der SS-Mann fiel um. Den zweiten SS-Mann warf man ins Wasser und versuchte ihn zu ertränken. Inzwischen hatte sich der erste SS-Mann wieder erholt, und die polnischen Juden halfen den Griechen nicht, sondern standen regungslos herum. Sie waren hilflos ausgeliefert. Als einer der griechischen Juden bemerkte, was geschah, liess er den zweiten SS-Mann unter Wasser los und begann, mit seinem Kameraden an das andere Ufer zu schwimmen. Da sie kein Polnisch sprechen konnten und dort niemanden kannten, wurden sie schliesslich gefasst. Das war natürlich ihr Ende.

*Können Sie mehr Einzelheiten über diese griechischen Sonderkommando-Häftlinge, die nach ihrer Flucht wieder ergriffen wurden, erzählen?*

Sicherlich. Einer von ihnen war Offizier in der griechischen Armee gewesen. Man kann sich nicht vorstellen, welch' ein gesunder Kerl dieser Grieche war, wie stark er war. Einmal stand ich im Gebäude neben dem Schornstein. Er packte mich mit beiden Händen und hob mich in die Höhe, als ob ich eine Feder wäre. Der zweite war ein Offizier in der griechischen Marine gewesen.

*Was geschah mit den beiden letztendlich?*

Man brachte ihre Leichen zu uns, und wir mussten sie verbrennen.

*Was geschah mit den drei polnischen Juden?*

Zwei von ihnen blieben am Leben. Einer hiess Artchik (Aharon) Lubowitsch. Er kam später nach Bnei-Brak in Israel und wanderte dann nach Kanada aus. Inzwischen ist er verstorben.

*Jetzt wollen wir über den Aufstand des Sonderkommandos sprechen. Wie fing das alles an?*

Eines Tages, im Oktober 1944, einige Tage vor dem Aufstand, kamen die Deutschen und kündigten einen Appell an. Sie verlangten einige Dutzend Arbeiter «für Arbeiten draussen». Als sie sahen, dass niemand sich freiwillig meldete, versuchten sie, Leute mit bestimmten Berufen wie Schuster, Tischler und Elektriker auszusortieren. Der Deutsche, der den Appell leitete, rief: «Elektriker 'raustreten!» Ich war entschlossen, den Befehl zu überhören. Er suchte zwischen den Reihen und fand mich. Er steckte mich in eine Gruppe, die mit mir zusammen aus 30 Leuten bestand. Nachdem der Deutsche sich umgedreht hatte, trat ich in die Reihe zurück. Er bemerkte, dass ich nicht mehr in der Gruppe war, suchte mich und fand mich in der Gruppe, in der ich auch vorher zum Appell gestanden hatte. Als Strafe für den Versuch, mich zu drücken, gab er mir einen kräftigen Tritt gegen den unteren Rücken. Dann stellte er neben mir einen SS-Mann auf, der mich bewachen sollte. Uns, also die 30 Männer, steckte man in einen mit Gittern verschlossenen Raum. Wir waren völlig abgeschlossen. Ich setzte mich neben den Schornstein und sumgte ein Lied vor mich hin. Irgendwie war ich in Gleichgültigkeit verfallen. Ich war mir sicher, dass man uns auf einen Transport in den Tod bringen würde, und bereitete mich darauf vor. Wie ich schon sagte, fand diese Selektion der 30 Leute kurz vor dem Aufstand statt. Nachdem man uns von Krematorium III nach Krematorium IV verlegt hatte, begann der Aufstand in Krematorium III. Einige Leute vom *Sonderkommando* setzten dort das Gebäude in Brand.

*Wissen Sie, wer das Feuer im Krematorium legte?*

Der Anführer der Brandleger war ein Mann aus Bedin namens Jossel. Seinen Familienamen weiss ich nicht. In den meisten Fällen kannte man nicht die Familiennamen der Kameraden. Jossel war der erste, der Feuer an das Gebäude legte. Anfangs steckte man wohl die Pritschen und Matratzen im Dachgeschoss in Brand. Dort hausten die *Sonderkommando*-Häftlinge. Das war das Zeichen für den Beginn des Aufstandes.

*Erhielt man Hilfe von draussen bei der Planung und Durchführung des Aufstandes?*

Es gab eine gewisse Absprache mit den polnischen Partisanen.<sup>58</sup> Die verlangten grosse Geldsummen, die sie für ihre Untergrundaktivitäten brauchten. Im Gegenzug versprachen sie uns militärische Hilfe.

*Woher hatten die Sonderkommando-Häftlinge das Geld?*

Wir erhielten das Geld von den Arbeitern in der Effektenkammer. Die fanden manchmal Wertsachen in den Kleidern, die sie sortierten – Dollars, Goldmünzen, Ringe und ähnliches.

*Können Sie die Vorbereitungen zum Aufstand beschreiben?*

Wir begannen mit den Vorbereitungen ein halbes Jahr vor dem Ausbruch des Aufstandes. Wir bereiteten Minen und Handgranaten vor, die wir selbst herstellten. Den Sprengstoff erhielten wir von den jüdischen Frauen, die in der Munitionsfabrik arbeiteten.

Wie sahen die Handgranaten aus, die wir vorbereiteten? Wir nahmen eckige Rindfleischkonservenbüchsen aus Metall, füllten sie mit Sprengstoff und einem Docht. Dazu fügten wir Metallstücke, die wir aus Stacheldraht gemacht hatten. Die Granaten sollten in möglichst viele Splitter explodieren und so ein Maximum an Menschen verletzen. Der Sprengstoff wurde von den Frauen an einem vereinbarten Platz abgelegt und von dort von den Arbeitern des «Scheisskommandos» abgeholt.<sup>59</sup> Sie kamen mit einem Wagen, auf dem sie ihre Geräte transportierten, in die verschiedenen Blocks. Diese Wagen oder Karren zogen sie mit Stricken. In den Streifen der Stricke versteckten sie den Sprengstoff. Sie waren sicher, dass die Deutschen dort nicht suchen würden. Wenn sie an mir mit den Karren vorbeikamen, fiel mir auf, dass sie die Stricke locker hielten und sie nicht fest anpackten.

*Elieser, waren Sie selbst an der Anfertigung der Granaten beteiligt?*

Ja, ich gehörte dazu. Ich nahm auch an der Produktion von anderen Waffen teil: Messer einer bestimmten Sorte. Das waren Messer, die Juden zum Kid-dush<sup>60</sup> mitgebracht hatten. Diese Messer wurden eigentlich zum Anschneiden des Weissbrottes zu Beginn des Shabbats benutzt. Die Messer trugen die Inschrift «LeShabbat Kodesch».<sup>61</sup> Die Messer waren lang und hatten einen weissen Griff. Meine Aufgabe bestand darin, die Messer auf vier Seiten zu schärfen und sie so zu einem Bajonett zu machen. Während des Aufstands im Krematorium II benutzte man derartige Messer, um den deutschen Kapo Karl zu ermorden.

Grundbedingung für einen erfolgreichen Widerstand ist die Konspira-

tion. Von dem Aufstand wusste nur eine kleine Gruppe. An der Spitze unserer Untergrundbewegung stand ein jüdisch-russischer Artilleriemajor, der bei Stalingrad in Kriegsgefangenschaft geraten war. Der war ein typischer Untergrundkämpfer. Ausser ihm gab es noch drei andere russische Juden. Der russische Major sagte: «Wir haben hier rund 80.000 Häftlinge. Selbst wenn die Deutschen die Hälfte von uns erschliessen, bleiben noch weitere 40.000 Leute übrig. Das ist eine grosse Truppe. Diese Leute haben nichts mehr zu verlieren.» Sobald der Aufstand näher rückte, setzte man uns in Kenntnis. Dann stellte sich heraus, dass die polnischen Untergrundkämpfer einen Aufschub des Aufstandes verlangten.

*Wann erfuhren Sie von diesem Aufschub, den die Polen forderten?*

Ich glaube, das war im August 1944. Unser russischer Major sagte: «Egal ob sie dabei sind oder nicht – wir beginnen den Aufstand.» Der erste Plan sah vor, dass die Aktion in den Krematorien III und IV beginnen sollte. Dort sollten die SS-Männer ermordet werden. Dann sollten zwei Wagen kommen, die eigentlich zum Kohlen- oder Leichentransport bestimmt waren. Das weiss ich nicht mehr genau. Mit diesen Wagen sollten wir weiter vorrücken, sobald wir die Waffen der von uns erschlagenen SS-Männer übernommen hätten. Der Plan sickerte wohl durch wegen der Polen, die im Krematorium arbeiteten.

*Was geschah an dem Tag, an dem der Aufstand ausbrach?*

Nachdem man die 30 Männer, wie oben erzählt, selektiert hatte, wollte man die anderen mit einem Transport fortschicken. Die jedoch widersetzten sich, zündeten das Krematoriumsgebäude an und begannen zu schiessen. Mit mir in der Gruppe waren zwei jüdische Ärzte. Mit ihnen wollte ich hinüber zum Krematorium III gehen. Ein SS-Mann am Tor verhinderte dies. Sogleich danach fiel einer der Ärzte zu Boden und war auf der Stelle tot. Ich fragte den zweiten, was geschehen sei. Da erfuhr ich, dass der erste Arzt sich selbst eine Todesspritze gegeben hatte. Der zweite Arzt schluckte Gifttabletten und lag drei Tage im Todeskampf. Schon als ich mit ihm sprach, sah er benebelt aus, denn er hatte die Tabletten bereits genommen.

Die meisten aufständischen Arbeiter vom *Sonderkommando* wurden ermordet. Während der gesamten Zeit hielt man uns eingesperrt und isoliert. Das Gebäude von Krematorium III brannte fast vollständig ab. Das Dach des Gebäudes war aus Holz und brannte mit Leichtigkeit. Auch die Balken waren teilweise aus Holz. Auch die Pritschen waren natürlich aus brennbarem Material. Von dem Gebäude blieben nur die Steinmauern und die Schornsteine. Als die Leute vom Krematorium I das Feuer sahen, verstanden sie,

dass der Aufstand ausgebrochen war und begannen, auch zu handeln. Sie erschlugen Karl, versuchten, das Gebäude anzustecken und begannen zu fliehen. Das war dort etwas leichter, denn der Zaun grenzte an das Umland. Ein Teil von ihnen konnte einige Zaunanlagen überwinden. Jedoch letztlich wurden alle erwischt. Wir waren dort einen halben Tag lang eingesperrt. Inzwischen legte sich der Aufstand. Die restlichen Aufständischen brachte man ausserhalb des Lagers um. Uns zwang man, die Leichen zu verbrennen. Neue Transporte mit Juden aus Europa trafen schon nicht mehr ein, so dass dies die einzige Arbeit war, die übriggeblieben war. Später erhängte man auch die jüdischen Frauen, die uns geholfen hatten.

*Haben Sie das selbst gesehen?*

Nur aus der Ferne, denn das spielte sich ja im Frauenlager ab. Im Lager wurde Ausgangssperre verhängt, und man durfte nicht mehr herumlaufen. Wir konnten dieses schreckliche Schauspiel von unserem Block aus heimlich beobachten, denn der Blockälteste hatte Wachen aufgestellt, damit wir nicht herausgingen. Wir waren damals selbstsicher und trauten uns, das Verbot zu ignorieren.

Nachdem man die Frauen ergriffen hatte, holte man mich zum Krematorium und verlangte von mir, zu verraten, welche weiteren Frauen am Untergrund beteiligt gewesen waren. Man drohte, mich auf der Stelle zu erschliessen oder lebend in den Ofen zu werfen. Ich sagte, ich wüsste nichts, und man liess mich laufen. Ich kehrte in den Block zurück, völlig bleich vor Furcht. Mein Haar wurde über Nacht weiss. Seit meinem 23. Lebensjahr habe ich weisse Haare.<sup>62</sup>

*Die Räumung von Auschwitz-Birkenau begann am 18. Januar 1945. Gab es schon vorher Anzeichen für eine Evakuierung des Lagers?*

Ja. Zum ersten Mal bemerkte ich etwas Eigenartiges, als ich einmal im Lager herumliefe und einige Kameraden sehr beschäftigt sah. Ich fragte, was sie dort vorbereiteten, und sie antworteten mir, sie würden ins Nahrungsmittellager einbrechen. Ich sagte, ich wolle mitmachen. Ich hätte auch passende Werkzeuge. Zum ersten Mal in meiner Häftlingszeit in Auschwitz kam ich da mit dem elektrischen Zaun in Berührung. Mit Hilfe eines Freundes schnitt ich den Stacheldraht durch, damit man ins Lager F kommen konnte. Dort waren jüdische Frauen aus meiner Stadt. In dem Moment, in dem man den Zaun durchschnitt, entstand ein Kurzschluss. Die Deutschen konnten auf ihren Wachposten feststellen, wo es zu diesem Kurzschluss gekommen war, und kamen dann rasch, um die Schadstelle zu reparieren. Wir mussten also den elektrischen Zaun so durchschneiden, dass die Deutschen



nicht bemerkten, wo der Kurzschluss war. Wir beide standen also mit Zangen dort, fassten – jeder an einem Ende – den Draht an, schnitten ihn durch und warfen das abgeschnittene Stück zur Seite. Dadurch wurde der Strom unterbrochen, der Zaun war nicht mehr elektrisch geladen, aber es entstand kein Kurzschluss. Das musste man alles wissen.

Anschliessend brachen wir ins Lebensmittellager ein. Mit beiden Händen holte ich Brote heraus, in meinen Taschen versteckte ich einige Schachteln Margarine. Ich nahm so viel, wie ich tragen konnte, denn in dem Augenblick, in dem wir in das Lager eingedrungen waren, kamen viele andere ebenfalls, um sich mit Essen zu versorgen. Das Essen, das ich herausholte, brachte ich den Frauen aus meiner Stadt. Die Drähte im elektrischen Zaun waren senkrecht und waagrecht angeordnet. Wenn wir die Drähte nicht durchgeschnitten hätten, hätten wir die Sachen nicht durch den Zaun bringen können.

In der Nacht brachte man uns von Birkenau nach Auschwitz. Dort steckte man uns in die Blocks. Wir fingen an, auch dort nach Lebensmittellagern zu suchen. Doch man war uns bereits zuvorgekommen. Aber ich fand trotzdem einen Karton mit 24 Fleischbüchsen. Die halbe Nacht sassen wir, die Leute vom *Sonderkommando*, da und assen den Inhalt der Büchsen.

*Schadete dieses hastige Essen nicht Ihrer Gesundheit?*

Nein, nein. Das Fett und das Wasser gossen wir aus. Wir assen nur das Fleisch. Vielleicht war das Pferdefleisch, aber das interessierte und kümmerte uns nicht. Jeder behielt eine Büchse für sich als Wegzehrung. Am Morgen zählte man uns noch einmal und brachte dann eine Gruppe von 5.000 Menschen aus dem Lager fort. Wir gingen viele Kilometer.<sup>63</sup>

Am Wegrand lagen überall Leichen. Wir gingen fast 20 Kilometer bis nach Pszczyna. Dort brachte man uns für einige Stunden auf einen Fussballplatz. Dann ging es weiter. Die Nacht verbrachten wir auf einem Landgut. Am nächsten Morgen mussten wir weitermarschieren. Im Verlauf kamen wir an eine Eisenbahnstation, wo schon Waggons auf uns warteten. Wir mussten in die Waggons hinein, mit denen man uns nach Deutschland bringen wollte. Während die Menschen in die Waggons gesteckt wurden, konnte ich mit einem Freund fliehen. Man schoss uns nach, wobei mein Freund getötet wurde. Ich bekam eine Kugel ins Bein, aber ich lief weiter. Es gab dort eine Anhöhe, hinter der ich mich versteckte. Auf dieser Anhöhe war ein kleiner Wald. Schon in der «Beitar\*»-Bewegung hatten wir Marschordnungen gelernt. Auch hatte ich dabei erfahren, dass man umgekehrte Spuren hinterlassen muss, wenn man sich gut verstecken will. Man musste also rückwärts lau-

fen. Als die SS-Männer mich verfolgten, sahen sie die Fussspuren und dachten, ich sei von dem Hügel heruntergegangen. So kehrten sie wieder auf ihren eigenen Spuren zurück. Ich konnte sie von oben aus sehen, während ich mich zwischen den Bäumen versteckte. Das war der «Trick», der mich gerettet hat.

Infolge der Beinverletzung und der fehlenden medizinischen Behandlung erfroren meine Zehen. Ich war gezwungen, mich selbst zu operieren, und mit einer Maniküerschere schnitt ich Fleisch und Blutgefässe ab. Im Laufe der Zeit verfaulte alles, und nur die Knochen blieben übrig.

*Was machten Sie, nachdem die Gefahr vorüber war?*

Ich lief in Richtung auf das Geschützfeuer, aber das war eine irriige Erwägung. Die ganze Nacht lief ich immerzu in dem Wald herum. In der nächsten Nacht schlief ich, denn ich war völlig erschöpft. Das Leben interessierte mich nicht mehr. Ich war völlig kraftlos. Aber wenn ich sterben musste, dann wollte ich als freier Mensch sterben. Ich fand ein Versteck zwischen vertrocknetem Schilf an einem Fischteich.

Ich machte eine Matte aus Schilf, auf der ich mich schlafen legte. Ich weiss nicht, wie lange ich schlief. Ich wachte völlig durchgefroren auf. Ich lief dann bis in ein Dorf – ich war wohl wieder nach Psczyna zurückgekehrt, ohne es zu merken. Ich kam an ein Haus, in dessen Tür eine Frau stand. Ich wandte mich an diese Frau und sagte: «Gib' mir etwas zu trinken!» Die Frau erwiderte: «Was willst Du trinken, Kaffee?» Sie lud mich in ihr Haus ein. Ich setzte mich nieder, und sie brachte mir Kaffee und sogar ein Stück Brot. Ihr Mann tauchte dann auf und wollte wissen, wer ich sei. «Was geht es Dich an, wer ich bin», erwiderte ich trocken, «ich trinke aus und gehe dann wieder fort.» Der Mann blieb hartnäckig: «Ich will wissen, wer Du bist.» Vor Angst, dass man mich wieder verhaften würde, stellte ich mich gleichgültig und sagte ihm: «Willst Du's wirklich wissen? Ich bin von einem Transport aus Auschwitz geflohen. Ich bin einer der Häftlinge aus Auschwitz.» Nicht weit vom Haus, so fand ich später heraus, war die Strasse, auf der die Gefangenen auf dem Todesmarsch gelaufen waren – immer noch voller Leichen. Der Mann fragte: «Wohin willst Du?» Und ich erwiderte, ich wüsste es nicht. «Kennst Du jemanden in der Umgebung?» – «Nein», antwortete ich. «Dann bleibst Du bei uns.» – Ich blieb dann gut fünf Wochen im Haus dieser polnischen Christen, bis das Gebiet durch sowjetische Soldaten befreit wurde. Dann brachte man mich zu einer ersten Behandlung ins Krankenhaus.

*Wer war der Mann, der Sie in seinem Haus aufgenommen und gerettet hatte?*

Er hiess Augustin Tendera, seine Frau Franciska. Sein Sohn hiess Ignac. Ausserdem hatte er zwei Töchter, Malgorzata und Marta.

*Wie hiess das Dorf?*

Radostowice.

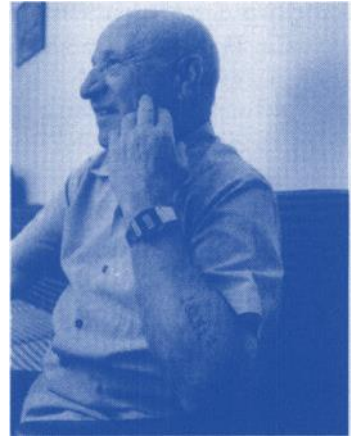
*Haben Sie noch Kontakt zu dieser Familie?*

Ja. Ich habe sie bereits zweimal besucht. Das letzte Mal im September 1993, als ich zu den Dreharbeiten zu einem Dokumentarfilm über das *Sonderkommando* in Polen war. Da kam die Familie zu den Dreharbeiten, um mich in Birkenau zu besuchen. Natürlich war ich während der gesamten Zeit mit ihnen in brieflichem Kontakt. Ich hatte Geschenke geschickt und auch bei meinem Besuch Geschenke mitgebracht. Sie verdienen eigentlich viel mehr, aber nur das kann ich ihnen geben. Schliesslich hat diese Familie mein Leben gerettet.<sup>64</sup>

## 5. Shaul Chasan:

«Das Leben zählte nicht mehr, der Tod war zu nah.»

Shaul Chasan hat eine starke, präzise Persönlichkeit. Seine grossen Augen strahlen vor Vitalität. Er gehört zu den stolzen Juden aus Saloniki und ist ein eingeschworener, standhafter Zionist. Keines unserer acht Interviews verging, ohne dass er auf sein «Credo» zu sprechen gekommen wäre: Die Shoah hätte sich nicht ereignen können, so Chasan, wenn Juden damals einen eigenen Staat zu ihrem Schutze gehabt hätten. «Ohne Staat sind wir der Vernichtung preisgegeben». Dieser Überzeugung fügte er immer die Geschichte von den zwei SS-Leuten hinzu, die eines Tages in den Bereich der Ver-



brennungsanlagen in Birkenau gekommen waren. Der eine flüsterte dort dem anderen zu: «Schau her! Diese Juden, das geschieht ihnen nur, weil sie keinen eigenen Staat haben!»

Shaul Chasan lebt heute in Holon südlich von Tel Aviv. Wir trafen uns zum ersten Mal 1987, als ich begann, das Schicksal der Juden aus Saloniki in Auschwitz-Birkenau zu dokumentieren. Wir fuhren gemeinsam mit einer Gruppe von Auschwitzüberlebenden aus Saloniki nach Griechenland und Polen, um für den israelischen Rundfunk eine Sendung zum Holocaust-Gedenktag vorzubereiten. Für Shaul war das sein erster Besuch auf polnischem Boden nach der Shoah. Als wir zu den Überresten des Krematoriumgebäudes II gelangten, in dem er 1944 gearbeitet hatte, schien es, als sei die Zeit in den vergangenen 43 Jahren stehengeblieben. Er ging geradewegs zu den Resten des Gebäudes, zeigte auf jeden einzelnen Teil und erzählte, was an welcher Stelle gewesen war: «Hier war der Raum, in dem sich die Leute auszogen. Hier war die Eingangstür zur Gaskammer, hier die Gaskammer selbst. Hier holte ich die Toten aus der Gaskammer.» Ich war erstaunt und erbleichte. Es war, als ob er erst gestern diesen Ort verlassen hätte.

Aber was mich noch stärker bewegte und fast zu Tränen rührte, waren die Worte, die Shaul nach einer der Rundfunkaufnahmen sagte, als wir langsam von den Ruinen des Krematoriums III in den Hofbereich des Krematoriums gingen und das Mikrophon des Technikers noch eingeschaltet war: «Gideon, jetzt ist in mir etwas frei geworden, was mehr als 40 Jahre verschlossen war. Bis jetzt habe ich meinen Familienangehörigen nichts über mein Leben während der Shoah erzählt. Ich konnte ihnen einfach nicht erzählen, was ich in Birkenau gemacht habe. Jetzt fühle ich mich befreit. Das Band an meinem Herzen hat sich gelockert. Hab' Dank, dass Du es für mich gelöst hast.» Diese Worte haben mich froh gemacht. Ich habe stets Gewissenskonflikte, wenn ich die Überlebenden der Shoah in ihre Vergangenheit zurückführe, in die bitteren Erinnerungen, die nächdlichen Alpträume, zu dem, was sie zu verdrängen und zu verschweigen versuchen, um die Gegenwart erträglich leben zu können. Shaul Chasans Worte haben mir gezeigt, dass die Rückkehr in die Vergangenheit auch positive Wirkungen haben kann: die Befreiung von jahrelang angestauter, quälender Last.

Im Verlauf der folgenden Monate erzählte mir Shaul, dass er infolge unserer gemeinsamen Reise zum ersten Mal seinen Kindern über seine Zeit in Auschwitz erzählen konnte. Die Last der Erinnerungen an Auschwitz war weniger drückend geworden.

Chasan hat die hebräische Sprache niemals völlig zu beherrschen gelernt. Es war darum oft schwierig, ihn zu verstehen. Aber seine Glaubwürdigkeit war für mich absolut: Immer wieder machte er die gleichen Angaben, ohne von ihnen jemals abzuweichen. Er versuchte niemals, die schreckliche Realität zu korrigieren, suchte nicht nach Rechtfertigung oder Ausreden, stellte sich niemals ins Zentrum, präsentierte sich nicht als Held oder besonders begabten Menschen. Er gebrauchte einfache Wörter, auch wenn er von den Schrecken sprach: über die Toten, das Gas, die Öfen, die Asche, die Grausamkeit – immer in gemässigtem, zurückhaltenden Ton.

Eine der schönen Eigenschaften, die ich in diesem Augenzeugen aus Saloniki gefunden habe, war auch seine Fähigkeit, sich rasch von Auschwitz zu lösen und zu einem alltäglichen Leben überzugehen. Bei den Besuchen im Hause der Familie Sackar schenken sich die Männer bisweilen mitten im Gespräch über die Shoah ein Gläschen Wein ein, trugen heimische Kost auf und freuten sich einfach – das ist ihr grosser Sieg über Hitler, ist ein Trost inmitten der Katastrophe.

Schaue ich diesen jüdischen Menschen aus Saloniki an, so begreife ich, wie gross der Verlust ist, verstehe ich, was wir verloren haben, wir alle – Juden und Nichtjuden, durch die Ermordung der 60.000 Juden aus Saloniki.

*Herr Shaul Chas an, dieses Interview wird sich vornehmlich auf die Zeit Ihrer Arbeit im Sonderkommando Auschwitz-Birkenau konzentrieren. Doch vorher sollten wir einen kurzen Blick auf Ihr Leben vor Auschwitz werfen. Sie wurden in Saloniki in Griechenland geboren?*

Ja-

*Wann war das?*

Ich wurde 1924 in Saloniki in Griechenland geboren.

*Wollen Sie etwas über Ihre Familie erzählen?*

Mein Vater war Kleiderverkäufer. Wir waren vier Kinder, zwei Jungen und zwei Mädchen. Von allen blieben nur ein Bruder, der nach Athen entkommen konnte und sich den Partisanen anschloss, und ich am Leben.

*Können Sie die erste Zeit beschreiben, als man begann, der jüdischen Bevölkerung in Saloniki Schwierigkeiten zu machen?*

Bei Ankunft der Deutschen 1941 waren meine Schwestern gerade sechs und acht Jahre alt. Mein Bruder war zehn, ich war sechzehn. Bis 1942 nahm das Leben im Allgemeinen seinen üblichen Gang. Ganz allmählich begann man, die Besatzung zu spüren: jeder von uns musste den «Stern» tragen – den «gelben Fleck». Die Deutschen brachen in die Häuser der Reichen ein, stahlen Wertgegenstände und plünderten auch die Geschäfte der jüdischen Händler.<sup>1</sup>

Später holten die Deutschen die jüngeren Juden zur Zwangsarbeit. Am 11. Juli 1942 mussten sich dann alle jüdischen Männer in Saloniki im Alter von 18 bis 45 Jahren auf dem «Platz der Freiheit» versammeln – einem grossen Platz in Saloniki. Als wir uns dort, wie befohlen, einfanden, war ich bereits achtzehn Jahre alt. Um zu dem Platz zu gelangen, musste man durch eine Strasse hindurchgehen, die voller SS-Männer war. Jeder von uns erhielt Schläge, Fusstritte und Beschimpfungen auf dem Weg zum Platz. Als wir eintrafen, war der Platz halb voll, und allmählich, gegen die festgesetzte Stunde, füllte sich der Platz gänzlich mit jungen Leuten.

Um den Platz herum, auf den Dächern der Häuser, standen deutsche Männer und Frauen und betrachteten uns, wie bei einer Theatervorstellung. Alle mussten schwere Turnübungen in der Hitze machen, wobei die Schwachen mit Knüppeln geschlagen wurden, um sie noch zusätzlich zu erniedrigen. Manche wurden bis aufs Blut geschlagen. Man begann, nach gutgekleideten Männern zu suchen, und jeder, der ergriffen wurde, erhielt brutale Schläge. Man rollte ihn wie ein Fass über die Strasse und fragte ihn: «Bist Du

etwa Kapitalist?» Man quälte solche Leute bis auf den Tod. Das dauerte von morgens bis in den Nachmittag hinein. Inzwischen hatte man auch begonnen, die Männer zu registrieren. Ich blieb am Rand stehen, beeilte mich keineswegs, aufgezeichnet zu werden, und gegen zwei Uhr hiess es dann, wer noch nicht registriert sei, solle am Sonntag wiederkommen.

Am Sonntag fand sich der Rest der noch nicht Registrierten wieder ein. Ich ging nicht hin, wurde nicht registriert und blieb draussen. Was sollte ich jetzt tun?! Inzwischen hatte man begonnen, alle registrierten Männer zur Zwangsarbeit in Saloniki und den umliegenden Dörfern einzusetzen. Das dauerte ungefähr drei bis vier Monate.

*Dann begann die Ghettozeit, nicht wahr?*

Ende 1942, Anfang 1943 wurde das Ghetto im Baron-Hirsch-Viertel errichtet. Das Ghetto war in zwei Bezirke eingeteilt – den Südbezirk und den Nordbezirk. Es gab Einschränkungen der Bewegungsfreiheit, und dann war es bald gänzlich verboten, das Ghetto zu verlassen. Die Lebensbedingungen in den kleinen Häusern waren unerträglich.

*Wie und wodurch verdienten die Juden ihren Lebensunterhalt?*

Diejenigen, die ausserhalb des Ghettos bei der Zwangsarbeit eingesetzt wurden, verkauften ihr Eigentum an die Christen auf dem Markt.

Im Ghetto selbst wurden Lebensmittel verteilt. Dann begannen die Transporte nach Auschwitz.<sup>2</sup>

Im März 1943 begannen die Vertreibungen. Zuerst waren die betroffenen, die im Baron-Hirsch-Viertel wohnten, im Ghetto. In der Gegend von Saloniki wurden weitere Ghettos errichtet – im Norden und im Süden der Stadt, und jedesmal nahm man einen Teil der Ghettobevölkerung auf einen Transport. Im Mai 1943 kamen wir an die Reihe. Man nahm alle mit, die gesamte Familie, und brachte uns zunächst ins Baron-Hirsch-Ghetto. Dort blieben noch einige Familien, die nicht transportfähig waren. Inzwischen hatten die Deutschen den Befehl ausgegeben, aus der zur Vertreibung bestimmten Bevölkerung die jungen Leute herauszusuchen – gut 1.200 junge Männer, ich war unter ihnen.

*Wohin wurden die Zwangsarbeiter gebracht?*

Wir jungen, jüdischen Zwangsarbeiter mussten auf der Bahnstrecke Saloniki-Athen Schienen verlegen. Es gab vier Arbeitslager, die allein für Juden errichtet worden waren: Viba, Assopo, Lianoklandkion und Karia. In jedem dieser Lager arbeiteten ungefähr 300 Juden. Ich wurde nach Assopo gebracht, ins Gebirge in der Nähe von Athen. Dort arbeitete ich gut drei Mo-

nate lang. Wir wohnten in Baracken. Deutsche und andere zur «Abteilung Tod» Mobilisierte<sup>3</sup>, meist Jugoslawen und Ukrainer, bewachten uns und behandelten uns erbarmungslos. Alles war dort erbarmungslos und brutal.

*Wie fand dieses Kapitel ein Ende?*

Im August 1943 waren die Arbeiten beendet, und wir wurden wieder ins Baron-Hirsch-Ghetto gebracht. Wir mussten nun entdecken, dass man unsere Familien fortgebracht hatte – alle Familien waren nach Auschwitz transportiert worden. In meiner Gruppe, die aus Karia ins Ghetto zurückkehrte, waren 300 Männer, alle dünn wie Stöcke. Im Ghetto erhielten wir besseres Essen als in den Arbeitslagern beim Verlegen der Schienen. Eines Tages, nach ein oder zwei Wochen, erhielten wir gegen 2.00 Uhr nachmittags den Befehl, unsere Sachen zu packen. Es hiess, wir würden nach Polen fahren. Als ich das hörte, floh ich zusammen mit meinem Bruder im letzten Augenblick aus dem Ghetto.

Der Transport ging hinaus, aber mein Bruder und ich und noch einige andere konnten entkommen.

*Wohin flohen Sie?*

Der eine hierhin, der andere dorthin, jeder in eine andere Richtung. Mein Bruder und ich wussten nicht, was wir tun sollten. Ich erinnerte mich an ein Geschäft in Saloniki, in dem ich einmal gearbeitet hatte. In diesem Geschäft war eine Abteilung im Keller, und ein Grieche, den ich kannte, arbeitete dort. Nachdem wir dort dem Griechen unsere Leidensgeschichte erzählt hatten, sagte er: «Bleibt hier, im Keller.» Wir blieben und versteckten uns im Keller. Nach einer halben Stunde kam er im Laufschrift herbei und sagte: «Ihr müsst hier 'raus.» Als wir nach dem Grund fragten, sagte er: «Man hat Euch gesehen. Wir alle werden noch grosse Schwierigkeiten bekommen.» Als wir ihn fragten, was wir tun sollten, antwortete er: «Ihr müsst fort von hier, geht direkt in Richtung eines Dorfes. Dort findet Ihr sicher Partisanen. Ihr habt keine andere Wahl.» Wir hörten auf ihn. Eigentlich war er ein guter Mensch, der uns schon helfen wollte, aber einfach Angst hatte, in Gefahr zu geraten.

So wanderten wir ununterbrochen. Wir gingen, wie er uns gesagt hatte – mitten auf der Strasse, in einer Entfernung von zehn Metern voneinander. Zum Glück hatten wir etwas Geld. Ich sagte zu meinem Bruder: «Wir müssen irgendeinen Weg finden, um zu den Partisanen zu gelangen.» Wir wanderten fünf Tage, Tag und Nacht, und schliesslich wurden wir aufgegriffen. Wir wurden auf bergigem Gelände von Deutschen und griechischen Kollaborateuren ergriffen. Mein Bruder hatte eine Geburtsurkunde und einen



Ausweis bei sich, ich hatte keinerlei Papiere. Ich hatte meinen Bruder um seine Geburtsurkunde gebeten und meinen Namen auf der Urkunde eingesetzt, also eine Fälschung angefertigt. «Wer seid Ihr?» schrie man uns an, als wir ergriffen wurden. «Juden», gaben wir zur Antwort.

«Was treibt Ihr hier im Gebirge?»

«Wir arbeiten hier in den Dörfern.»

«Ihr seid Juden?»

«Ja», antworteten wir.

«Wo wart Ihr bis jetzt, denn alle Juden aus Saloniki wurden doch schon verhaftet?» So wurden wir untersucht und befragt; wir erhielten viele Schläge.

«Wisst Ihr, dass in Saloniki alle verhaftet wurden?»

«Nein, wir arbeiten auf den Dörfern.»

Wir wurden untersucht und erhielten Schläge auf den Kopf und die Füße. Trotz der Schmerzen hielten wir das durch und blieben bei unserer Behauptung, wir würden in den Dörfern arbeiten und erzählten nicht, dass wir aus «Baron Hirsch» entkommen waren, denn wenn bei den Deutschen jemand flieht, dann denken die nicht zweimal nach, sondern bringen ihn gleich um. Doch die Deutschen glaubten uns nicht recht und entschlossen sich, uns gründlich zu befragen. Mich nahm man zuerst und befahl mir, Schuhe und Strümpfe auszuziehen. Man band mir die Füße mit Hilfe eines Stockes zusammen, fesselte mich mit den Händen nach unten und versetzte mir Schläge auf die Füße:

«Rede, woher kommt Ihr? Seid Ihr Partisanen?»

«Wir sind keine Partisanen.»

Man schlug und schlug auf die Füße, bis ich jegliches Gefühl in den Beinen und Füßen verloren hatte, alles war vor Schmerzen völlig abgestorben.

Ich wusste, dass ich nicht mehr viel machen konnte, es gab nichts mehr zu sagen; das Schicksal setzte den Hobel an. Da trat der Offizier, der die Untersuchung leitete, an mich heran und sagte: «Gut, weil Du nicht die Wahrheit sagen willst ...» Plötzlich hörte ich einen Schuss, und dann kam der Offizier zurück und sagte: «Wenn Du nicht die Wahrheit sagen willst, dann geschieht Dir das gleiche wie Deinem Bruder: Wir haben ihn gerade erschossen.» Ich blieb weiter dabei, dass ich nichts zu sagen hätte, und erhielt wieder Schläge auf Füße und Beine. Wenige Minuten später wurde ich in den Wald gebracht, dort musste ich mich ausziehen. Ein Soldat im Range eines Feldwebels fing wieder an, mich zu befragen.

«Jude, sag' wo Du gewesen bist!»

«Ich war nirgendwo, bin nur auf den Dörfern umhergezogen.» Aus Furcht, sie würden mich umbringen, erzählte ich ihnen nicht, dass ich geflo-

hen war. Ich erfand eine Geschichte, ich hätte auf den Dörfern gearbeitet, deshalb blieb ich am Leben.

«Sag' die Wahrheit, wo bist Du gewesen? Gehörst Du zu den Partisanen?»

«Ich bin kein Partisane. Ich ziehe über die Dörfer und verdiene so meinen Lebensunterhalt», erwiderte ich ihm. Als er das Gewehr auf mich richtete, fragte er nochmals: «Rede, was weisst Du von den Partisanen?»

«Ich weiss gar nichts», gab ich wieder zur Antwort.

«Rede, oder ich erschiesse Dich.»

Als ihm allmählich klar wurde, dass er aus mir nichts herausholen konnte, schimpfte er Tod und Teufel und brachte mich nach «Pavlo Mela».

*Was war «Pavlo Mela»?*

«Pavlo Mela» war ein Gefängnis in Saloniki. Dort verhörte man mich – «Partisanen ... hast Du gesehen ...?» Die ganze Geschichte wieder von vorne.

Wir wurden dort sechs Monate festgehalten. Im Laufe der Zeit kamen noch andere Juden hinzu. Schliesslich waren wir zehn, fünfzehn Juden. In Saloniki gab es schon keine Juden mehr, nur noch vereinzelte, die der Razzia hatten entkommen können, und einige jüdische Familien mit spanischer Staatsangehörigkeit. In Griechenland blieben überhaupt nur wenige Juden zurück – in kleinen Orten wie Joannina, Larissa oder in Athen selbst.

*Wie ging es dann weiter?*

Noch bevor die Athener Juden im KZ Haidari konzentriert wurden, wurden wir aus dem Gefängnis «Pavlo Mela» nach Athen gebracht. Dort wurden wir grauenvoll behandelt. Ich erinnere mich an einen besonders grausamen SS-Offizier, der uns zu einem christlichen Zahnarzt brachte und ihn fragte: «Sag', was sind die?» Der Zahnarzt untersuchte uns und antwortete naiv: «Das sind Menschen», worauf der Offizier brüllte: «Nein, das sind niederträchtige Juden!!»

Wir waren die erste Gruppe, die nach Haidari kam. Wir sassen dort einige Monate, bis die Razzien gegen Juden in Athen angingen. Zuerst brachte man die Juden, die nicht vorher schon registriert worden waren, darunter auch Leon Cohen, den ich dort kennenlernte.<sup>4</sup>

Das Lager füllte sich allmählich, schliesslich waren wir, so erinnere ich mich, sechzig jüdische Gefangene. Eines Tages erging der Befehl, alle schon registrierten Juden in Athen zu ergreifen und nach Haidari zu bringen. Man verhaftete sie alle an einem Tag und brachte sie nach Haidari. Die zehn Juden aus Saloniki und die Athener Juden sassen dort zusammen ungefähr eine Woche.

Einige Tage später, im April 1944, brachte man uns mit der Bahn nach Auschwitz. Die Fahrt dauerte zehn Tage. Das war ein Transport, der Juden aus verschiedenen Orten zusammenbrachte, aus Arta, Joannina und anderen Ortschaften.<sup>5</sup>

*Beschreiben Sie ihre Ankunft in Auschwitz!*

Das erste, was ich von den Deutschen hörte, war: «Lasst alles hier liegen und kommt schnell ’runter.» Dann stiegen alle Familien aus, und die Selektion auf der Rampe begann. Das war ungefähr gegen 11.00 Uhr morgens. Von Auschwitz wurden wir nach Birkenau gebracht.

*Sagte Ihnen der Namen «Birkenau» damals etwas?*

Nichts. Wir waren ziemlich sicher, man würde uns in der Landwirtschaft arbeiten lassen. Als wir dann dort ankamen, begann sofort die Hölle auf Erden.

*Welche Erinnerungen haben Sie an diese ersten Momente in Birkenau?*

Ich erinnere mich, dass Leon Cohen der einzige von uns war, der Deutsch sprach. Als er einen der Häftlinge dort fragte, wo unsere Familien seien, da zeigte der Häftling mit der Hand nach oben in Richtung des Schornsteins und sagte: «Sie kommen in den Himmel.» Leon erzählte uns das, und wir dachten, er erzähle Unsinn. Später verstanden wir langsam, dass dort etwas Unheimliches vor sich ging. Es lag dort in der Luft ein scharfer Geruch von verbranntem Fleisch. Wir wurden zum Duschen geschickt, erhielten unsere Nummer, die Tätowierung war auf dem linken Unterarm. Meine Nummer war 182527. Das war fortan mein Name. Ich hiess nicht mehr Shaul.

*Können Sie das ausführlicher beschreiben?*

Diese Nummer machte man mir sofort nach der Ankunft: man brachte uns in die Waschräume, rasierte die Haare ab, nahm uns alle Kleider weg, gab uns Gefangenenkleider und tätowierte die Nummern. Einer war dort mit Bleistift und glühender Nadel, der tätowierte jedem seine Nummer ein: fünf Punkte, fünf Stiche, und das Blut kam heraus. Wie bei Tieren, wie man den Rindern Feuerzeichen einbrennt und ihnen Nummern gibt, das gleiche machte man mit uns. Wir waren wie Vieh, wie Tiere.

Als man uns in den Baderäumen die Nummer eintätowierte, rochen wir den scharfen Geruch von verbranntem Fleisch, aber damals glaubten wir noch nicht, dass dort Menschen verbrannt wurden.

*Wohin wurden Sie nach der Tätowierung gebracht?*

Mittags erhielten wir eine Portion Suppe, und dann brachte man uns in die «Quarantäne». Zu meinem Unglück ging ich am gleichen Abend, naiv wie ich war, hinaus, um irgendwo da am Zaun zu pinkeln. Ich wusste nicht, dass es verboten war hinauszugehen und umherzuwandern. Der polnische Blockälteste erwischte mich und schlug mit Fäusten auf mich ein, bis mir die Nase brach. Er hätte mich erschlagen können mit seinen Faustschlägen. Wir blieben zwei Wochen in der «Quarantäne».<sup>6</sup>

*Wie suchte man die Arbeiter zum Sonderkommando aus?*

Die Deutschen kamen einfach in die «Quarantäne» und nahmen 200 starke Männer mit zur Arbeit. Erst als wir mit der Arbeit begonnen hatten, wussten wir, wozu man uns ausgewählt hatte. Wir begannen, mit zweihundert Männern zur Arbeit zu marschieren.

*Wie viele Griechen waren unter diesen zweihundert Männern?*

Alle waren Griechen, denn es handelte sich um einen Transport von Juden aus Griechenland. Später im Krematorium, gab es auch Polen, Tschechen und Russen. Im Krematorium III gab es drei Russen, keine Juden.

Wir liefen und liefen. Auf dem Weg fragten wir: «Wo werden wir arbeiten?» «*In der Fabrik*», erhielten wir zur Antwort, bis wir in ein Wäldchen kamen. Wir blickten im Wäldchen umher, und was sahen wir? Ein kleines Bauernhaus, eine isoliert stehende Hütte. Wir kamen dort an, traten ein und als man die Tür öffnete, sah ich ein Grauen. Drinnen war alles voller Leichen aus irgendeinem Transport, gut über 1.000 Leichen. Der ganze Raum, alles voller Leichen. Ich erinnere mich, dass man sechs, sieben Leute – ich darunter – aussonderte und auf uns einschlug: «*Los, los, anfangen zu arbeiten.*» Schreie, Schläge – man gab uns keine Gelegenheit, darüber nachzudenken, was unsere Augen sahen. Wir mussten die Leichen herausholen. Es gab dort so ein Becken, eine tiefe Grube, die «Bunker» genannt wurde.<sup>7</sup>

Wir mussten die Leichen dort eine neben der anderen aufstapeln, wie Sardinien. Andere Arbeiter schlugen Holz, und wir ordneten alles – Holz, Leichen, Holz, Leichen, Leichen, Leichen, bis die ganze Grube voll war. Ein Fass Benzin stand bereit, und ein verantwortlicher SS-Mann schüttete das Benzin aus, zog seine Pistole und schoss einige Kugeln, um das Benzin zu entzünden; ein Streichholz konnte man nicht benutzen. Das Feuer entzündete sich, und Leichen, Leichen, Leichen, Leichen, reinwerfen, reinwerfen, verbrennen, verbrennen, verbrennen, verbrennen. Ohne Pause. So war das. «*Los, los ... unter Schlägen, alle diese Leichen verbrennen, und diesen Transport auslöschen?*»

Man sagte uns, wir würden 12 Stunden arbeiten, aber das waren nicht 12 Stunden: ich erinnere mich, dass wir um 2.00 Uhr dort ankamen und erst

am nächsten Tag um 2.00 Uhr wieder weggingen – also 24 Stunden hintereinander.

*Wo befand sich dieses Becken?*

Man nannte das «Bunker». Jetzt, als ich wieder in Auschwitz war, da fand ich weder die Grube noch das Haus. Das muss hinter dem Krematorium IV gewesen sein.<sup>9</sup>

*Können Sie die Grube beschreiben?*

Die Grube war sehr tief, ich glaube, ca. vier Meter. Oben warf man die Leichen rein, und wir standen in der Gruppe und ordneten alles aufeinander. Wir stiegen mit einer Leiter in die Grube. Als wir die Grube vollgefüllt hatten, wurde das Benzin auf die Leichen gegossen, der SS-Mann feuerte eine Kugel und entzündete das Feuer. Das Feuer brannte Tag und Nacht, und wir mussten unaufhörlich die Leichen hineinwerfen.

*Woher kamen die Leichen?*

Nebenan war doch das kleine Haus, das als Gaskammer diente. Die Menschen gingen hinein, dann warf man das Gas, und wenn die Menschen merkten, dass sie ersticken, dann hörte man laute Schreie, «Shema Israel», bis zum Himmel empor. Aber niemand erhörte die Schreie, niemand blickte herab, und manchmal fragte ich mich: «Wo sind die Zeichen und Wunder Gottes?»<sup>10</sup>

*Wie gross war die Entfernung zwischen der Grube und dem kleinen Haus, in dem man die Menschen vergiftete?*

Einige Meter, vielleicht dreissig Meter.

*Gab es irgendein Ordnungsprinzip, nach dem die Leichen in der Grube gestapelt werden mussten?*

Ja, wir legten die Leichen in Reihen, und auf jede Reihe legten wir Holz – Leichen, Holz, Leichen, Holz.

*Welches Holz wurde benutzt?*

Wir benutzten das Holz von grossen Bäumen, keine Bretter, sondern richtige Baumstücke.

*Wie viele Leute vom Sonderkommando arbeiteten während dieser Zeit bei den «Bunkern»?*

Ich glaube, fast dreihundert insgesamt.

*Sahen Sie jemals eine Frau unter den Arbeitern des Sonderkommandos?*

Nein, dort waren nur Männer. Man sagte, anfangs hätte es auch eine Frau gegeben, die die Haare abschnitt, aber ich habe sie nicht gesehen.<sup>11</sup>

*Wie schliefen Sie während dieser Zeit?*

Wir schliefen in einem Block in Birkenau, Nummer 11 oder 13. Von dort gingen wir jeden Tag zu Fuss. Wenn wir zurück zum Block gingen, mussten wir singen. Wir sangen Lieder auf Griechisch, Volkslieder.<sup>12</sup>

Die Deutschen liebten die Melodie des Griechischen. Wir sangen laut und stark.

*Gab es in Ihrem Block eine Wache?*

Ja, aber man hätte sie nicht gebraucht, denn man schloss uns von draussen ein. Man hätte auch nirgendwohin entfliehen können. Selbst die Toiletten waren im Block und man musste gar nicht nach draussen.

*Gab es genügend Essen?*

Wir erhielten das gleiche Essen wie alle Häftlinge im Lager. Bei solcher Arbeit denkt man überhaupt nicht ans Essen. Ich dachte nur daran fortzukommen.

*Hatten Sie Zeit, mit den Kameraden vom Sonderkommando zu sprechen?*

Nein, der Kapo trieb uns die gesamte Zeit zur Arbeit an. Später war die Gemütslage absolut schlecht. Wir fühlten uns nicht mehr wie denkende Menschen. Wir arbeiteten nur, assen und schliefen, genauso wie Maschinen, die keine Gefühle mehr haben.

*Erhielten Sie während dieser Zeit Schläge?*

Wir alle erhielten Schläge, nicht nur ich. Man schlug uns auf den Rücken, auf den Kopf. Durch diese Methode hatten wir keine Zeit, nachzudenken, wo wir waren und was wir machten. Wenn wir uns verweigerten, so erhielten wir sofort Schläge.<sup>13</sup>

*Womit schlugen die Deutschen die Leute?*

Mit einem Stock oder einer Peitsche. Die SS hatte besondere Gummirohre.

*Wann sahen Sie zum ersten Mal einen ankommenden Transport?*

Schon in den ersten zwei Wochen kamen einige Transporte. Ich erinnere mich, als ich zum ersten Mal die Ankunft eines Transports sah – man hörte

Schreie. Unglaublich, welche Schreie die Menschen ausstießen. Der Transport war riesig – fast 3.000 Menschen, Schreie bis zum Himmel, und man brachte sie um – nicht Einzelne, sondern Tausende! Ich fragte mich damals schon: «Wo sind die Wunder? Wo sind die Zeichen?» Man warf das Gas und tötete alle.

Einmal sah ich eine Frau, die mit einem kleinen Kind, einem Säugling, draussen geblieben war. Die Gaskammer füllte sich, die Türen wurden verriegelt, und die Frau und das Kind blieben draussen; wer weiss, vielleicht blieben auch noch andere, aber ich sah nur die Frau mit dem Kind. Ich sehe das noch, als sei es gestern gewesen – ein SS-Mann, ein Junge von achtzehn oder zwanzig Jahren, riss der Mutter das Kind aus den Armen und brachte es um, dann tötete er auch die Mutter. Beide hat er kaltblütig erschossen.

Nach diesen Verbrennungen, so erinnere ich mich, kam eines Abends ein Lastwagen voll mit alten Leuten, Kranken, Gelähmten, und mit Kleidern und allem schüttete man sie von der Ladefläche des Lastwagens, wie man Kies ausschüttet, direkt in die Grube – lebend! Das habe ich zweimal gesehen – einmal am ersten Tag meiner Arbeit beim *Sonderkommando* und später, als weitere Transporte eintrafen, noch einmal – man warf die Menschen lebend in den Bunker – und verbrannte sie bei lebendigem Leibe. Ich erinnere mich auch an einen griechischen Juden vom *Sonderkommando*, der sprang ins Feuer. Der sah, was geschah und sprang in die Grube. Schluss.<sup>14</sup>

*Als Sie zu den Gruben dort im Wald kamen, was fühlten Sie dort?*

Ein unbestimmtes Gefühl hatten wir im Bauch. Wir wussten nichts. Einerseits sah ich die Leichen dort unten, andererseits erhielt ich die gesamte Zeit Schläge und Beschimpfungen vom Kapo, der SS – das Gebell der Hunde. Das war die Hölle auf Erden. Wenn es eine Hölle nach dem Tode gibt, dann, so denke ich, sieht die genau so aus. Das war die Hölle, genau die Hölle. Das ist keine Sache von Glauben oder Nicht-Glauben- ein Mensch, der da mitten in Birkenau ist, weiss selbst nicht, versteht nicht, wie dies geschehen konnte: ein Junge von zwanzig Jahren, SS, erschießt einen Säugling von wenigen Monaten, erschießt die Mutter. Wie kann so etwas in unserer Welt passieren? Was hat sich dieser Junge gedacht?

*Wann fingen Sie an, im Krematorium II zu arbeiten?*

Die Deutschen erkannten schliesslich, dass die Verbrennung der Leichen in Gruben wie in Birkenau nicht die rechte Lösung war. Ausserdem rückte der Winter immer näher, so konnte man also nicht weitermachen. Daher fing

man an, die Menschen in den Krematorien zu verbrennen. Man brachte uns zur Arbeit ins Krematorium. Ich kam ins Krematorium II, und dort blieb ich fortan.

Fast jeden Tag traf ein Transport ein und manchmal sogar mehrere; jeden Tag fanden Verbrennungen statt. Tag und Nacht verbrannte man Leichen jüdischer Menschen. Die Öfen brannten Tag und Nacht, und wir mussten das Krematorium und die Verbrennungsanlagen ständig saubermachen.

*Können Sie das Krematoriumsgebäude von aussen beschreiben?*

Von aussen sah es wie ein ganz gewöhnliches Haus aus roten Ziegeln aus. Im Untergeschoss waren die Entkleidungsräume und die Gaskammer. Im Erdgeschoss waren die Verbrennungsanlagen, und im oberen Stockwerk war ein Dachboden. Von aussen sah es wie ein gewöhnliches Haus aus, das keinen Verdacht erweckte. Das Krematorium war von einem elektrischen Zaun umgeben. Beim Zaun waren Wachtürme. Selbst wenn die Flucht gelang, konnte man nirgendwohin laufen. An allen Ecken waren Deutsche, es war sehr gut bewacht.

*Stand am Tor des Krematoriums immer ein Wachposten?*

Sicher, zwei Wachen waren dort Tag und Nacht. Man zählte uns auch zweimal täglich beim Appell. Es war unmöglich zu entkommen.<sup>15</sup>

*Können Sie die Arbeit im Krematorium II beschreiben?*

Im Krematorium II hatte jeder Einzelne seine bestimmte Aufgabe. Man arbeitete in zwei Schichten – Nachtschicht und Tagschicht. Jede Schicht arbeitete 12 Stunden. Ich arbeitete auch im Entkleidungsraum und holte Leichen aus der Gaskammer.

Die Deutschen trieben die Opfer, die sich weigerten, mit Schlägen eiligst in den Entkleidungsraum, sie liessen keine Zeit zum Nachdenken. «*Los, los, los ...*», nur das hörte man. Sie gaben niemandem die Gelegenheit nachzudenken, wo er nun sei. Wer dort ankam, konnte an nichts mehr denken. Der Entkleidungsraum war unterirdisch, es gab Bänke und Bügel, und jedem der Ankommenden wurde gesagt, er solle seine Kleider aufhängen und sich merken, wo er sie aufgehängt hatte. Man sagte das, damit niemand daran dachte, was ihm geschehen könnte. Die Menschen zogen sich aus, und von der anderen Seite des Raumes gingen sie nacheinander in die Gaskammer.

*Wo waren Sie, während die Menschen sich entkleideten?*



Wir waren im Entkleidungsraum. Drinnen waren auch Deutsche. Die standen dort mit Stöcken und trieben die Leute zur Eile an. Die Deutschen erlaubten uns nicht, mit den Menschen zu sprechen, damit wir nichts verraten konnten. Nachdem alle im Gas erstickt waren, konnten wir mit der Arbeit anfangen.

*Kam es vor, dass Menschen sich weigerten, ihre Kleider abzulegen, und teilweise angekleidet blieben?*

Gut möglich, aber ich habe das nicht gesehen. Man brachte sie in die Gaskammer und aus. Alles geschah in höchster Eile, mit Schlägen und Schreien.

*Beschreiben Sie bitte einen Ihrer Arbeitstage vom Aufstehen bis zum Schlafengehen!*

Manchmal musste ich mit denen Zusammenarbeiten, die schon 12 Stunden ununterbrochen gearbeitet und ihre Schicht eigentlich beendet hatten. Es war dann noch die Hälfte der Arbeit liegengelassen – die halbe Halle der Gaskammer war noch voll, und ich musste die Leichen rausziehen. Wenn wir fertig waren, schütteten wir Wasser in den Raum, befreiten alles von dem Kies der Überreste des Zyklon B, der durch die Gitterpfiler von oben eingeworfen worden war, und die Gaskammer war wieder bereit. Inzwischen kam von der anderen Seite ein Transport, und ich sass jetzt fest – vorher hatte ich vier Stunden gearbeitet, um das dort fertig zu machen, was von der Vergasung des vorangehenden Transports übriggeblieben war, und jetzt – noch acht Stunden. Der Transport kam: man brachte die Menschen nach unten in den Raum zum Ausziehen, die Gaskammer war bereits sauber, die Ventilation arbeitete nach Vorschrift, kein Geruch und man brachte sie in die Gaskammer; nachdem die Türen geschlossen worden waren, stellte man die Ventilation ab, und die Leute begannen nun zu merken, dass das Ende näherrückte, aber da war nichts mehr zu machen. Schluss.

*Wussten Sie im Voraus, aus welchem Land ein Transport erwartet wurde?*

Nein. Nur durch Gerüchte. Das «Kanadas-Personal wusste immer alles zuerst, weil es ja auf der Rampe war. Es gab dort einen deutschen Offizier auf einem Motorrad, der informierte uns, damit wir die Verbrennungsanlagen in Betrieb nahmen.

*Wie lange im Voraus erhielten Sie die Information?*

Ein, zwei Stunden vorher, damit man bereits mit dem Einlegen des Koks in die Öfen beginnen konnte und damit schon ausreichend Feuer brannte. Damit alles bereit war. Bei einer Verbrennung – also wenn man den Körper

hineinwirft, dann musste es ordentlich brennen. Das war wie beim Grillen, da muss das Feuer schon vorher brennen. Ohne Feuer kann man nicht grillen, oder? Das ist das Gleiche. Alles das Gleiche.

*Wie teilte man die Juden zwischen den Krematorien auf?*

Wenn Nummer II arbeitete, dann brachte man den Transport ins Krematorium III. Ein Deutscher fuhr mit einem Motorrad umher, man nannte ihn den «Todesengel». Er fuhr umher und sagte, wo man die Öfen anfeuern sollte. Das war so ein Kleiner, immer derselbe Mann. Der wusste alles über die Arbeitsverteilung. Das war schliesslich seine Aufgabe.

Ein anderer, SS-Hauptscharführer Moll, das war ein richtiger Sadist. Der steckte Leuten eine Pfeife in den Mund und schoss. Manchmal schoss er Leuten in den Kopf. Alle waren dort Sadisten. Moll trieb sich immer im Krematorium umher.

*Kamen die Transporte meistens nachts oder am Tage?*

Teils, teils, aber das machte keinen Unterschied, wichtig war, das Krematorium musste frei sein. Manchmal mussten Transporte auf den Eisenbahnschienen warten, weil kein Platz in den Krematorien war.

*Erzählen Sie bitte von Ihrem Zusammentreffen mit den Menschen, die mit den Transporten kamen. Hatten Sie Gelegenheit, mit diesen Menschen zu sprechen?*

Nein, ich kannte ja deren Sprache nicht. Ausser Griechisch und Ladino kannte ich keine andere Sprache. Nur einmal gelang es mir, mit ihnen zu reden; als man einen Transport aus «Buna»<sup>16</sup> brachte, entdeckte ich einen Nachbarn von mir aus Saloniki. Ich sah ihn aus der Ferne, mit einem Bein. «Shaul, wie geht's?» fragte er mich.

«Was ist los?» fragte ich ihn. Ich war so schockiert, ihn an diesem Ort zu treffen.

«Bomben, die Amerikaner, ich bin verletzt worden, und man musste mir das Bein amputieren.» Dann wollte er genau wissen, wie er sterben würde.

*Das heisst also, er wusste, dass dies das Ende war?*

Ja, sicher. Von dem Augenblick an, als er im Krematorium eingetroffen war, wusste er das. Also fragte ich ihn: «Warum? Was hast Du davon?» – «Nein, du musst mir das erzählen, damit wir wenigstens Bescheid wissen», erwiderte er. Es interessierte ihn nicht, dass er sterben musste, er wollte nur alles wissen. So erzählte ich ihm: «Das läuft folgendermassen – Du ziehst Dich unten aus mit allen anderen, dann geht ihr ins Gas, die Gase machen Euch fertig, und nachher werden die Leichen verbrannt.» Er wollte es ja wissen,

also erzählte ich ihm alles. Ich selbst war mir nicht sicher, ob ich da lebend 'rauskommen würde. Ich wusste ja auch, dass ich irgendwann dort sterben würde, aber ich wusste nicht wann – vielleicht in einer Woche, vielleicht in einem Monat. Das Leben zählte dort nicht, der Tod war zu nahe. An das Leben dachten wir niemals, aber an den Tod dachten wir, Tag und Nacht, jeden Augenblick.

*Fürchteten Sie sich nicht, unter den Leichen Familienangehörige entdecken zu müssen?*

Nein, denn meine Familie war ja schon 1943 gekommen, ich aber erst 1944.

*Hat jemand von Ihnen einen Verwandten dort gefunden?*

Einmal kam einer, dessen Bruder arbeitete beim *Sonderkommando*. Der kannte die SS, die dort arbeitete. Und er bat einen SS-Mann, seinen Bruder vor der Vernichtung zu retten. Da antwortete ihm der SS-Mann: «So oder so, wenn er nicht heute sterben wird, dann morgen.» Der SS-Mann «rettete» ihn vor dem Krematorium, aber gab ihm anderswo eine Kugel in den Kopf.

Einmal kam ein Transport aus Korfu. Mit mir im Krematorium war ein ehemaliger Offizier der griechischen Armee namens Peppo-Josef Baruch. Der hörte, dass seine Familie aus Korfu gekommen und ins Krematorium IV gebracht worden war. Dort arbeiteten polnische Kapos, die einige Kontakte zu den Deutschen hatten. Er erzählte ihnen, dass seine Familie gekommen sei, und er bat um Erlaubnis, sie in IV zu sehen. Er ging ins Krematorium IV und sah seine Familie. Ich fragte ihn anschliessend: «Josef, hast Du ihnen gesagt, dass man sie umbringen wird?» Und er erwiderte: «Hätte ich ihnen das sagen können? Ich konnte es einfach nicht machen.» Er hat seine Familie gesehen, aber nichts gesagt. Was hätte er auch sagen sollen? Was hätten sie davon gehabt, wenn er ihnen etwas erzählt hätte?

*Konnten Sie mit niemandem ausser mit den griechischen Gruppen reden?*

Nein, und es gab schon keine Gruppen aus Griechenland mehr. Ich kam ja fast zum Schluss. Die letzten Griechen, die aus Korfu kamen, brachte man ins Krematorium IV und Schluss.

*Haben Sie eine besondere Gruppe in Erinnerung?*

Ja, einmal kamen 200 kleine Kinder im Alter zwischen acht und zehn Jahren, die wussten auch, dass man sie umbringen würde, irgendjemand hatte es ihnen erzählt. Man brachte sie rein. Das war besonders schrecklich und grausam.

*Woher kamen die Kinder?*

Das weiss ich nicht, vielleicht aus Polen.

*Beschreiben Sie bitte die Gaskammer!*

Die Gaskammer im Krematorium II war unterirdisch. Die Wände der Kammer waren grau, auch die Decke. Der Fussboden war aus Beton. Die Kammer war etwa so gross, dass ein Transport von 2.500 Leuten hineinging, vielleicht etwas mehr. Transporte wurden immer gleichzeitig alle zusammen in die Gaskammer gebracht. Man trieb sie hinein, das sah so aus wie Duschen. Es gab eine Ventilation, die Luft in den Raum leitete. Oben waren Duschköpfe in der Decke, einer neben dem anderen. Die gesamte Decke war voll mit diesen Duschköpfen. Man sagte den Leuten, das sei zur «Desinfektion». Jeder, der dort hineinkam, dachte, er käme zum Duschen. Aber aus diesen Duschen kam nie ein Tropfen Wasser heraus. Die Menschen drängten sich aneinander, bis die Gaskammer voll war. Wenn alle drinnen waren, schloss man die Tür.

*Was geschah, nachdem man die Tür hinter den Menschen geschlossen hatte?*

Nachdem die Tür geschlossen war, stellte man die Ventilation ab. Dann kamen Deutsche mit einem Wagen, der mit dem «Roten Kreuz» gekennzeichnet war, und brachten Gasbüchsen. Einer trug eine Maske, warf von oben das Gas ein – durch das eine Fenster eine Büchse, die andere durch das zweite Fenster usw. Und was war das für ein Gas?! Dieses Gas sah aus wie kleine Kieselsteine. Nach einigen Sekunden oder Minuten – wir konnten gar nicht nachdenken, was da geschah – waren alle tot. Sobald sie tot waren, öffnete man die Tür, und wir mussten dann schleunigst fortlaufen. Manchmal war noch giftiges Gas übriggeblieben, und von dem Einatmen des Gases hätten wir selbst ersticken können.

*Wie viele Türen hatte die Gaskammer?*

Eine. Die Leute gingen durch sie hinein, und durch diese Tür holte man auch die Leichen heraus. Die Tür war etwas grösser als eine Haustür. Eine schwere Tür, aus Eisen.

*Waren Frauen und Männer gemeinsam in der Gaskammer?*

Alle waren zusammen drinnen, ganze Familien. Eine ganze Familie, eine Schicht über der anderen. Immer waren alle zusammen.

*Konnte sich die Menschen in der Gaskammerfrei bewegen?*

Aber nein! Da konnte man sich nicht rühren, und von dort kam man auch nicht mehr heraus, es war einfach zu eng.

Alle standen nebeneinander, klebten aneinander fest wie Sardinen.

*Sie waren häufig drinnen ...*

Ja, ja, ständig.

*Sie sagten, das Gas wurde durch Öffnungen in der Decke eingeschüttet. Fiel das direkt auf den Fussboden oder auf die Köpfe der Menschen?*

Nein, nein, nein: es waren dort einige Öffnungen. Von jeder Öffnung führte ein runder Gitterpfeiler herunter. Das Gitter war aus Metall, voller Durchlässe, von dem Fenster in der Decke bis auf den Fussboden, und das Giftgas in der Form kleiner Steine, wurde durch diesen hohlen Pfeiler geworfen. Dann verbreitete sich der Geruch, das war das Gas.

*Reichte der Gitterpfeiler, durch den man das Gas einwarf, bis auf den Fussboden?*

Fast bis auf den Fussboden. Man hatte einen kleinen Zwischenraum gelassen, der es ermöglichte, dort zu putzen. Man schüttete Wasser aus und fegte die restlichen Steinchen zusammen. Ständig schüttete man dort Wasser umher – um das Ziehen und Schleppen der Leichen auf dem Betonfussboden zu erleichtern und um den Kot und den Unrat zu beseitigen, den die Opfer dort zurückliessen.

Die Deutschen wussten genau, wie sie am effektivsten die Gaskammer konstruierten mussten. Auch wenn man die Menschen dort eine Stunde ohne Gas drinn gelassen hätte, wären alle erstickt. Man musste nur die Tür schliessen. Der Raum war hermetisch abgeschlossen, alle Wände aus Beton, keine Luft, nichts. Nur die Ventilation ermöglichte zunächst, dass man nach dem Eintreten in den Raum nicht erstickte.

*Wie arbeitete die Ventilation?*

Die Ventilation war in den Wänden, man sah nichts, sondern spürte nur die Kühle. Es gab fast kein Geräusch. Es war dort ein Blech mit Durchlässen, und fast auf der gesamten Länge der Wand kam kalte Luft heraus. Das arbeitete die gesamte Zeit, nur wenn man das Gas einwarf, stellte man die Ventilation ab. Die Deutschen leisteten hundertprozentige Arbeit, damit man nichts merkte. Es war ihnen sehr wichtig, alles bis zur letzten Minute unter Diskretion zu halten. Ein perfekter Betrug.

*War es dunkel oder hell in der Kammer, nachdem man die Leute hineingetrieben hatte?*

Es gab Licht, das musste sein, denn die Deutschen schauten von draussen zu, um zu sehen, ob alle schon tot waren, und die Menschen standen im Licht.

Es gab eine relativ grosse Öffnung in der Tür.

*Konnten die Menschen sehen, dass etwas geschah, dass etwas eingeworfen wurde, wenn der Sanitärer von oben den Pfeiler öffnete und das Gas einwarf?*

Man konnte nur den scharfen Gasgeruch bemerken, der sich verbreitete. Dann begannen die Schreie. Alle drinnen, die Tür geschlossen, keine Ventilation, keine Luft, und dann merkte man schon das Gas. Erst in diesem Moment verstanden die Menschen, dass sie belogen worden waren.

*Konnten Sie die Schreie der Menschen hören?*

Die Schreie konnte man immer hören, schrill und verzweifelt.

*Erinnern Sie sich, was Sie hörten?*

Ich erinnere mich, dass die Menschen beteten. Das «Shema Israel» hörte ich häufig.<sup>17</sup> Es gab nicht viel zu sagen, nicht mehr als «Shema». Aber niemand erhörte es, und niemand sah sie. Wie oft sagte ich mir «Wo, wenn nicht hier und jetzt, müssen Wunder und Zeichen geschehen?», aber nichts geschah. Nichts. Es ging hier nicht um zehn Menschen, hier ging es um ein Volk, und hier hätte man Zeichen und Wunder gebraucht, aber nichts, nichts geschah.<sup>18</sup>

*Wie lange dauerte es, bis man die Tür der Gaskammer wieder öffnen konnte?*

Die SS-Männer prüften, ob bereits alle tot waren, dann öffnete man die Tür, aber – wenn die Tür geöffnete wurde, durfte dort niemand in der Nähe sein, denn wirksames Gas war noch in der Luft. Da wäre man tot umgefallen. Man öffnete die Tür, der SS-Mann entfernte sich, später wurde dann die Ventilation eingeschaltet und für eine halbe Stunde die Tür geöffnet, das Gas verzog sich, und wir konnten mit der Arbeit beginnen.

*Was sahen Sie, sobald die Gaskammer geöffnet war?*

Ich sah die Leichen, tote Menschen, wie Skulpturen stehend. Es roch auch furchtbar dort, denn vor lauter Furcht hatten die Menschen noch ihre Bedürfnis verrichtet.

*Hatten die Leichen eine besondere Farbe, nachdem die Tür geöffnet worden war?*

Darauf habe ich nicht geachtet. Wir dachten nicht an die Menschen, wir dachten an die Luft. Wenn wir darüber nachgedacht hätten, wo wir waren, dann wären wir auf der Stelle verrückt geworden.

*Kam es vor, dass jemand noch lebte, als die Gaskammer geöffnet wurde?*

So etwas habe ich nicht gesehen. Meiner Meinung nach war das auch nicht

möglich – alles war geschlossen, und das Gas konnte nicht nach draussen entweichen.

*Wurden Sie nach einigen Tagen gleichgültig gegenüber dem Anblick der geöffneten Gaskammer?*

Ich war damals überhaupt kein Mensch. Wenn ich ein Mensch gewesen wäre, hätte ich keinen Moment ausgehalten. Wir hielten aus, denn wir waren keine Menschen mehr.

*Kam es vor, dass die Gaskammer nicht zur Ermordung benutzt wurde?*

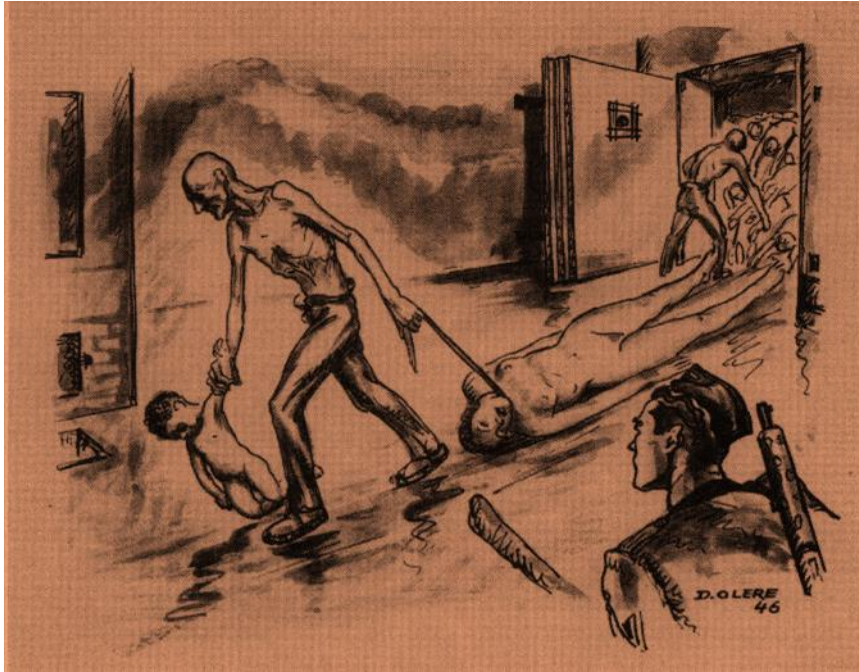
Wenn die Gaskammer voll war und noch zehn oder zwanzig Leute draussen geblieben waren, alle nackt, brachte man sie nach oben neben die Verbrennungsanlagen, an einen bestimmten Ort, der wie eine Wachhütte aussah. Dort erhielt jeder Einzelne einen Schuss ins Genick mit einem Revolver mit Schalldämpfer.<sup>19</sup>

Die Deutschen schossen von oben, neben den Ofen. Man erzählte mir, einmal sei eine jüdische Familie aus Deutschland gekommen. Der deutsche Wachposten sei in Deutschland der Nachbar dieser Familie gewesen. Sie assen und tranken die ganze Nacht gemeinsam, und am Morgen hat er jeden einzeln erschossen. So benahmen sich die SS-Männer. Die vom Sonderkommando, die oben arbeiteten, trugen die Leichen dann gleich in die Öfen. Nichts zu machen, auf der Stelle wurden sie erschossen.

Eine halbe Stunde nach dem Öffnen der Tür der Gaskammer und dem Einschalten der Ventilation, begannen wir mit der Arbeit: Oben in der Decke öffnete man die Fenster, und wir begannen, die Leichen fortzuschaffen. Jeder hatte seine bestimmte Aufgabe. Ich war bei den Leichen eingeteilt.

*Es tut mir leid, dass ich Sie um eine detaillierte Beschreibung bitten muss. Was genau taten Sie?*

Wir fingen an, die Leichen herauszuholen. Anfangs wussten wir nicht recht, wie wir das machen sollten. Die standen nebeneinander, festgeklebt einer am anderen, wie Sardinen. Dann brachte man uns einen Krückstock, einen «Grossvaterstock», und erklärte uns: «Packt an der Gurgel an, hier, und zieht, so kriegt ihr den ganzen Körper raus.» Und wir holten die Leichen mit dem Stock heraus, denn anders war das gar nicht möglich. Infolge der Vergasung waren die Leichen wie mit Klebstoff aneinander gekettet. Ununterbrochen zogen wir Leichen aus der Kammer. Als die Gaskammer allmählich leerer wurde, hatten wir etwas mehr Spielraum. Wir gossen Wasser auf den Betonfussboden, damit er glatter zum Zerren der Leichen wurde.



*Die Tür der Gaskammer wird geöffnet.*

*Jeder Häftling Ihrer Gruppe musste die Leichen aus der Gaskammer holen?*

Ja, jeder Häftling trug jedesmal eine Leiche. Wegen des engen Raumes gingen zunächst zwei Männer hinein. Später, als schon Leichen fortgeschafft waren, gab es mehr Platz, und mehrere Männer konnten in die Gaskammer kommen, um Leichen herauszuholen. So teilten wir die Arbeit untereinander auf.

*Wer goss das Wasser auf den Fußboden?*

Wir. Immer wenn wir merkten, dass der Boden trocken wurde, liessen wir erneut Wasser aus dem Wasserhahn.

*Welches System benutzten Sie, um die Leichen herauszuholen?*

Eine nach der anderen, Stück für Stück. Eins, zwei, eins, zwei, eins, zwei, langsam, langsam ... viele Stunden. Das war keine Sache von einem Augen-



blick. Wie in einem Lager voller Kisten, die man herausholt. Aber wir holten eben Leichen raus. Ansonsten genau das Gleiche.

*Musste man die Körper gewaltsam voneinander lösen?*

Manchmal ja. Wir machten fast alles mit dem Stock. Nicht mit den Händen. Mit dem Stock war es leichter, die Körper voneinander zu lösen.

*Wie lange dauerte es, bis Sie die 2.500 Leichen aus der Gaskammer herausgezogen hatten?*

12 Stunden, vielleicht länger. Ich spürte damals nichts, ich dachte, ich schleppe Kisten. Wir behandelten die Leichen nicht vorsichtig, zogen sie einfach heraus, wie Gegenstände.

*Wie gelangten die Leichen von der Gaskammer zu den Verbrennungsanlagen?*

Um die Leichen aus dem unteren Stockwerk, in dem sich die Gaskammer befand, zu den Verbrennungsanlagen zu schaffen, benötigte man einen Aufzug, in den man sechs bis acht Leichen steckte – das hing von der Grösse der Körper ab. Der Aufzug fuhr nach oben, dort waren die Verbrennungsanlagen, dort verbrannte man die Körper.

*Arbeitete der Aufzug elektrisch?*

Ja, das war wie ein grosser Tisch aus Metall, auf dem die Leichen angeordnet wurden. Fast ganz flach, vielleicht gab es auch Seitenwände. Der Aufzug fuhr nur einige Meter und kam dann wieder leer herunter.

*Bitte berichten Sie über den Ablauf der Verbrennungen!*

Vor der Verbrennung wurden die Leichen abgewaschen. Tag und Nacht wurde verbrannt. Dort auf dem Stockwerk der Öfen hatten sie ein System entwickelt: mit einem dicken Körper musste man dünne Körper Zusammenlegen, denn der dicke Körper hatte eben reichlich Fett, das die Verbrennung beschleunigte. Mit den Dünnen war das schwieriger, das Feuer wollte nicht so recht brennen. So verbrannte man die gesamte Zeit Leichen – wir holten die Körper aus der Kammer, und dort oben wurden sie verbrannt. Dort hatte jeder eine bestimmte Aufgabe: vor dem Verbrennen wurde den Leichen die Haare geschnitten, einer zog die Zähne,<sup>20</sup> einer nahm die Ringe oder den Schmuck ab.

*Mussten Sie auch Leichen verbrennen?*

Ich war vom Anfang bis zum Ende bei der gleichen Arbeit, ständig Leichen herauszuziehen ... Andere Männer, nicht ich, arbeiteten bei den Öfen; Ga-

bai, zum Beispiel, war bei den Öfen. Er warf die Leichen ins Feuer. Wie eine Fabrik.<sup>21</sup>

*War die Verbrennung der Schluss des Prozesses?*

Nicht ganz. Man holte die Leichen Tag und Nacht aus der Gaskammer. Oben wurden sie verbrannt, und nach zwei, drei Tagen holten wir die Knochen aus den Öfen. An Tagen, an denen keine Transporte eintrafen, mussten wir die Knochen entfernen. Es gab einen Lagerraum voller Knochen. Zunächst musste man sie in kleine Stücke von der Grösse von «Kieselsteinen» zerstoßen. Von 10.000 bis 20.000 Menschen, die innerhalb von zwei Wochen angekommen waren, blieb ein kleiner Haufen von Kieselsteinen ... Danach nahm man runde Hölzer mit zwei Handgriffen, mit denen zerstiess man die Knochen, bis sie zu Staub zerfielen. Rechnen Sie nach: das waren Tausende von Menschen, und dieses Häuflein Staub war von ihnen übriggeblieben.

*Wo machte man diese Arbeit?*

Neben den Verbrennungsanlagen im Erdgeschoss, aber draussen im Hof. Da war ein Hof unter einem kleinen Dach. Dort war auch der Lagerraum für die Knochen, dort arbeiteten wir. Danach lud man mit einer Schippe die Asche auf ein Lastauto.

Man sah Tausende mit den Transporten ankommen, und am nächsten Morgen war nur noch Asche übrig. Nach einem Monat sah man den Raum mit der Asche von 40.000 Menschen. Das war alles, was von so vielen Menschen übriggeblieben war.

*Wussten Sie, was die Deutschen mit der Asche der Ermordeten machten?*

Alle paar Tage oder jede Woche kamen Lastwagen der Deutschen mit Häftlingen und brachten die Asche zum Fluss. Damit nichts übrigblieb. Man erzählt, dass einmal gefragt wurde, was das sei, und man habe geantwortet: «Fischfutter». Anfangs wusste man nicht, wohin mit den Knochen, und so beseitigte man sie im Krematorium. Man grub eine tiefe Grube im Hof und warf die Knochen hinein, bis der Befehl erging, alle Knochen wieder aus der Grube herauszuholen, um sie zu zerhacken. Also holten wir die Knochen wieder aus der tiefen Grube auf dem Gelände von Krematorium II heraus, und man schaffte ihre Reste mit einem Auto fort. Man fand dann dieses Patent, alles in den Fluss zu werfen, damit nichts übrigblieb, damit niemand etwas sah.<sup>22</sup>

*Wie viele Männer arbeiteten in Ihrem Krematoriumsgebäude?*

Die Männer waren auf alle möglichen Arbeiten verteilt: Dort unten waren einige Männer, die die Leichen aus der Gaskammer holten. Um die Leichen in den Aufzug zu schaffen, gab es schon wieder andere Leute. Man musste die Leichen ein Stück schleppen, und so wechselte man in der Mitte. Oben auf dem Stockwerk der Verbrennungsanlagen arbeiteten andere.

*Wann standen Sie morgens auf?*

Um 6.00 Uhr, glaube ich, wenn wir in der Morgenschicht arbeiteten.

*Assen Sie etwas, oder begannen Sie sogleich mit der Arbeit?*

Wir assen etwas, aber viel Zeit hatten wir dazu nicht, auch wenn es bei uns genügend Lebensmittel gab, bis zum Schluss, bis die Russen kamen. Das waren die Lebensmittel, die die Leute mitbrachten, die zu den Gaskammern kamen. Die Lebensmittel blieben im Entkleidungsraum, und jeder vom *Sonderkommando* nahm von hier und dort, was er nur wollte.<sup>23</sup>

Wir hatten genug Essen zum Leben, aber wir waren in der Hölle – essen oder nicht essen, das kam doch schliesslich aufs Gleiche raus, in jedem Fall hatte man keine Chancen zu überleben. Dort war man wie eine Maus in der Falle, alles rundherum war geschlossen. Wie kann die Maus der Falle entkommen? Es gab keine Chance. Wie hätten wir da herauskommen sollen?!

*Machten Sie manchmal eine Pause?*

Meist gab es keine Pausen. Wir assen während der Arbeit, wer etwas zu essen hatte. Manchmal kamen Transporte, und wer etwas Essbares fand, ass, und wer nichts fand, der kam nicht vor Hunger um, denn ein anderer gab ihm 'was ab. Die Deutschen entnahmen den Rindern die Leber, denn die mochten sie nicht essen. Sie brachten diese Eingeweide zum Verbrennen ins Krematorium. Wir assen dann diese Leber. Wir nahmen die Rinderleber mit und kochten sie nach der «Arbeit».

*Tranken Sie manchmal Alkohol?*

Wer ans Trinken gewöhnt war, trank, ich nicht. Aber man konnte alles bekommen.<sup>24</sup>

*Wohin gingen sie – die Sonderkommando-Häftlinge – nach dem Ende ihrer Schicht?*

Wir blieben die ganze Zeit dort. Man erlaubte uns nicht, hinauszugehen. Wir waren dort unter Verschluss. Man hatte uns drinnen eingeschlossen, und selbst der Gang nach draussen vor das Krematoriumsgebäude war untersagt. Wenn die Suppenfässer aus der Lagerküche gebracht wurden, durften die Träger nicht auf das Gelände des Krematoriums kommen. Manch-

mal erlaubte man uns hinauszugehen, zum Suppe holen, damit niemand von draussen uns sah und wir die anderen nicht sahen. Der deutsche Wächter passte auf uns auf wie ein Fuchs. Wenn man einen draussen erwischte, machte man ihn gleich fertig.<sup>25</sup>

*Was taten Sie nach Beendigung ihrer Schicht?*

Essen, Lieder singen. Alles, was man wollte – und wozu wir Lust hatten, konnte man oben tun. Im Dachgeschoss herrschte für uns eine Autonomie. Wenn man nichts machte, ging man schlafen in den Betten.

*Kam es dennoch vor, dass Sie von dem Krematorium hinüber ins Lager gelangten?*

Nein, niemals. Ich konnte es absolut nicht, wir waren völlig abgeschlossen. Und wir, die Griechen, litten darunter mehr als alle anderen, denn wir beherrschten die Sprache nicht.

*Sie hatten also keinerlei Kontakt zu den restlichen Gefangenen?*

Nein, überhaupt keinen Kontakt. Wir wohnten isoliert.

*Wo wohnten Sie?*

Oben im Dachgeschoss des Krematoriums gab es einen Raum mit Holzbetten. Dort schliefen wir alle, zweihundert Mann. Die Kapos wohnten woanders.<sup>26</sup>

Eine grosse Fläche, eingeteilt in kleine Zimmer. Von dort gingen wir zur «Arbeit». Ich musste zwei Stockwerke nach unten gehen, wer bei den Öfen arbeitete – ein Stockwerk tiefer.

*Waren auf den Bettgestellen Matratzen?*

Es gab einfache Matratzen aus Stroh, auch Decken, aber die brauchte man eigentlich nicht, denn es war heiss dort. Die Öfen unten heizten das gesamte Gebäude.

*Erinnern Sie sich an den Besuch einer bekannten Persönlichkeit im Krematorium?*

Eines Tages kam der Mufti, er war direkt neben mir. Der Kapo sagte, das sei der Mufti. Es war im August 1944.<sup>27</sup>

Er hatte so einen merkwürdigen Hut. Er kam, um die Verbrennungen anzuschauen. Vielleicht hatte er die Absicht, in Eretz Israel etwas Ähnliches durchzuführen. Die Deutschen erklärten, wie die Ermordung im Krematorium funktionierte. Man hatte ihn in eine deutsche Uniform gesteckt, nur der Hut war sein eigener. Ich sah ihn draussen, vor dem Gebäude, wir arbeiteten bei der Zerstückung der Knochen. Der Kapo arbeitete im Krematori-

um. Ich weiss nicht, wie es ihm entfahren konnte, zu sagen, das sei der Muf-ti. Abgesehen davon kamen viele deutsche Offiziere, oft um Wertgegenstände von den Opfern zu stehlen.

*Konnten Freundschaften oder Beziehungen zwischen den Häftlingen des Sonderkommandos entstehen?*

Ja, ich konnte viele Freunde gewinnen wie: Najari, Josef Sackar, Leon Cohen, Peppo-Josef Baruch, Jaacov Gabai, Marcel Najari, Shlomo Venezia, Dani Ben-Nachmias.<sup>28</sup> Keine Freunde eigentlich, wir waren wie Brüder. Sie waren alles, was man im Leben hatte.

*Lerntes Sie sich dort kennen, oder kannten Sie einander bereits vorher?*

Alle lernte ich erst dort kennen. Leon Cohen kannte ich aus Athen, aus dem Lager Haidari.

*Sprachen Sie manchmal miteinander?*

Ständig sprachen wir miteinander

*Worüber?*

Über Griechenland, unsere Heimat vor dem Krieg. Mehr gab es eigentlich nicht zu reden, man konnte nicht an die Zukunft denken, eigentlich warteten wir auf den Tod.

*Wie stellten Sie den Kontakt zu nicht-griechischen Juden im Sonderkommando her?*

Mit den Händen. Wie sollte man an einem solchen Ort eine Sprache lernen? Dort herrschte der Tod. Man ging dem Tod entgegen, wozu sollte man etwas lernen?

*Wie verhielten sich die Deutschen Ihnen gegenüber?*

Die trieben uns ständig dazu an, schneller zu arbeiten: «Schnell, schnell, los, los, los.» Wir wussten, dass niemand dort lebend wieder herauskommen würde. Wir wussten, man würde uns alle umbringen, wir rechneten dort niemals mit dem Leben. Bei den Deutschen führte jeder kleine Umstand, an dem sie Anstoss nahmen, dazu, jemanden auf der Stelle umzubringen. Ohne Gericht, ohne langes Reden, ein Schuss und fertig. Unser Leben war nichts mehr wert.

*Gab es SS-Leute, die sich besonders durch ihren Sadismus hervortaten?*

Das waren alles Sadisten von Geburt an, aber nach aussen sahen sie alle wie Engel aus. Einmal kam ein SS-Mann, der sollte dort Wache halten. Der war

ein hübscher Kerl, und ich fragte ihn: «Wie kann ein Mensch wie Sie hierher geraten?» Aber dieser Junge war der grösste Sadist von allen – er ermordete einmal zwanzig Leute oben im oberen Stockwerk neben den Öfen, jeden einzeln, mit der Pistole. Nach jedem Schuss warf man die Leiche direkt in den Ofen. Genau wie in der Bäckerei. Nachher ging er zum Händewaschen und sagte: «Ich habe etwas gearbeitet.»

Dort waren die grössten Sadisten. Dort war man nicht mehr Mensch, dort hatte man jeden Augenblick das Gefühl, jetzt käme der Tod. Immerzu dachte man nur daran, sterben zu müssen – morgen oder übermorgen, keine Chance zum Überleben.

Unser Vorgesetzter, der SS-Mann Moll, war so neidisch und verrückt, dass er selbst bei den Verbrennungen mitmachte. Einmal hörte man ihn sagen, dass er seine eigenen Familie verbrennen würde, wenn Eichmann es ihm befehlen würde. Sein Sadismus kam in den Momenten zum Ausdruck, wenn er mit Müttern, die ins Gas gehen sollten, und ihren Kindern umherging und sich mit einem Lächeln auf den Lippen mit ihnen unterhielt, das Kind herzte, ihm eine Süssigkeit gab und die Mutter überredete, ihm das Kind zu überlassen. Dann trug er das Kind zur Grube und warf es lebendig ins Feuer des «Bunkers».

*Sie sagten, Sie sprachen nur Griechisch und Ladino. Wie kamen Sie dann mit den Deutschen zurecht?*

Ich verstand einige Worte wie – «Los», «Arbeit», «Antreten» usw, das genügte. *Kannten Sie den Deutschen, der das Gas einwarf? Wussten Sie seinen Namen?*

Nein. Wir standen in der Ferne und schauten von weitem zu. Immer standen wir Griechen abseits. So oder so kannten wir die Sprache nicht und kamen denen nicht zu nahe. Das war sicherer, glaubten wir.

*Wurden sie von den Deutschen geprügelt?*

Die Deutschen schlugen nicht, aber der Kapo ja.<sup>29</sup> Das war nun nicht so, dass der Kapo schlagen wollte, ich will niemanden beschuldigen. Schläge, Schläge, auch ich erhielt Schläge, aber ich will niemanden beschuldigen, das war halt die Situation – der Kapo sah einen Deutschen kommen, und wenn er nicht auf uns einschlug, dann wäre er umgebracht worden. Denn wozu war er schliesslich Kapo? Er sollte die Arbeit vorantreiben. Darüber konnte man nicht diskutieren.

*Was geschieht mit einem Menschen, wenn er so viele Leichen sieht, ständig Tausende von Toten?*

Was soll man machen?! Man konnte nichts machen. Dort waren wir jeden Tag. Einen Monat, zwei Monate, acht Monate habe ich das gesehen, ohne Unterbrechung. So starben Millionen Juden. «Sklaven des Pharaos». Wir kannten die Sprache nicht, wir wussten nicht, wo wir waren, wussten nichts. Wir waren wie ein Wrack. Nehmen Sie ein Wrack, kann das etwas machen?

Immerzu sieht man nur den Tod – heute stirbt der oder jener, morgen, in der Frühe oder am Nachmittag, bist du selbst an der Reihe. Unser gesamtes Denken ging nur auf den Tod. Ausser an den Tod dachten wir an nichts anderes. Der Tod wurde etwas Alltägliches, das Warten auf den Tod wurde eine ganz normale Sache. So war das dort. Gab es denn in unserem Alltag etwas anderes?

*Glaubten Sie nicht daran, lebend davonzukommen?*

Wir alle sagten uns, wir lebten mitten im Tod, als hätten wir die Todesstrafe erhalten. Wir wussten nicht, wann man uns umbringen würde, wussten nichts. Es war schlichtweg verboten, daran zu denken, lebend entkommen zu können. Besser überhaupt nicht denken, nichts. Manchmal fragte ich mich: «Warum weiss man draussen in der Welt nicht, was hier vor sich geht?»

*Wie setzen Sie sich damit auseinander?*

Ich weiss nicht. Ich habe keine Erklärung. Ich ass, trank Kaffee, trank Tee, alles zwischen den Leichen. Tausende, viele Tausende Leichen. Dort, wo man die Leichen aus der Gaskammer herausholte, ass man auch, trank – mit den Leichen. Jetzt, wo ich daran denke, weiss ich wirklich nicht, wie ein Mensch unter diesen Bedingungen leben kann. Wie? Wie? Ich weiss es nicht. Wie? Leichen. Menschen heutzutage sehen im alltäglichen Leben einen Toten und sind völlig erschüttert. Hier sahen wir Tausende und Abertausende – kleine Kinder, Alte, Junge, schwangere Frauen. Wer war nicht dort?! Ein ganzes Volk.

*Hielten Sie die religiösen Gebote in Birkenau?*

Nein, ich konnte es nicht. Ich habe nichts gegen die Religion, aber dort, wo ich es mir gewünscht hätte, da habe ich keine Zeichen und Wunder gesehen.

*Gab es Fälle von Selbstmord unter den Sonderkommando-Häftlingen?*

Wenn man nicht schuldig wurde, hatte man keinen Grund, sich selbst umzubringen, man wollte leben. Die Menschen wollten leben, selbst wenn sie überhaupt keine Chance hatten.

*Das heisst, Sie haben ein reines Gewissen?*

Ja.

*War es in einer derart grausamen Welt überhaupt erstrebenswert zu überleben?*

Nein, es lohnte sich nicht, aber der Mensch lebt, lebt bis zum Tod.

*Waren Sie manchmal am Ende, wollten Sie sterben?*

Ja, es passierte, dass ich und noch einer Gas einatmen wollten, in dem Moment, in dem man die Tür zum Tod öffnete. Das Leben dort war nicht sehr lebenswert. Ich plante das mit noch jemandem, der dort mit mir arbeitete. Aber schliesslich gingen wir hinaus, lagen dort und schnappten nach Luft und konnten weiteratmen. Das war nur ein Versuch, und wir dachten nicht wirklich an Selbstmord.

*Was wissen Sie über den Aufstand des Sonderkommandos?*

Bei uns war ein griechischer jüdischer Offizier, den ich noch aus Griechenland kannte, Peppo-Josef Baruch. Der hatte Verbindungen zu zwei Russen, Gefangene im Lager. Einer von denen war ebenfalls Offizier. Peppo und der russische Offizier bauten eine Verbindung zu der Untergrundbewegung in Auschwitz I auf, organisierten sich allmählich und brachten Sprengstoff nach Birkenau.<sup>30</sup>

Sie bereiteten alles vor, damit man losschlagen und fliehen konnte. Irgendwann erzählten sie uns dann, dass ein Aufstand geplant werde. Jeder trachtete danach, etwas in den Händen zu haben. Ich hatte ein grosses Taschenmesser, das ich gut versteckt hatte. Jeder erhielt eine Aufgabe für den Aufstand.

*Was hätte Ihre Aufgabe während des Aufstandes sein sollen?*

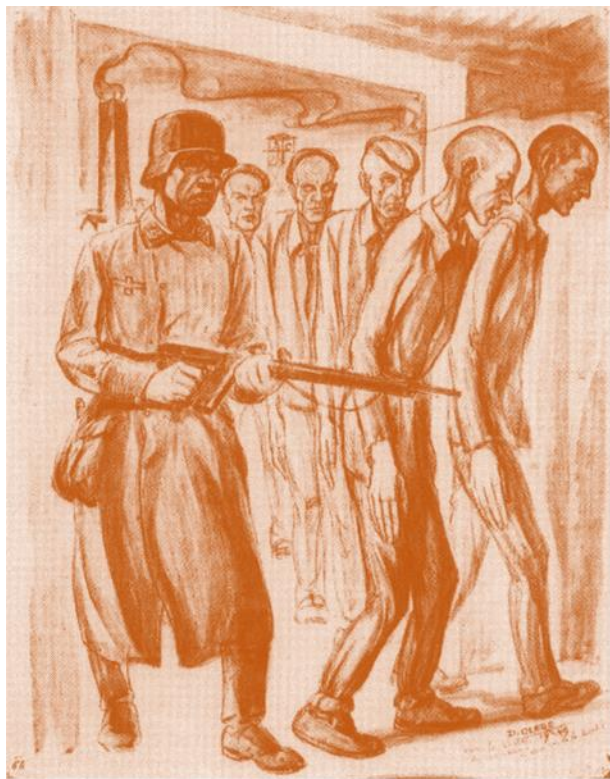
Mein Job wäre es gewesen, die Posten während der Wachablösung zu überwältigen, sie zu ergreifen, die zwei Wächter drinnen «fertigzumachen» und ihre Uniformen zu nehmen. Es war geplant, dass zwei von uns, die Deutsch sprachen oder wenigstens einige Wörter wie «los, los», «schnell», «eins», «zwei» kannten, die Uniformen anziehen und dann uns vom *Sonderkommando* der Krematorien I, II, III und IV wie Deutsche in einer Kolonne nach draussen führen sollten.

Der Plan war fertig, aber nachdem der Aufstand am 7. Oktober 1944 begonnen hatte, hörten wir plötzlich, die *Sonderkommando*-Häftlinge vom Krematorium I seien geflohen, und man hätte sie schon umgebracht. Später brachte man die Leichen der Geflohenen zu uns in das Krematorium II,



und wir mussten sie verbrennen. Man hatte es also versucht, aber es war nicht erfolgreich ausgeführt worden.

Vom Krematorium III war Raoul Jachun, ein *Sonderkommando*-Häftling, geflohen und zu uns gekommen, zu seinem Bruder. Sie waren vier Brüder, die von Anfang an mit mir zusammen waren, schon im Lager Haidari. Er erzählte uns, dass im Krematorium III das *Sonderkommando* Matratzen verbrannt und so das ganze Haus in Brand gesteckt hatte. Sie waren dann wohl alle umgebracht worden. Später kamen die Deutschen wie immer, um uns zu zählen. Sie merkten, dass eitler zu viel war. Nachdem sie herausgekriegt hatten, dass es Raoul war, erschoss man ihn auf der Stelle. Ich erinnere mich, dass sein Bruder die Leiche nahm und nach der Verbrennung die Knochen in eine Kiste legte. Leon Cohen schrieb einen Brief und legte ihn auch in die Kiste. Dort stand ein Baum, und wir fassten den Entschluss, der solle unser Zeichen sein. Unter diesem Baum begruben wir die Kiste mit den



*Nach dem Aufstand des  
Sonderkommandos: Zwei  
Schritte bis zum Tod*

Knochen. Jetzt, als ich in Polen war, suchte ich den Platz, aber alles hat sich verändert – man hat dort Treppen angelegt, und ich konnte nichts mehr finden. Gut möglich, dass die Kiste dort immer noch begraben ist.<sup>31</sup>

Nach diesem wenig erfolgreichen Aufstandsversuch kam der Lagerinspektor zur Untersuchung.

«Haben die Häftlinge etwas gemacht?» befragte er die Wachen über uns.

«Nein, die haben nichts gemacht», antworteten sie ihm.

Das war also das Ergebnis des Aufstandes. Überall Wachen, was hätte man sonst noch tun können? Selbst wenn man aus dem Lager hätte fliehen können, hätten sie einen doch umgebracht. Der Aufstand wurde schlecht organisiert, nichts glückte, alle wurden ermordet, nur wir blieben – das *Sonderkommando* vom Krematorium II und IV.<sup>32</sup>

Wir arbeiteten noch weiter, und fast am Schluss, im November 1944, begannen wir, das Krematorium auf Befehl der Deutschen zu demontieren bzw. zu sprengen. Die Deutschen gaben uns Instrumente und Handwerkszeug, um Löcher in die Säulen zu machen, mit einem halben Meter Durchmesser. Als wir damit fertig waren, legten sie in die Löcher Sprengstoff und sprengten das Krematorium.

*Sie sprechen von Krematorium II?*

Alle Krematorien. Wir begannen zunächst mit Krematorium II, dann gingen wir nach I, und schliesslich nach III und IV. Jedes Krematorium wurde einzeln gesprengt. Die Deutschen wollten, dass nichts übrigblieb, nichts sollte an die Krematorien erinnern, nichts. Nach den Sprengungen ordneten wir die Steine zu Haufen, und man holte dann sogar die Steine fort, damit keine Spur blieb. Zu unserem Glück flohen die Deutschen, bevor die Russen kamen, es gelang ihnen nicht, alles zu zerstören und zu vertuschen. Etwas blieb – Hütten, einzelne Bauten. Sonst hätte man nichts mehr gefunden, nur flache Erde.<sup>33</sup>

*Wir kommen jetzt zum letzten Kapitel Ihrer Häftlingszeit. Woran erinnern Sie sich?*

Im Dezember 1944 begann man mit der Räumung von Birkenau. Man holte uns fort – die Leute vom *Sonderkommando* – und steckte uns in eine isolierte Baracke. Man wollte uns umbringen, damit wirklich nichts zurückblieb. Ich sagte zu den Kameraden: «Irgendetwas stimmt hier nicht, warum schliesst man uns ein?» Wir waren in der Baracke gefangen ohne Verbindung zu irgend jemandem, hörten von draussen die Geräusche. Wir sahen, wie die Menschen alle zur «Evakuierung» aus den Baracken kamen und wegmarschierten. Wir flohen aus unserer Baracke, mischten uns unter die Menge und fingen an, mit allen anderen mitzulaufen, da wir dachten, so könnten wir überleben.

Als wir nach Mauthausen kamen, suchten uns zwei Wächter vom Krematorium I und fragten überall: «Wer arbeitete beim *Sonderkommando*?» Wir hatten inzwischen abgenommen, nach dem tagelangen Fussmarsch fast ohne Essen. So konnte man uns nicht mehr zwischen den anderen erkennen. Wir trugen auch die Mützen in der Form, dass man uns nicht erkennen konnte. Man suchte und suchte und fand uns nicht. Bis nach Mauthausen kam man uns nach! Stellen Sie sich das vor: bis zum letzten Augenblick suchte man uns, um uns umzubringen.

*Können Sie den sogenannten «Todesmarsch» beschreiben?*

Wir marschierten also Richtung Mauthausen zu Fuss, im Schnee, ohne Essen, ohne ein Stück Brot, jeden Augenblick hätte man jemanden erschossen können. Wer nicht laufen konnte, wurde ohne Zögern umgebracht. Aber alles, was jetzt auf dem Todesmarsch geschah, war nichts im Vergleich zu dem, was ich im Krematorium gesehen hatte.

Wir kamen nach Mauthausen, und sogleich nach unserer Ankunft wurden wir zur «Arbeit» geschickt. Ich arbeitete in Gusen einige Monate, dann brachte man mich ins Lager Melk.<sup>34</sup> Wir wurden von den Amerikanern befreit, in einem Wald, in den man uns gebracht hatte, im Mai 1945.

*Können Sie den Tag Ihrer Befreiung beschreiben?*

Das war zwischen dem 5. und 7. Mai 1945. Man hatte uns in einen Wald gebracht, dort wurden wir befreit. Am Tag der Befreiung starb neben mir einer, der hatte auch beim *Sonderkommando* gearbeitet, Henri Jachun, zwei Stunden vor der Befreiung. Er starb vor Hunger, es gab dort nichts zu essen. Zwei Stunden vor der Befreiung ist er gestorben.

Von der Kälte und den schweren Bedingungen zog ich mir Wasser im Rücken zu. Als ich merkte, dass ich irgendwie nicht in Ordnung war, wollte ich in ein Krankenhaus, aber ich konnte die Sprache dort nicht. Ich ging zum Konzentrationspunkt der amerikanischen Truppen, legte mich neben das Zelt, in das ständig amerikanische Soldaten gingen und sagte: «*Krank, krank*». Man entdeckte mich, sah die Nummer und brachte mich in ein Krankenhaus in Linz, wo ich drei, vier Monate behandelt wurde. Als ich mich besser fühlte, glaubte ich, es wäre besser abzuhausen, denn das war kein guter Platz – voll mit Deutschen, wer weiss, was die dort vorhatten.<sup>35</sup>

Wir alle, alle Griechen, die noch am Leben waren, kehrten nach Saloniki zurück.

*Wie kehrten Sie in ihre Heimat zurück?*

Ich kehrte über Jugoslawien nach Griechenland zurück. Gut tausend Juden kehrten damals nach Griechenland zurück. Jeden Tag zehner, zwanziger Juden, darunter Bekannte, Freunde, mein Bruder, dem die Flucht noch in Athen geglückt war und der sich den Partisanen angeschlossen hatte.<sup>36</sup>

Wir hatten kein Geld, und die Gemeinde konnte uns nur wenig helfen, versorgte uns mit Mahlzeiten. Damals dachten wir noch, abwarten, bis alle Saloniker Juden zurück sind. Ich sah, dass man dort nicht wusste, was sich in den Vernichtungslagern abgespielt hatte. Mein Bruder und seine Freunde luden mich einmal in ein Restaurant ein. Wir assen, und seine Freunde wollten, dass ich ihnen von Auschwitz erzähle. Ich fing an zu erzählen und sagte: «Niemand wird mehr zurückkommen, alle sind ermordet und verbrannt worden.» Ich hatte noch keine drei Wörter gesagt, da unterbrach mich mein Bruder und sagte: «Hört auf, mit ihm zu reden, er ist nicht ganz richtig im Kopf. Kann man das glauben, was er erzählt? Menschen sollen sie verbrannt haben?» Selbst mir, der ich von dort zurückgekehrt war, wollte man nicht glauben. Niemand konnte es begreifen.

Nach einiger Zeit in Griechenland entschloss ich mich mit einigen anderen Überlebenden, dass Eretz-Israel für uns die einzige Lösung sei. Wir hatten keinen anderen Ort. Von Saloniki hatte man unsere Familien in die Lager verschleppt und ermordet. Nichts war geblieben. Wie hätten wir dort weiterleben sollen? Denken Sie an einen Platz, an dem Sie mit Ihrer Familie gelebt haben, und sagen Sie sich: «Hier habe ich einmal gewohnt, mit allen zusammen – eine Familie mit vier Kindern, vier Geschwister, Mutter, Vater?» Dieses Kapitel war für uns beendet.

1946 gingen wir nach Eretz-Israel. Wir kamen mit der «Henrietta Szold», einem Schiff mit illegalen Einwanderern, nach Haifa. Hier erwartete uns der Krieg mit den Engländern. Sie wollten uns nicht vom Schiff lassen.<sup>37</sup>

Wir sagten, wir wollten hier in Eretz Israel leben, wir hätten kein anderes Land, aber die Briten schickten uns mit Gewalt nach Zypern. Ich war drei Monate auf Zypern, in einem britischen Lager, mit anderen Griechen aus Saloniki. In anderen Lagern saßen Juden, die waren über Italien aus Polen, aus Rumänien gekommen. Zypern war ein einziges Flüchtlingslager. Nach drei, vier Monaten begann man, uns in Gruppen einzuteilen, zum Empfang der Einwanderungsgenehmigung nach Eretz-Israel. Die Zahl der Genehmigungen reichte nicht für die Hälfte der Leute in den Lagern. Daher entschloss man sich, die Genehmigungen zu verlosen. Ich gewann und war unter den ersten, die 1946 nach Eretz-Israel kamen.

*Was erlebten Sie nach Ihrer Ankunft?*

Als ich nach Eretz Israel kam, besuchte ich einen Onkel in Jerusalem, und

die gleiche Geschichte wie in Griechenland spielte sich auch hier ab. Ich begann zu erzählen, und er wollte nichts hören: «Red' nicht solche Sachen! Meinst Du, ich glaube Dir?» Auch er glaubte mir nicht, und wieder galt ich als unzurechnungsfähig.

*Er wollte Ihnen nicht glauben?*

Er wollte überhaupt nicht darüber reden! Weil man das im Kopf nicht begreifen kann, versteht man das nicht. Als ich von «Verbrennungen» und «Ermordungen» redete, war das nicht die normale Form ...

Ich dachte bei mir, vielleicht irre ich mich wirklich. Das sind Dinge, die Menschen nicht begreifen können, seither bin ich damit vorsichtig. Ich erzähle nichts daheim, nichts den Freunden, und selbst Menschen, mit denen ich eng zusammen war, wissen nichts. Wenn sie nicht glauben wollen, wozu soll ich dann erzählen?

Ich arbeitete zunächst als Bauarbeiter. Dann, als 1948 der Unabhängigkeitskrieg ausbrach, ging ich für zwei Jahre zur Armee, zur Marine. Ende 1950 verliess ich die Armee, 1951 heiratete ich. Ich habe zwei Kinder – einen Sohn und eine Tochter, beide sind verheiratet.

*Wie können Sie sich erklären, dass Sie überlebten? War das eine Frage des Glücks? Eine Frage der Fähigkeit zum Überleben?*

Nein, es ist eigentlich kaum zu glauben, dass ich überlebte. Bis heute glaube ich eigentlich nicht richtig daran. Wenn ich lebe, dann sage ich mir immer, ich lebe im Lager. Denn von dort gab es eigentlich kein Entrinnen.

*Denken Sie oft daran? Erinnern Sie sich oft?*

Es gibt Dinge, die man nicht vergessen kann, ich habe meine gesamte Familie verloren – Mutter, Vater, zwei Schwestern.

*Träumen Sie manchmal nachts davon?*

Nein, ich träume nicht davon. Ich versuche zu verstehen, wie wir in eine derartige Situation geraten konnten.

*Schämen Sie sich?*

Da braucht man sich nicht zu schämen. Man sprach das Urteil über das jüdische Volk, und auch wir vom *Sonderkommando* wurden zu unserem Los verurteilt. Niemand von uns war ein Verbrecher, niemand war ein Dieb. Man hatte uns aufgegriffen als Opfer und mit uns gemacht, was man nur wollte. Unsere einzige Schuld bestand darin, dass wir Juden waren.

*In Sachen Glaube, Religion, Gott: Glaubten Sie vorher an Gott und verloren infolge der Erlebnisse dort ihren Glauben? Oder glauben Sie nun gerade vielleicht aufgrund Ihrer Rettung stärker an eine göttliche Kraft, die Ihnen geholfen und das Schicksal gelenkt hat?*

Ich glaube an Gott, aber nicht wie die religiösen Menschen, die nichts erlebt haben, denn das Wunder, dass ich dort rausgekommen bin, zeigt doch, dass es eine Macht Gottes auf der Welt gibt.

Was mir bis zum heutigen Tage im Kopf geblieben ist, dass man 2.300 Menschen sieht, und dann am nächsten Morgen ist plötzlich nur noch ein Haufen Asche und Staub da. Kann man das vergessen? So etwas kann man nicht vergessen. Das ist nicht etwas, was man mir erzählt hätte, das habe ich auch in keinem Buch gelesen. Das habe ich mit eigenen Augen gesehen, das kann man nicht vergessen. Jetzt fühle ich etwas, aber damals habe ich nichts fühlen können.

Heute frage ich mich, staune und versuche zu verstehen, was da passiert ist. Die Opfer waren doch keine Verbrecher, keine Diebe, keine Mörder – alle waren unschuldig. Warum konnte das passieren? Die Antwort kann nur eine sein: Wir hatten keinen Staat! Deshalb ist uns das passiert. Wenn wir einen Staat gehabt hätten, dann wäre das nicht passiert. Tatsache. Wer rechtzeitig vor dem Krieg nach Eretz Israel gekommen ist, konnte sein Leben retten. Wer hat geholfen? Gott hat geholfen? Nein, vielleicht kam das doch von Gott ... Die Orthodoxen sagen, das ist passiert, weil die Leute nicht religiös genug waren, aber in Griechenland waren alle religiös – ich ging jeden Abend in die Synagoge, am Shabbat und am Shabbatvorabend. Und was hat es genützt? Jetzt habe ich andere Prioritäten – zuerst der Staat, dann die Religion! Wer religiös leben will, alle Achtung, aber vor allem und über aller Religiosität kommt der Staat. Jeder andere Staat ausser Israel hat für Juden keinen Wert. In Amerika beten alle Juden, und was ist das schon wert? Sie sitzen dort und beten und denken, so etwas kann uns nicht mehr passieren. Sie haben nicht recht.

Was ich gesehen habe, kann ich den Leuten nur schwer erklären. Tag und Nacht brachte man Transporte herbei, Tausende von Menschen, alle möglichen Familien aus verschiedenen Ländern. Heute haben wir einen Staat, und die jungen Leute, die nach Amerika fahren und dort reich werden wollen, müssen an das Ende denken, an das Ende ihrer Kinder.

Zum Schluss möchte ich noch Folgendes erzählen: Eines Tages kamen die grossen Diebe von der SS, sobald sie hörten, ein Transport aus Holland oder Belgien sei eingetroffen. Alle wussten, dass es in Belgien Brillanten gab. So kamen zwei SS-Offiziere nach unten in den Entkleidungsraum und durchsuchten die Menschen, um ihre Brillanten zu finden. Ich hörte sie un-

tereinander reden und sagen: «*Diese Juden, so vernachlässigt, selbst einen Staat haben sie nicht.*» Dann haben sie die Juden ermordet. Jetzt, da wir einen Staat haben, werde ich ihn niemals verlassen – nicht Amerika, nicht Paris, keinen anderen Ort. Denn ich habe am eigenen Leibe erfahren, dass ein Volk ohne Staat nichts wert ist. Man muss in einem eigenen Staat leben können, und dieser Staat muss stark sein. Das ist die Lehre, die ich bei meiner Arbeit im *Sonderkommando* in Auschwitz-Birkenau gelernt habe.

## 6. Leon Cohen:

### «Wir waren keine Menschen mehr, wir waren Robo-

Auf dem Fernsehgerät in Leon Cohens Zimmer stand das Porträt eines hübschen jungen Mannes (siehe nebenstehendes Foto). Der Mann in dem grossen Sessel gegenüber aber war nur noch ein Schatten des Abgebildeten. Leon Cohen, der hübsche Mann aus Saloniki, war ein gebrochener Mensch, als ich ihn kennenlernte. Nur mit Schwierigkeiten konnte er laufen, um seine Gesundheit war es schlecht bestellt, er war kaum mehr am Leben. Wenige Monate später verstarb er.



Leon Cohen beherrschte die hebräische Sprache nicht. Ich unterhielt mich mit ihm

in einem mit französischen Brocken durchsetzten Englisch. Er hat viel von der Welt gesehen. Wäre die Shoah nicht gewesen, so wäre er wohl ein vermöglicher, einflussreicher Mann geworden. Seine erste Frau, Tochter des reichen jüdischen Bankiers Perahia aus Saloniki, lebt heute in Athen.

Im *Sonderkommando* von Auschwitz-Birkenau hatte Leon Cohen eine schreckliche Aufgabe: Er musste den Leichen der Getöteten die Goldzähne ziehen. Tag für Tag musste er gewaltsam die zusammengepressten Kiefern öffnen und in den Mundhöhlen nach Gold suchen. Ich weiss nicht, ob diese Aufgabe schlimmer war als andere Arbeiten im Krematorium, aber ich habe das Gefühl, es muss besonders bedrückend gewesen sein, den toten Brüdern und Schwestern einen Teil ihres Körpers zu entreissen. Leon hat diese Tage nicht vergessen. Seine Darstellung war realistisch und bedrohlich. Ich sehe es noch vor mir, wie er an den Fingern seiner Hand die Menge an Gold in Kilogramm errechnete, die er den Toten täglich aus den Mündern gezogen hatte.

Auch in seinen letzten Jahren war ihm das Leben nicht wohlgesonnen. Er war ein verbitterter, verlassener und mittelloser Mann. Einer der liebsten Menschen seiner Familie hatte ihm den Rücken zugekehrt und war nach Athen gegangen. Sein Gesundheitszustand verschlechterte sich immer



mehr. Auch Wiedergutmachungszahlungen aus Deutschland hatte er nicht erhalten – wohl aufgrund von bürokratischen Verzögerungen oder von Schlamperei der verantwortlichen Behörden. Wer ihm ins Gesicht blickte, konnte seine Stärken, seine hervorragendsten Eigenschaften erkennen: äusserste Redlichkeit, Anständigkeit, Menschlichkeit und Abscheu vor Überheblichkeit und Selbstliebe. Ich fühlte, dass dieser Mensch sich um alle kümmerte – ausser um sich selbst. So hat er sich sicherlich auch in Auschwitz-Birkenau verhalten.

Vor der Shoah war Leon Cohen Kaufmann und Lieferant der griechischen Armee gewesen. Schon in seiner Jugend hatte er Wohlstand und Besitz kennengelernt. Die Deutschen raubten dann zwar das gesamte Familienvermögen in Saloniki, doch seinen Stolz und seine Vornehmheit konnten sie ihm nicht nehmen.

Die wenigen Stunden, die ich daheim bei Leon Cohen verbringen konnte - insgesamt hatten wir drei Treffen -, werden mir für immer in Erinnerung bleiben. Immer hat er mich freundlich empfangen. Nur in den letzten Monaten seines Lebens, als er sich schon sehr schlecht fühlte, entschuldigte er sich mit den Worten: «Bald werde ich mich erholt haben. Dann treffe ich mich gerne wieder mit Ihnen.» Bei unserem letzten Gespräch lag er auf seinem Bett und konnte nicht mehr aufstehen. Trotzdem nahm er die Mühe auf sich, auf meine Fragen zu antworten und von der Zeit in Auschwitz zu erzählen. Danke, lieber Leon! Das folgende Kapitel soll Dir ein Denkmal setzen.

*Herr Cohen, ich möchte mit Ihnen über Ihre Zeit in Auschwitz-Birkenau, über Ihre Zeit im Sonderkommando sprechen. Bitte beschreiben Sie jedoch zunächst Ihre Jugend in Griechenland. Wo wurden Sie geboren?*

Ich wurde am 15. Januar 1910 in Saloniki geboren. Ich ging dort auf die französisch-deutsche Handelsschule, die nach Leon Gateno benannt war. Nach Abschluss der Handelsschule suchte ich Arbeit. Meinen ersten Arbeitsplatz erhielt ich auf der internationalen Messe in Saloniki, die während dieser Zeit eröffnet wurde. Später arbeitete ich in einem Verkaufsgeschäft für Schallplatten und Rundfunkgeräte. In jener Zeit nahm die Firma «Decca» in Griechenland ihre Arbeit auf. Anschliessend ging ich zur griechischen Armee und leistete meinen Militärdienst ab.

*Erhielten Sie in Ihrem Elternhause eine jüdische oder eher eine allgemeine Erziehung?*

Bei uns gab es keine ausdrücklich jüdische Erziehung. Das einzige, was mit dem Judentum in Verbindung stand und an das ich mich seither erinnere,

war der Unterricht bei einem Hebräischlehrer einmal in der Woche. Er lehrte uns die grundlegenden Wörter: ich – du – er – wir. Wirklich ganz einfaches Hebräisch. Demgegenüber erhielt ich eine vorzügliche französische Erziehung, da der Direktor und Gründer der Schule «Chevalier de la Liaison Française» war. Er unterrichtete uns in den besten Werken der französischen Literatur.

*Erzählen Sie bitte über die Arbeit Ihrer Eltern!*

Mein Vater war ein wohlhabender, erfolgreicher Händler. Er importierte Güter aus Deutschland und Österreich nach Griechenland. Ausserdem war er als Einzelhändler auf dem Privatmarkt tätig. Er stand in verschiedenen Handelsbeziehungen mit kleineren Kaufleuten aus Brüssel. Er hatte ein Handelshaus mit 15 Angestellten. Sechs Monate war er nicht im Lande, sondern befand sich auf Geschäftsreisen.

*Hatten Sie Geschwister?*

Ja, wir waren vier Geschwister. Die beiden einzigen, die die Shoah, abgesehen von mir, überlebten, sind mein Bruder Robert, der heute in Lyon in Frankreich lebt und meine ältere Schwester Agnec, die seit 1927 in Paris lebte und vor einigen Jahren verstorben ist. Meine jüngere Schwester Margot, die damals schwanger war, wurde von den Deutschen ergriffen und in das Ghetto «Baron Hirsch»<sup>1</sup> gebracht und später zusammen mit unserer Mutter nach Auschwitz-Birkenau. Man entriss ihrem Leib den Fötus vor der Geburt. An den Folgen starb auch sie. Mein Vater hatte Glück. Er starb eines natürlichen Todes ein Jahr, nachdem die Deutschen nach Saloniki gekommen waren.

*Ich möchte jetzt über die Zeit der deutschen Besatzung in Saloniki sprechen. Wie alt waren Sie, als die Deutschen nach Saloniki kamen? Woran erinnern Sie sich in der ersten Phase?*

Ich war damals 30 Jahre alt. Vor der Besatzungszeit war ich offizieller Lieferant des griechischen Verteidigungsministeriums. Ich lieferte dem Ministerium verschiedene Güter – eine breite Palette an Produkten, ausgenommen Munition. Ich hatte einen Vertreter – einen Mann namens Franz Jessen – in Deutschland ernannt. Er half mir beim Import von wichtigen Gütern für die Armee. Ich führte ein gutes Geschäft, hatte viele wichtige Verbindungen. Alle Türen standen mir offen. In der Zeit vor der Eroberung gab es ein Kooperationsabkommen zwischen Griechenland und Deutschland. Zwischen beiden Staaten bestand ein reger Handelsverkehr.

*Was machten Sie in den Monaten vor der deutschen Besetzung in Saloniki?*

In den Monaten vor dem Einmarsch war ich zur griechischen Armee einberufen worden. Sie dürfen nicht vergessen, dass im Winter 1940/41 der Krieg zwischen Italien und Griechenland geführt wurde. Drei Monate vor dem Krieg hatte ich eine umfangreiche Waffenlieferung an die Armee durchgeführt. In Griechenland war damals der Diktator Metaxas an der Macht, dem es gelungen war, das Volk zu vereinen. Als der Krieg ausbrach, standen die Griechen wie ein Mann auf, um ihr Land zu verteidigen; darunter natürlich auch die Juden.

*Erinnern Sie sich an das erste Zusammentreffen mit den Deutschen?*

Ja, sicher. Ich sass in meinem Büro, als Deutsche eintraten und mit mir sprechen wollten. Sie sagten, sie wüssten, ich sei Lieferant der griechischen Armee. Ich bestätigte dies, worauf sie mir sagten, ich müsse fortan als Lieferant der Marinebaustelle (Werft) tätig sein. Sie sagten, sie würden jetzt im Verteidigungsministerium herrschen. Ich sagte ihnen, dass ich mich entsprechend verhalten würde – wenn ich keine andere Wahl hätte. Inzwischen telefonierte ich mit meinem Freund Barotzi, der im griechischen Zollamt arbeitete, und erzählte ihm von der Forderung der Deutschen. Ich erklärte ihm, ich wolle nicht als Lieferant der Deutschen tätig werden, und fragte ihn, ob er die Aufgabe übernehmen wolle. Er antwortete: «Ja, warum nicht, aber Geld habe ich nicht.» Ich beruhigte ihn mit dem Vorschlag, man würde schon jemanden zur Finanzierung der Einkäufe finden.

Die Anordnungen gegen die jüdische Bevölkerung wurden dann immer schärfer. Im Sommer 1942 wurde ich mit Tausenden anderer junger Juden auf die «Platia Eleftherias», den «Platz der Freiheit», bestellt. Dort wurden wir von den griechischen Soldaten viele Stunden lang bei heissem Wetter gequält. Ich musste nicht die gesamte Zeit dort verbringen, denn ich hatte eine schriftliche Bestätigung, dass ich für die Deutschen auf der Marinebaustelle arbeitete.

*Wann stiessen Sie selbst persönlich wieder auf Deutsche?*

Das war 1942, als man mich verhaftete und in das deutsche Gefängnis in Saloniki brachte. Ich konnte entkommen, kehrte in mein Büro zurück und konnte erfolgreich mit einem Kollegen mein Geschäft soweit wieder herstellen, dass wir etwas Geld als Sicherheit auf unserem Konto bei der «Unions»-Bank deponieren konnten, der grössten jüdischen Bank in Saloniki. Ich schickte der Bank nicht unterzeichnete Schecks und ging dann nachmittags persönlich zur Bank und leistete meine Unterschrift.<sup>2</sup>

Dort in der Bank traf ich meine erste Frau, allerdings erfuhr ich erst viel später, dass sie die Tochter des Bankbesitzers und Generaldirektors Yehoshua Perahia war. Sie war ein sehr schönes, sehr junges Mädchen, und ihr Vater war nicht sonderlich begeistert von der Idee einer Heirat. Aber unsere gegenseitige Liebe war gross, und so heirateten wir am Sonntag, dem 15. Januar 1943, in der grossen Synagoge «Beit Shaul» in Saloniki. Das war zwei Monate, bevor die Deutschen die Juden in Saloniki nach Auschwitz schickten.

Zunächst kamen wir in ein Ghetto in meiner Wohngegend in der Unterstadt von Saloniki. Von dort entkamen wir in ein entfernteres Ghetto, denn wir glaubten, die Deutschen würden längere Zeit brauchen, um die Juden dort zu verhaften und in die Konzentrationslager zu bringen. Als wir erfuhren, dass die Deutschen auch von diesem Ghetto Transporte fortschicken wollten, entschlossen wir uns, in das Ghetto im Viertel «König Georg» zu fliehen – neben dem Haus meiner Schwägerin. Das war vor dem Krieg ein ausgesprochen jüdisches Viertel gewesen. Zu diesem Zeitpunkt war der Vater meiner Frau natürlich nicht mehr im Besitz seines Bankhauses. Auch sein prächtiges Haus mit fünf Zimmern unmittelbar am Meeresstrand war von den Deutschen beschlagnahmt worden. Im Ghetto wohnten wir zu zehnt in einer kleinen, engen Wohnung. Ein guter Freund meines Schwiegervaters, Niko Hadziyanakis, bestand darauf, dass wir aus dem Ghetto fliehen sollten. Abgesehen von meiner Frau und mir wollte niemand meiner Familienangehörigen aus dem Ghetto fort. Sie glaubten, eine Flucht würde uns alle in Gefahr bringen.

Ich hatte zwei gute, christliche Freunde. Barotzi, den ich bereits erwähnte, war der eine. Er arbeitete beim Zoll. Der zweite hiess Tzambazi. Beide fälschten für uns Papiere mit griechischen Namen. Ich wurde Leonidas Kokinakis genannt, meine Frau wurde zu Amalia Kokinaki. Meine Schwiegereltern erhielten den griechischen Namen Peridis. Eines Abends kamen die beiden christlichen Freunde sehr aufgeregt zu uns mit der Nachricht, wir müssten sofort unsere Sachen packen und aus dem Ghetto fliehen. Sie hatten erfahren, dass die Deutschen am nächsten Tag mit dem Abtransport in die Lager beginnen würden. Nur meine Frau und ich waren zur Flucht bereit, alle anderen weigerten sich. Nach dem Krieg erfuhr ich dann, dass meine Schwägerin, die nach Auschwitz-Birkenau gebracht worden war, zu ihrer Freundin im Block kurz vor ihrem Hungertod gesagt haben soll: «Schlimm, dass wir damals nicht auf Niko gehört haben. Hätte ich nur auf ihn gehört und wäre aus dem Ghetto geflohen.»

Nach dem Plan unserer Freunde sollten wir uns betrunken stellen. Wir nahmen jeder zwei Flaschen griechischen «Ouzo» und entfernten den Judenstein von unseren Kleidern. Ich setzte einen Hut auf, meine Frau band

ein Tuch um, dann begannen wir, laute Lieder zu singen, griechische Volkslieder, und brachen ständig in wildes Gelächter aus. Am deutschen Hauptquartier gingen wir absichtlich singend und lachend vorüber, ja wir gaben den Deutschen sogar von dem Alkohol. Sie sagten uns: «*Danke schön! Danke schön!*» – Unsere Freunde brachten uns in ein Haus in einem sehr armen Stadtviertel von Saloniki und nach einigen Tagen in das kleine Dorf Sidirokas ausserhalb von Saloniki. In jener Zeit war kein Jude an einem Ort mehr als einige Tage sicher. Das Dorf war an der Grenze zum italienisch besetzten Gebiet.<sup>3</sup> Wir blieben gut eine Woche in dem Dorf. Der Hausbesitzer, bei dem wir untergeschlüpft waren, kannte einen Bahnmechaniker, der auf italienischem Gebiet arbeitete. Wir planten, mit ihm in einem Militärtransport per Eisenbahn nach Larissa und Athen zu entkommen. Unser Hausbesitzer erzählte dem Mechaniker, wir seien ein Paar, das gegen den Willen der Brauteltern geheiratet hätte. Deshalb seien wir von daheim weggelaufen. Der Mechaniker war bereit, uns zu helfen, natürlich verlangte er eine entsprechende Geldsumme dafür, dass er uns in seinem persönlichen Abteil versteckt.

Zwei Tage dauerte die Fahrt, eingezwängt in das Abteil, das wir unter keinen Umständen verlassen durften, damit die Soldaten in der Bahn uns nicht sähen. Ein hoher italienischer Offizier, der ebenfalls in der Bahn war, erfuhr von unserer Existenz im Abteil, und wir glaubten, nun wäre das Ende gekommen. Aber zu unserer grossen Überraschung unterhielt sich der Mann mit uns freundlich, warnte uns aber, wir müssten auf uns aufpassen und die allgemeinen Sicherheitsregeln einhalten. Ich habe keinen Zweifel daran, dass er wusste, wer wir in Wirklichkeit waren. Beim Abschied wünschte er uns alles Gute und gab meiner Frau einen Kuss auf die Wange.

Wir verliessen den Eisenbahnzug in einem kleinen Ort unweit von Athen und fuhren mit einem Taxi weiter. Wir begaben uns in Athen in die Aharon-Strasse 50 zum Haus von Dionissis Kolokotsas, dem Handelsvertreter meiner Firma in der Region Südgriechenlands aus der Zeit vor dem Krieg. Er war von unserer Ankunft nicht informiert worden, liess uns jedoch sofort in seine Wohnung ein. Nach einigen Tagen siedelten wir in das Athener Stadtviertel Patissia über. Dort konnten wir ein kleines Haus mieten, und nach einem Monat stiessen meine Schwiegereltern mit Hilfe von Nikos Hadzianakis und einigen Mitarbeitern der italienischen Botschaft in Athen, in der mein Schwiegervater gute Freunde hatte, zu uns. Wir mussten meine Schwiegereltern tarnen. Denn Perahia sprach zwar gut Griechisch, schrieb auch fliessend Griechisch, aber er sah absolut jüdisch aus, während seine Frau, meine Schwiegermutter, nur Französisch und Ladino sprach.

In unserem nächsten Versteck, dessen Besitzer aus Kreta stammte, erzählte ich, meine Schwiegermutter sei taubstumm. Meinen Schwiegervater

aber gab ich als Flüchtling aus Kleinasien aus. Zur Tarnung hängten wir Bilder der Muttergottes an die Wand, und sogar der Ortsbischof kam zu uns zu Besuch. Inzwischen hatte ich erfahren, dass Nikos die Eltern meiner Frau mehrere Male in Saloniki gerettet hatte – einmal wirklich kurz bevor die Deutschen kamen, um sie zu verhaften.

Eines Tages, nach rund drei Monaten, ging ich in den Friseurladen, den ich täglich aufzusuchen pflegte, um die neuesten Nachrichten zu erfahren und ein wenig Luft zu holen. Inglessis, der Friseur, zählte zu den Kollaborateuren – das war mir natürlich damals nicht bekannt – und verriet mich an die Deutschen. Mein Schwiegervater, der mich eigentlich an diesem Tag hatte begleiten wollen, war glücklicherweise daheim geblieben. Später versuchte dieser Verräter von einem Friseur auch meinen Schwiegervater, von dem er wusste, dass er ein reicher Bankier war, mittels meiner Frau in eine Falle zu locken. Aber das gelang nicht. Zufällig war an jenem Morgen einer meiner griechischen Freunde in dem Friseurladen. Sofort nach meiner Verhaftung rief er telefonisch seinen guten Freund, den Fabrikanten George Ladas, an, der zu dem Haus eilte, in dem sich meine Frau mit ihren Eltern versteckte, erzählte von meiner Verhaftung und riet dringend zur Flucht. Natürlich zögerten sie wieder, und er musste sie fast gewaltsam in ein Versteck in einem reichen Athener Stadtviertel in eine Wohnung bringen, die der Familie einer guten Freundin meiner Frau gehörte. Dort nahm man sie sehr grosszügig, wohlwollend und freundlich auf. Meine Frau und ihre Eltern hätten dort die gesamte Kriegszeit verbringen können. Doch mein Schwiegervater, ein sehr rücksichtsvoller Mann, fiel nicht gerne anderen Menschen zur Last und wollte die Gutherzigkeit dieser Freunde nicht ausnutzen. Er wollte lieber in ein anderes Versteck. So siedelten meine Frau und ihre Eltern in ein abgelegenes Haus in der Provinz Kalithea über, fernab vom Zentrum Athens, und teilten sich dort ein Zimmer in einer Wohnung, in der auch die Wirtsleute wohnten.

Als meine Frau eines Tages auf medizinische Behandlung angewiesen war – sie hatte Probleme mit den Ohren – wurde sie von einem griechischen Arzt namens Athanassios Papathanassopoulos behandelt. Er gehörte, wie sein Vater, zu den «Freimaurern», daher war er bereit, ihnen zu helfen. Er nahm sie in seine Klinik auf und brachte sie schliesslich mit Hilfe zweier weiterer Ärzte in verschiedenen Häusern unter. Meine Frau wohnte während der restlichen Kriegszeit in dem Haus der Mutter des Arztes, meine Schwiegereltern dagegen, ebenfalls bis zum Kriegsende, in einer anderen Wohnung. Der Arzt veranlasste, dass sie sich jeden Abend treffen konnten. Alle drei Ärzte widmeten sich meiner Frau und ihren Eltern hingebungsvoll.

*Was wurde aus Ihnen, nachdem Sie von den Deutschen verhaftet worden waren?*

Die deutschen Agenten brachten mich in eine Apotheke an der Ecke und später in das Gestapo-Hauptquartier in der «Strasse des 3. September». Sie hielten mir eine Pistole an die Schläfe, forderten mich auf, den Mund zu halten, und fuhren mich in ein kleines Gefängnis. Dort schlugen und folterten sie mich. Nachts um elf Uhr kam ein Mann mit einem grossen Bart und einer schwarzen Brille und sagte: «Du bist ein Stück Dreck.» Ich fragte ihn: «Was habe ich getan?» Und er antwortete: «Du sagst uns nicht, wo sich dein Schwiegervater versteckt hält.» Ich erwiderte: «Ich weiss es nicht, aber wenn Sie wollen, bringe ich Sie dorthin.» «Was bedeutet das? Entweder schwindelst du oder du bist blöd», sagte er. Dann steckte man mich in ein kleines Auto, und wir fuhren zu meinem Haus. Dort war natürlich niemand. Die Deutschen raubten das Haus aus, dann brachten sie mich zu einem deutschen Offizier; der begann, auf mich einzuschlagen. Ich blieb dabei, dass ich nichts wüsste. Dann brachte man mich in einen verspiegelten Raum, in dem mir jemand sagte: «Wenn du für uns arbeiten willst, kannst du eine Menge Geld verdienen.» Ich aber dachte nur an Flucht. In diesem Augenblick kam der Offizier in den Raum, der mich in Saloniki verhaftet hatte. Er erinnerte sich an mich und wusste auch noch, dass ich von dort geflohen war.

Anschliessend wurde ich nach Haidari gebracht. Das war das zentrale Gefängnis für zum Tode Verurteilte oder für Leute, die in die Lager geschickt werden sollten. Man steckte mich in den Keller, in dem bereits andere jüdische Häftlinge untergebracht waren. Bis Pessach blieb ich dort. Inzwischen begannen die Deutschen mit der Verhaftung von Juden mit Hilfe jüdischer Kollaborateure, wie den Brüdern Rekanati, die mit den Deutschen zusammenarbeiteten. Es sassen 60 jüdische Häftlinge dort im Keller. Wir blieben insgesamt mehrere Monate.

Die Deutschen machten weiterhin jeden Tag Jagd auf Juden in Athen. Sie befahlen dem Athener Oberrabbiner, die Namen und Anschriften der Juden in seiner Gemeinde herauszugeben.<sup>4</sup> Er war klug genug, um ihnen zu sagen, dass er innerhalb eines Tages eine derartige Liste nicht zusammenstellen könnte. Er erbat sich eine Woche. Man gab ihm fünf Tage. Er nutzte diese Zeit, um die Juden telefonisch zur Flucht zu veranlassen. Viele Juden aus Athen konnten infolge der Warnung des Oberrabbiners entkommen.

*Wie gelang es den Deutschen, die Juden Athens in die Falle zu bekommen?*

Die Deutschen hatten befohlen, am Eingang der Synagoge eine Bekanntmachung aufzuhängen, nach der jeder Jude dort zum Pessachfest zehn Kilo

Matzot, Öl und Zucker bekommen könne. Früh morgens an einem Tag vor dem Fest fanden sich dort viele Juden ein. Die Deutschen kamen mit zwanzig Lastwagen und hatten die ahnungslosen Juden in der Falle. Dann brachte man sie zum Zentralbahnhof «Stanos Larissis».

*Sagten die Deutschen Ihnen, dass Sie von dort nach Auschwitz gebracht würden?*

Nein, man sagte uns nicht ausdrücklich, wohin die Fahrt ging. Sie brachten etwas Lügenhaftes, Täuschendes vor. Aber ich erinnere mich, dass sich im Waggon die Tochter von Herrn Nehama<sup>5</sup> mit den Worten an mich wandte: «Keine Sorge, Leon!» Ich erwiderte: «Was soll das heissen: keine Sorge? Wir fahren doch in den Tod!»

*Woher wussten Sie das?*

Wir wussten das durch Gerüchte, die im Ghetto umhergingen. Ich kann nicht sagen, aus welcher Quelle diese Gerüchte kamen, aber die Menschen sprachen in der Tat über das schreckliche Schicksal, das ihnen von den Deutschen bereitet werden sollte.

*Wann ging der Transport auf seinen Weg?*

An den genauen Termin erinnere ich mich nicht mehr. Aber ich glaube, wir kamen gegen Ende November 1943 nach Auschwitz.

*Erinnern Sie sich an den Empfang?*

Sicherlich. Dr. Mengele war dort.<sup>6</sup> Er war ein junger Mann in den dreissiger Jahren seines Lebens. Neben ihm stand eine Frau, wahrscheinlich seine Assistentin, mit zwei riesigen Schäferhunden. Er begann mit der Selektion – «Links, rechts, links, links.» Auf der einen Seite wurden die jungen Männer konzentriert, auf der anderen Frauen, Kinder und ältere Leute. Ich kam zu den jungen Männern. Wir standen dort lange, bis man uns befahl, uns hinzusetzen. Es gab dort einen Juden aus Saloniki namens Salvator, der mit einer Deutschen verheiratet war. Er war einer der ersten, die nach Auschwitz gekommen waren. Dieser Mann fragte nach unserem Wohlbefinden.<sup>7</sup>

*Wie wurden Sie zum Sonderkommando ausgewählt?*

An jenem Tag brachte man uns noch nach Birkenau. Im Stammlager Auschwitz gab es ein kleines Krematorium. Birkenau war das eigentliche Vernichtungslager. In Birkenau steckte man uns in einen Block – ich erinnere mich nicht mehr an seine Nummer. Dort wurden wir unter Quarantäne gehalten. Anschliessend tätowierte man uns die Nummern ein.



*Darf ich Ihre Nummer sehen?*

Ja, bitte. Sehen Sie hier – 182492. Das war meine Nummer in Birkenau. Das war mein «neuer Name». Im Quarantäneblock lagen fünf Männer auf einer Pritsche. Nach einigen Tagen warnten uns Freunde aus dem Block vor dem *Sonderkommando*. Sie sagten uns, wenn wir dort arbeiteten, würde man uns nach einigen Monaten umbringen. Wer ins *Sonderkommando* käme, hätte nahezu keine Überlebenschancen. Die Deutschen seien nicht daran interessiert, dass es für ihre Verbrechen Augenzeugen gäbe.

*Wer warnte Sie davor, in die Reihen des Sonderkommandos zugehen?*

Juden, die in der Nähe der Krematorien arbeiteten und sahen, was dort passierte. Darunter war auch ein jüdischer Arzt.

*Erklärte man Ihnen, was das Wort «Sonderkommando» bedeutete?*

Ja, sicherlich, in allen Einzelheiten. Man sagte uns, wer ins *Sonderkommando* käme, würde dort nicht wieder lebend herauskommen. In der Quarantäne . waren wir einen Monat. Eines Tages kamen ein deutscher und ein jüdischer Arzt zur «Untersuchung» in den Block. Da ich die deutsche Sprache beherrschte, wählten die Kameraden mich aus, um für sie zu übersetzen. Ich ging zu den Ärzten und sagte ihnen, sie sollten uns nicht zum *Sonderkommando* nehmen. Nach einigen Tagen kam ein junger Deutscher, vielleicht dreissig Jahre alt, der Französisch sprach. Er redete mit dem Blockältesten. Am nächsten Tag kam er zu mir und fragte: «Du sprichst Französisch, nicht wahr?» Ich bejahte und fragte, was er von mir wolle. Da sagte er mir, er brauche 200 starke Männer für Ladearbeiten bei der Eisenbahn. Ich sagte ihm, die griechischen Juden im Block, von denen es ungefähr 200 gab, könnten diese Arbeit ausführen. Sie seien zu jeder schweren Arbeit bereit.

Natürlich hatte ich seinen Worten geglaubt und war wirklich der Ansicht gewesen, es handle sich um gewöhnliche körperliche Arbeit. Ich meinte, wenn wir den Deutschen unsere Tatkraft und Stärke demonstrierten, könnten wir eine gute Behandlung erwarten. Wir waren damals so naiv. Der Mann ging fort, jedoch nicht, ohne für den nächsten Tag seine Rückkehr anzukündigen. Wir sollten uns dann zum Abmarsch bereithalten. Als ich zu meinen griechischen Freunden kam und ihnen von dem Ansinnen des jungen Deutschen erzählte, fragten sie mich nach der zu leistenden Arbeit aus und wollten wissen, was sie zu tun hätten. Ich beruhigte sie, indem ich ihnen sagte, wir würden zusammenbleiben und auch Essen erhalten. Der Mann kam am nächsten Morgen wieder und sagte: «Alle Griechen mir nach!» Wir waren ungefähr 150 Männer.

Das war genau einen Monat, nachdem wir in die Quarantäne gesteckt worden waren. Als wir aus dem Block heraustraten, fragte der Deutsche: «Ihr könnt doch singen, nicht wahr? Warum stimmt ihr nicht ein Lied an?» Da fingen wir an zu singen. Immer gab es Lieder, die wir gerne gemeinsam sangen – griechische Volkslieder oder patriotische Lieder und anderes Liedgut. Wir waren immer noch in guter Stimmung. Er führte uns das Lager entlang, bis wir zum Block 13 kamen.<sup>8</sup> Die Deutschen öffneten die Tür des Blocks und befahlen uns, einzutreten. Wir alle gingen in den Block. Drinnen waren andere Häftlinge. Sie fragten uns: «Warum seid Ihr hierhergekommen?» Wir sagten ihnen, wir seien gekommen, um ihnen bei der Arbeit bei der Bahn zu helfen. Einer sagte als Reaktion: «So ein Idiot! Hier ist das *Sonderkommando*. Welche Eisenbahn hast Du im Kopf?!» Ich erstarrte voller Staunen und Schrecken. Der Häftling sagte: «Man hat Euch angelogen. Glaubt mir, das ist das *Sonderkommando*» So kamen wir durch Täuschung ins *Sonderkommando*. Später stellte sich heraus, dass dieser Mann unserer Blockältester George war.

*Regte sich unter Ihnen Widerstand, als Sie dies hörten? Versuchten Sie, das Verhängnis abzuwenden?*

Widerstand leisten? Gegen wen? Nachdem wir in den Block gegangen waren, hatten die Deutschen die Türen verriegelt. Aus!

*Fortan waren Sie ein Teil des Sonderkommandos?*

Ja, so war das. Man teilte die 150 Griechen auf die vier Krematoriengebäude auf, und so begann das Kapitel «*Sonderkommando*» in unserem Leben.

*Wann begannen Sie, wirklich zu arbeiten?*

Noch in der gleichen Nacht. Als wir an unseren «Arbeitsplatz» kamen, teilten die Deutschen uns in Gruppen ein. In jeder Gruppe waren fünf Leute. Als einer aus meiner Gruppe sah, worin «unsere Arbeit» bestand – Verbrennen von toten Juden –, stürzte er sich selbst ins Feuer. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, dass er fortan die Leichen seiner jüdischen Glaubensbrüder verbrennen sollte.

*Können Sie den Beginn Ihrer Arbeit im Sonderkommando rekonstruieren?*

In der ersten Nacht im Block erzählten uns die «alten» Häftlinge vom *Sonderkommando* über die Arbeit, die uns erwartete. Doch diese Geschichten waren nichts im Vergleich mit der Realität. Wir waren entsetzt, aber die meisten dachten nicht an Selbstmord. Diese Lösung wäre zu einfach gewesen. Am nächsten Morgen gingen wir ins Lager. Die Deutschen brachten uns nicht

zu den Gebäuden der Verbrennungsanlagen, sondern zu den Verbrennungsgruben.<sup>9</sup> Ich sah dort mehrere Karren neben den Gruben und ganz in der Nähe ein Gebäude mit einer kleinen Pforte. Später wurde mir klar, dass man dort Menschen mit Gas erstickte. Wir warteten draussen ungefähr 15 Minuten, dann mussten wir auf Anweisung der Deutschen die Türen öffnen.

Die Leichen fielen massenweise heraus, und wir begannen, sie auf die Karren zu packen. Das waren kleine, offene Karren wie in Kohlengruben. Wesentlich kleiner als Eisenbahnwaggons. Die Leichen brachte man zu den Gruben. In den Gruben wurden die Leichen so angeordnet: eine Schicht mit Kinder- und Frauenleichen, darauf eine Schicht Holz; dann eine Schicht mit Männerleichen, und so weiter, bis die Grube, die eine Tiefe von gut drei Metern hatte, voll war. Dann schütteten die Deutschen Benzin in die Grube. Die Mischung aus toten Körpern und Holz brannte lichterloh.

*Was fühlten Sie, als Sie – vielleicht zum ersten Mal in Ihrem Leben – so viele Leichen sahen?*

Was soll ich Ihnen sagen? Das war schrecklich, ich kann es gar nicht mit Worten beschreiben, ganz schrecklich, furchtbar.

*Sie arbeiteten zu Beginn also bei den «Bunkern»?*

Richtig.

*Und später?*

Ich wurde zur Arbeit in den Krematorien selbst eingeteilt. Zunächst kam ich ins Krematorium III.

*Wie lange blieben Sie dort?*

Dort blieb ich drei Tage. Nach einem Streit mit meinem Blockältesten war ich gezwungen, den Platz zu verlassen. Ich kam dann ins Krematorium II. Dort blieb ich bis zum Schluss.

*Können Sie das Gebäude beschreiben?*

Ja. Das war ein sehr langgestrecktes Gebäude. Im Kellergeschoss befand sich der Raum zum Ausziehen, dahinter die Gaskammer, die in jeder Hinsicht wie ein Baderaum aussah. Zum Entkleidungsraum musste man 15 Stufen hinabsteigen.

*Können Sie den Raum beschreiben?*

Ja, er war sehr lang. Er hatte, so denke ich, eine Länge von mehr als 50 Metern und eine Breite von sechs Metern.

*Wie viele Menschen hatten in dem Raum Platz?*

Sehr viele. Hunderte von Menschen. Sobald sie sich ausgezogen hatten, kamen sie sofort in die Gaskammer.

*Waren die Leute vom Sonderkommando während der gesamten Zeit in diesem Raum anwesend?*

Ja. Es gab eine Gruppe der *Sonderkommando*-Häftlinge, die die Opfer in dem Entkleidungsraum erwartete. Ihre Aufgabe war es, die Menschen zu beruhigen, wenn sich unter ihnen Unruhe zeigte. Das passierte bisweilen. Der gesamte Prozess sollte in Ruhe und ohne Aufregung und Unordnung ablaufen. Das duldeten die Deutschen nicht.

*Wie viele Sonderkommando-Häftlinge waren im Entkleidungsraum?*

Ungefähr 15.

*Warnten Sie die Menschen, dass sie sich in einer Falle befanden und dass sie in wenigen Minuten im Nebenraum mit tödlichem Gas ermordet werden sollten?*

Sind Sie verrückt geworden!? Den Menschen das zu erzählen. Wie kann man einem Menschen sagen, dass man ihn ermorden wird? Diese schreckliche Wahrheit kann man niemandem erzählen. Sie müssen wissen, dass die Methode so raffiniert war, dass man nichts machen konnte. Die Menschen waren zum Tode verurteilt, und wir konnten die Wirklichkeit nicht ändern. Die Deutschen hatten zu den grausamsten Lügenmethoden gegriffen. Wir hatten keine Wahl, ausser uns dort einzufügen. Was hätten wir tun können? Was hätte sich geändert, auch wenn wir die Menschen gewarnt hätten? Niemand hatte die Chance, gerettet zu werden oder sich und seine Familie zu retten. Von dort gab es kein Entrinnen. Die Möglichkeit, von dort zu entkommen war nahezu nicht gegeben. Ich sage es nochmal: diese Möglichkeit gab es nicht.

*Hatten Sie überhaupt keine Möglichkeit während des gesamten Mordverfahrens, die Opfer zu warnen? Konnten Sie ihnen nicht sagen, dass sie in den Tod gingen?*

Auf keinen Fall hätten wir die Menschen warnen können. Wir waren auch keinen Augenblick alleine. Die Deutschen gingen dort die ganze Zeit umher. Sie waren es, die uns befohlen hatten, den Opfern falsche Informationen zu geben. Wer es gewagt hätte, den Juden die Wahrheit zu sagen, wäre innerhalb kürzester Zeit ermordet worden. Das war genau, was die Deutschen fürchteten: dass Chaos entstünde und Aufruhr, um den ruhigen Prozess zu stören.

*Ergaben sich trotzdem kurze Gespräche zwischen den Sonderkommando-Häftlingen und den Opfern?*

Ja. Die Menschen stellten uns in der kurzen Zeit, die ihnen verblieb, verschiedene Fragen, wie zum Beispiel: Wohin kommen wir nach der Desinfektion? Welche Pläne bestehen für uns? Einfache Fragen von Menschen, die nicht ahnen, was sie in wenigen Minuten erwartet.

*Immer die gleichen Fragen?*

Immer: Wohin bringt man uns nachher? Was wird weiter? Fragen, die jeder stellen würde. Wir antworteten ihnen, dass sie einer Desinfektion unterzogen werden und später ihre Kleider und Gegenstände wiederbekommen würden, um dann zur Arbeit eingeteilt zu werden. Solche und ähnliche Antworten. Ich glaube, wir hatten keine andere Wahl, anders zu antworten, um die Befürchtungen vor dem Unbekannten zu zerstreuen.

*Meinen Sie, dass die Opfer den Sonderkommando-Häftlingen glaubten?*

Ich denke, die meisten glaubten uns. Wenigstens war dies mein Eindruck.

*Erinnern Sie sich an einen Fall, dass jemand die Antworten anzweifelte oder etwas bemerkte?*

Nein. Die meisten Menschen befürchteten nichts. Die jungen Leute waren vorsichtiger, aber insgesamt glaubten die Menschen – wenigstens nach aussen –, was man ihnen sagte.<sup>10</sup>

*Erinnern Sie sich an einen Unterschied im Verhalten von religiösen und nicht-religiösen Juden beim Ausziehen?*

Da gab es keinen Unterschied.<sup>11</sup>

*Wie lange blieben die Menschen im Entkleidungsraum?*

Ungefähr 20 Minuten, manchmal eine halbe Stunde.

*Mussten Sie sie zum Ausziehen antreiben?*

Nein, im Allgemeinen nicht. Nach den ausgegebenen Anweisungen hatten wir für eine gute Atmosphäre im Raum zu sorgen. Wir sollten den Opfern Sicherheit geben und sie nicht erschrecken. Das war die Politik, damit sie ruhig und still in die Gaskammer gingen, die mit den falschen Duschen als Baderaum getarnt war. In diesem Zusammenhang muss ich sagen, dass es manchmal Schwierigkeiten mit dem Tempo beim Ausziehen gab. Dann trieben die Deutschen die Leute mit den Worten «Los, los! Schnell, schnell!» an.<sup>12</sup>

Zunächst zogen sich Frauen und Kinder aus und gingen weiter in die Gaskammer. Dann kamen die Männer, man öffnete wieder die Tür der Gaskammer und drängte sie hinein.

*Wir sprachen über den Entkleidungsraum. jetzt wollen wir uns der Gaskammer zuwenden. Was können Sie über die Gaskammer erzählen?*

Die Gaskammer habe ich oft gesehen. Ich war selbst in der Kammer – natürlich nach dem Vergasungsprozess. Das war eine ganz besonders widerwärtige Arbeit.

*Was war in der Gaskammer?*

Die Gaskammer sah wie ein Duschaum aus. Die Duschen sahen echt aus, der ganze Anblick war äusserst realistisch. Jeder, der hereinkam, war überzeugt, dass er dort duschen werde und dass das Ganze der Desinfizierung diene.

*Wie viele Menschen konnten in die Gaskammer hineingedrängt werden?*

In Krematorium I maximal 2'000 Menschen.

*Welche Farbe hatten die Wände der Gaskammer?*

Irgendwie zwischen Grau und Weiss.

*Was war auf dem Fussboden?*

Der Fussboden war durchgehend aus Beton, in den Ecken waren Rinnen, damit man glaubte, alles sei echt.

*Im Winter war es dort sicherlich furchtbar kalt.*

Im Winter stellte man grosse Eisenöfen in die Gaskammer, so dass die Menschen nicht froren, wenn sie in den Raum kamen.

*Habe ich Sie richtig verstanden? Sie sagten, zunächst gingen Frauen und Kinder in die Gaskammer und warteten dort.*

Nachdem die Frauen und Kinder sich ausgezogen hatten, gingen sie in die Gaskammer und warteten hinter verschlossener Tür. Dann wurden auch die Männer hereingebracht. So waren alle zusammen und warteten auf das «Brausebad» oder die «Desinfektion».

*War die Gaskammer beleuchtet?*

Ja. Es gab dort drinnen Licht. In den kalten Jahreszeiten wurde sie, wie gesagt, auch beheizt. So konnten die Frauen und Kinder dort warten, bis auch die Männer in die Gaskammer kamen.

*Was geschah, nachdem die Männer zu den Frauen und Kindern in die Gaskammer gebracht worden waren?*

Wir bemerkten Unruhe.

*Warum?*

Mir schien, der Grund war, dass die Menschen spürten, etwas sei nicht in Ordnung. Vielleicht untersuchten sie die Duschen und erkannten, dass dort kein Wasser herauskam. Ich hörte einmal diese Beschwerde, die jemand gegenüber einem Deutschen äusserte, der dort stand. Er sagte mit vortäuschter Naivität: « *Wirklich? Kein Wasser? Da muss ich mich aber in dieser Angelegenheit an Fritz wenden. Warten Sie bitte!* » Nach einigen Augenblicken kamen weitere Deutsche, verriegelten die Tür, und das war es dann.

*Lief die von Ihnen beschriebene Prozedur immer in dieser Reihenfolge ab?*

Immer kamen zunächst die Frauen mit den Kindern, anschliessend die Männer. Manchmal bildeten sich lange Warteschlangen, denn die Transporte brachten Tausende von Juden. Da war dann in allen Krematorien kein Platz.

*Was geschah, nachdem alle Menschen in die Gaskammer gedrängt worden waren?*

Dann kamen SS-Angehörige mit den Gasbüchsen. Sie öffneten die Luken in der Decke des Raumes und schütteten das Gas, das wie kleine, blau-grüne Steine aussah, hinein. Diese Tätigkeit des Gaseinwurfs wurde immer und ohne Ausnahme von Deutschen ausgeführt, nicht von den *Sonderkommando*-Häftlingen. Ich erinnere mich, dass die Deutschen einmal *Sonderkommando*-Häftlinge einsetzten, um die Luken zu öffnen, deren Deckel aus Beton und daher ziemlich schwer waren. Darunter waren Röhren, die bis nach unten in die Gaskammer führten, und bei dieser Gelegenheit konnte ich die Büchsen mit dem Gas aus der Nähe sehen. Die Deutschen, die das Gas einwarfen, waren mit Gasmasken ausgerüstet, die sie erst abnahmen, nachdem die Deckel geschlossen waren.

*Hörten Sie aus der Gaskammer Stimmen oder Geräusche, nachdem die Vergasung eingesetzt hatte?*

Natürlich, wir hörten laute Schreie. Alle schrien in der Gaskammer, denn sie waren völlig verzweifelt und riefen um Hilfe. Sie verstanden nun, dass der Tod nahe war. Ich kann diese Schreie noch heute hören. Mein ganzes Leben lang werden sie mich verfolgen und nicht verlassen.

*Was fühlten Sie, als Sie die Schreie der erstickenden Menschen hörten?*

Ich muss Ihnen etwas Schreckliches sagen. Aber es ist wahr: wir waren damals wie Roboter. Wir konnten uns überhaupt nicht der Gewalt der Gefühle, die sich bei unserer Arbeit einstellten, aussetzen. Ein Mensch kann diese Gefühle, die ein integraler Bestandteil unserer Arbeit waren, eigentlich nicht ertragen. In dem Augenblick, in dem wir diese Gefühle verdrängten und so fühlten wie «normale Menschen», betrachteten wir alle diese Handlung als «Arbeit», die wir nach den Anweisungen der Deutschen ausführen mussten. So sah das aus. Wir dachten nicht an das Schreckliche der Arbeit und hatten keinerlei Emotionen. Wir hatten eigentlich gar keine Gefühle mehr. Wir hatten die Gefühle noch in ihren Anfängen erstickt.

*Was taten Sie im Entkleidungsraum, während die Menschen nebenan im Gas erstickt wurden?*

Wir hatten dort viel zu erledigen. Wir mussten die Kleider, die die Leute dort zurückgelassen hatten, einsammeln und die Bündel zusammenpacken, die die Menschen von daheim mitgebracht hatten. Alles mussten wir an einem Punkt zusammenräumen, damit es dann fortgeschafft werden konnte.

*Aber die Menschen mussten doch bei ihrem Eintreffen auf der Bahnrampe in Auschwitz alles, was sie mitgebracht hatten, zurücklassen, oder nicht?*

Richtig. Diese Gegenstände wurden dann alle von dem Kommando «Kanada» eingesammelt. Aber die Leute nahmen auch auf ihrem Weg in die Gaskammer einige ihrer Besitzgegenstände mit. Die Leute vom «Kanada-Kommando» sammelten die Sachen zunächst ein und sortierten sie: Schuhe, Brillen, Koffer und anderes. Sie schickten den gesamten Besitz in einen bestimmten Lagerabschnitt in Birkenau, den man ebenfalls «Kanada» nannte. Dort wurden die Kleider desinfiziert, der Rest der Dinge wurde nochmals sortiert, damit die brauchbaren Gegenstände nach Deutschland geschickt werden konnten.

*Brachten die Menschen auch Nahrungsmittel in den Entkleidungsraum?*

Ja, sicherlich. Das war für uns sehr bedeutungsvoll. Die Menschen brachten viele Lebensmittel mit, die wir für uns mitnehmen konnten. Ich erinnere mich noch, dass wir bei einem Transport ungarischer Juden in den Taschen neben anderen Lebensmitteln auch Gänsefett fanden. So brachte jeder Transport Nahrungsmittel mit, die wir für uns verwenden konnten. Und nicht nur Nahrungsmittel – einmal brachten Juden aus Ungarn sogar eine Thorarolle mit in den Entkleidungsraum.



*Was geschah in der Zwischenzeit mit den Menschen in der Gaskammer?*

Nach einer Viertelstunde blickten die Deutschen hinein, um sicher zu gehen, dass alle bereits tot waren. Sobald sie davon überzeugt waren, gaben sie die Anweisung, das Ventilationssystem in der Gaskammer in Betrieb zu setzen.

*Wo waren Sie, während die Menschen in der Gaskammer erstickten?*

Im Allgemeinen war ich im Entkleidungsraum.

*Wurden Sie auch beim Herausholen der Leichen aus der Gaskammer eingesetzt?*

Nein. Das wurde von einer Gruppe gemacht, die ausschliesslich für diese Arbeit bestimmt war.

*Was geschah mit den Leichen, nachdem sie aus der Gaskammer geholt worden waren?*

Sie wurden mit einem Aufzug hinauf ins Erdgeschoss gebracht, das über den Gaskammern lag.

*Erinnern Sie sich an den Aufzug?*

Das war ein sehr einfacher Aufzug: eine Art Plattform, an allen Seiten offen, eine Metallfläche, auf die die Leichen gepackt wurden. Dieser Aufzug wurde mit elektrischem Strom betrieben. Auf die Ladefläche kamen die Leichen, dann holte man ihn nach oben.

*Wie viele Leichen wurden jedes Mal aufgeladen?*

Ungefähr 15 bis 20 Leichen. Sobald man begann, die Leichen auf den Aufzug zu packen, ging ich hinauf ins Erdgeschoss. Dort war mein «Geschäft», mein «Fachbereich».

*Konnten Sie von innen ins Erdgeschoss gelangen?*

Nein. Ich benutzte die Aussentreppe.

*Wie lange arbeiteten Sie in jeder Schicht?*

Zwölf Stunden. Von sechs Uhr morgens bis sechs Uhr abends, oder von sechs Uhr abends bis sechs Uhr morgens.<sup>13</sup>

*Welche Arbeit mussten Sie nun ausführen?*

Bevor die Leichen in die Verbrennungsöfen kamen, musste ich die Mundhöhlen der Ermordeten untersuchen und ihnen die Goldzähne ziehen. Die Deutschen wollten auf dieses Gold nicht verzichten. Daher hatten sie jemandem diese Aufgabe übertragen.



*In der Gaskammer werden Goldzähne und Haare gesammelt. Im Hintergrund ein ventilierter, vertikaler Schacht zur Einführung des Gases*

*Waren Sie mit den passenden Instrumenten für diese Aufgabe ausgerüstet?*

Ja. Ich hatte zwei verschiedene Zangen, um die Zähne zu ziehen. Keine gewöhnlichen Zangen, sondern wirkliche Zahnarztzangen.

*Das heisst, Zangen, wie sie auch in einer Arztpraxis benutzt werden?*

Ja. Ich muss sagen, das war eine schreckliche Arbeit, furchtbar. Der Geruch, der von jeder Leiche ausging, war unerträglich.

*Wie wurde Ihre Aufgabe bezeichnet?*

Man nannte mich und die Kameraden, die ähnliche Aufgaben verrichteten, «Dentisten».

*Wer hatte Ihnen diese Bezeichnung zugelegt?*

Ich glaube, das war der Blockälteste. So scheint es mir.

*Das war doch eine sarkastische Bezeichnung, nicht wahr?*

Ja, natürlich. Die Deutschen bezeichneten mich auch als «griechischen Zahnarzt».

*Wo führten Sie diese Arbeit aus?*

Im Erdgeschoss, in der Nähe der Verbrennungsöfen, vielleicht drei Meter von ihnen entfernt.

*Was geschah, nachdem Sie fertig waren?*

Dann konnte man die Leichen in die Verbrennungsöfen stecken. Ich musste den Leuten ein Zeichen geben, damit sie die Leichen ins Feuer stecken konnten. Das Schlüsselwort war «Einschieben!» Jede Handlung hatte ihren eigenen Namen. Die Leute, die für das Einschieben verantwortlich waren, kannten ihre Arbeit genau. Sie nahmen die Leichen, legten sie auf kleine Bahren und stiessen sie in die Ofenöffnung.

*Gaben Sie die Anweisung: «Einschieben»?*

Ja, manchmal gab ich die Anweisung, manchmal die Deutschen. Diese Anweisung erfolgte automatisch einmal jede halbe Stunde.

*Warum jede halbe Stunde?*

Weil dies die Zeit war, die man zum Verbrennen der Leichen benötigte. Inzwischen kamen neue Leichen herauf, und ich musste Weiterarbeiten und ihnen die Zähne ausziehen.

*Dann hatten Sie also nur eine halbe Stunde Zeit, um die Goldzähne zu ziehen?*

Nein. Weniger. Nur zehn Minuten.

*Über wie viele Tote sprechen Sie?*

Einen Moment. Da muss ich zählen: ungefähr 60 bis 75 Leichen in zehn Minuten.

*Wie konnten Sie in so kurzer Zeit so vielen Toten die Zähne ziehen?*

Das ist durchaus möglich: man öffnet den Mund der Leichen, blickt hinein. Wenn die Leiche keine Goldzähne hat, geht man zur nächsten über und so weiter. Manchmal ging das sehr schnell.

*Bitte erzählen Sie genau, wie Sie die Arbeit durchführten!*

Die Leichen lagen auf dem Fussboden. Zunächst musste ich die Münder öffnen. Dazu brauchte ich Kraft. Die Münder waren gewissermassen herme-

tisch geschlossen. Daher musste ich sie mit einer der Zangen gewaltsam öffnen. Wenn ich einen Goldzahn erblickte, zog ich ihn mit der zweiten Zange aus. Dazu hatte ich diese *Doktorzange*. Sobald ich einen Goldzahn erblickte, nahm ich die Zange und zog ihn aus. Auch Zahnprothesen zogen wir.<sup>14</sup>

*Als Sie dies das erste Mal machen mussten, glaubten Sie sicherlich, dass Sie nicht durchhalten würden.*

Können oder nicht – ich musste diese Arbeit ausführen. Das war widerlich, aber ich tat es. Sie müssen bedenken, dass ich keinerlei Möglichkeit hatte, mich zu entziehen. Während meines Aufenthaltes in Birkenau gab es zu einer bestimmten Zeit immer, bevor neue Transporte eintrafen, eine Unterbrechung der Arbeiten. In dieser Zeit mussten wir die Öfen säubern. Während der Säuberungsaktion fanden die Deutschen einmal in der Asche zwei Goldzähne. Wissen Sie, was man mit mir machte? Ich erhielt zehn Schläge aufs Gesäss, mit einer Peitsche, in der Metallstücke in Lederstreifen eingearbeitet waren. Sie sagten, das wäre von meiner Seite Sabotage gewesen und ich solle mich für das nächste Mal vorsehen.

*Wann holten die anderen Sonderkommando-Häftlinge die Leichen, deren Zähne Sie gezogen hatten, zu den Öfen?*

Wenn ich mit einer Leichenreihe fertig war. Dann befahl der Deutsche *Einschieben!* und man begann, die Leichen in die Öfen zu schieben.

*Wer hatte Sie in ihrer Arbeit unterwiesen?*

Das lernte ich dort – mit der Zeit kam die Erfahrung. Glauben Sie mir, anfangs war ich sehr angespannt und nervös, dachte, dass ich die Arbeit nicht korrekt ausführen könnte und die Deutschen mir einen Fehler nicht verzeihen würden. Mit anderen Worten: dass sie mich umbringen würden, wenn ich einen Goldzahn übersah. Aber später erreichte ich eine derartige Stufe der Qualifikation, dass ich sagen konnte, welche Leiche in welcher Reihe Goldzähne hatte oder eine Brücke und ähnliches. Ich wurde allmählich zum Experten.

*Was taten Sie, wenn sich bei Ihnen Gold in grossen Mengen angesammelt hatte?*

Die Goldzähne sammelte ich in kleinen Taschen, die an jeder Seite meiner Stiefel befestigt waren. Dann rief ich nach Schwarz, den wir «Schatzmeister» nannten; denn seine Aufgabe war es, die Goldzähne zu schmelzen und in Barren von zwei Zentimeter Breite und fünf bis sechs Zentimeter Länge zu giessen, die er dann an die Deutschen weitergab.

*Wer war Schwarz – ein Deutscher?*

Nein, er war einer der jüdischen Häftlinge vom *Sonderkommando*. Er hatte ein kleines Labor. Er säuberte das Gold und trennte es von den organischen Resten, bis reines Gold übrigblieb. Dann schmolz er es ein und übergab den Deutschen die Goldbarren. Wenn ich einen besonders grossen Goldzahn bei einer Leiche fand, nahm ich ihn für mich. Denn auch ich musste doch leben, nicht wahr?

*Was machten Sie mit diesem Gold?*

Ich gab es in der Regel einem SS-Mann, der jede Nacht zu mir kam. Er fragte mich, was er mir am nächsten Morgen bringen sollte. Ich verlangte im Allgemeinen Schnaps oder besondere Delikatessen. Er nahm das Gold und kam am nächsten Morgen mit den Dingen, die ich bestellt hatte, in einem Sack und sagte: «*Bitte schön, mein Herr!*»

*Er nannte Sie «mein Herr!»?*

Ja, oder er bezeichnete mich als «*Grieche*».

*Sprach er Sie nicht mit Ihrer Häftlingsnummer an?*

Nein, nein.

*Kam dieser Deutsche jeden Tag?*

Jeden Tag.

*War es immer der gleiche Mann?*

Ja, immer der gleiche Deutsche.

*Was war der Massstab für den Handel?*

Das hing von der Grösse der Goldstücke ab, die ich fand. Manchmal waren sie klein, manchmal grösser. Auf jeden Fall brachte er immer, was ich von ihm erbat. Meistens brachte er Huhn, Branntwein, Kekse und andere Delikatessen.

*Ich sehe, dass es dort einen Handel zwischen dem Sonderkommando und den Deutschen gab. Wann hat das angefangen?*

Von Anfang an gab es Handel. Einer der deutschen SS-Angehörigen kam einmal zu mir und fragte, ob ich etwas hätte, was ich ihm geben könnte. Da brachte ich ihm Gold. Was hätte ich denn tun sollen?

*Fürchteten Sie sich vor ihm?*

Nein. Was hätte er mir schon tun können? Ohnehin war ich ja irgendwie zur Hinrichtung bestimmt. Wenn nicht heute, dann morgen. So war das dort. Nachdem er das Gold genommen hatte, fragte er: *«Willst Du etwas Gutes zum Essen haben? Oder Schnaps trinken?»*

Wissen Sie, wieviel Gold wir dort in Auschwitz sammelten? Nach meinen Berechnungen betrug die Goldmenge, die wir dort durch die Goldzähne der ermordeten Juden gewannen, viele, viele Kilogramm.

*Gab es zwischen den Sonderkommando-Häftlingen und den Deutschen Übereinkünfte darüber, was erlaubt und was verboten war?*

Ja. Ich werde Ihnen ein Beispiel geben: Wenn die Deutschen irgendetwas haben wollten, dann sagten sie uns, wir sollten dieses oder jenes stehlen. Vorsichtig sollten wir dabei sein. *«Passt auf! Lasst Euch nicht erwischen! Wenn man Euch erwischt, dann werdet Ihr erschossen.»* Wir nannten das *«Organisieren»*, und die Deutschen sagten *«Organisier mir das»*, wenn sie wollten, dass wir etwas von dem Besitz der Opfer stehlen sollten.

*Wie war es Ihnen möglich, jeden Tag bei den Leichen zu arbeiten? Das ist doch unmenschlich.*

Schon vom zweiten Tag an arbeitete ich wie ein Automat, ohne Gefühle. Manchmal musste ich beim *Einschieben* helfen und die Türen der Öfen im Krematorium öffnen.

*Wie machten Sie das?*

Ich half mir mit meiner Mütze, damit ich die glühende Ofentür anfassen und öffnen konnte.

*Beteiligten Sie sich nur am Einschieben, wenn Sie «Freiheit» hatten, oder immer?*

Nur wenn ich Zeit übrig hatte. Dann bat man mich, die Ofentüren zu öffnen.<sup>15</sup> Wenn ich nicht helfen konnte, dann öffnete einer der Männer an der Bahre selbst die Tür. Manchmal aber waren die Leichen so schwer, dass man die Ofentüren nicht ohne meine Hilfe öffnen konnte. Ich öffnete nur die Türen, für den Rest – das Einschieben der Leichen in den Ofen – war ich nicht zuständig.

*Wie viele Leichen gingen in jeden Ofen?*

Zwischen drei und fünf Leichen. Das hing vom Zustand der Leichen ab. Wenn es sich nicht um dicke Leichen handelte, brachten wir vier oder fünf in den Ofen. Man ordnete die Leichen folgendermassen an: drei Männer und zwei Frauen, denn die Frauen haben in ihrem Körper mehr Fett.<sup>16</sup> Alle halbe

Stunde legte man in die fünf Öfen neue Leichen ein. Jeder Ofen hatte drei Öffnungen, in die die Leichen eingeschoben wurden. Es gab eine besondere Gruppe von Arbeitern zum *Einschieben*. Alle Arbeiter in dieser Gruppe waren sehr stark. Sie benutzten eine Bahre, die wie eine Krankenbahre aussah. Diese «Bahre» war aus Metall. Vorne an der Bahre waren auf beiden Seiten zwei Handgriffe. Sobald der Befehl *Einschieben* erging, legte man die Leichen auf die Bahre, ergriff die Bahre an den Griffen und öffnete die Tür des Ofens, in dem hohe Temperaturen herrschten. Zwei Männer hielten die Bahre und hoben sie gegen die Ofentür empor. Ein weiterer Mann stiess dann von hinten mit einer Eisenstange die Leichen in den Ofen. Dann schloss man die Tür.

*Dauerte dies sehr lange?*

Nein, leider nicht. Wir waren sehr professionell. In fünf Minuten war alles vorbei. Alle halbe Stunde mussten wir neue Leichen in den Ofen einschieben. Das geschah alles ganz automatisch. In jedem Verbrennungsraum waren mehrere Öfen, so dass in jeder halben Stunde wenigstens 50 bis 75 Leichen verbrannt werden konnten. 24 Stunden rund um die Uhr.

*Sie sagten, die Männer beim Leicheneinschieben seien sehr stark gewesen. Wie konnten in Auschwitz unter den dort herrschenden Bedingungen körperlich kräftige Männer sein?*

Wir litten nicht an Unterernährung wie die anderen Häftlinge in Auschwitz. Wir waren das *Sonderkommando*. Wir hatten viel Essen. Wir suchten unter den Dingen, die die Menschen nach Auschwitz mitbrachten, und fanden alles mögliche zum Essen, manchmal richtige Delikatessen: Salami, Speck und sogar Kaviar. Wir brauchten nur zuzugreifen und zu schlemmen.

*Das heisst, Sie hatten keine Ernährungsprobleme?*

Solange noch Transporte eintrafen, hatten die *Sonderkommando*-Häftlinge keine Ernährungsprobleme.

*Wie viele Stunden arbeiteten Sie am Tag?*

12 Stunden ohne Unterbrechung. Nach der Arbeitsschicht mussten wir duschen, denn wir waren völlig eingedreht. Man gab uns ein Stück Seife, und wir konnten auch die Kleider wechseln. Im Sommer stiegen wir in den Hof des Gebäudes hinunter und sassen auf der Wiese. Im Winter gingen wir in die Wohnstuben im Dachgeschoss.

*Konnten Sie nach der Schicht tun, was Sie wollten?*

Ja, wir konnten machen, was wir wollten. Aber natürlich mussten wir im Bereich des Krematoriumgebäudes bleiben.

*Was machten Sie in der Zeit nach 18 Uhr?*

Wir redeten, redeten, redeten. Ich erinnere mich an einen Mann namens Strassvogel. Während wir in der Pause im Hof saßen, bat er mich, nach der Befreiung nach Paris zu fahren und seine Frau zu suchen. Nach der Befreiung war ich auf meinem Wege in die Vereinigten Staaten zu einem Aufenthalt in Paris gezwungen. Es gab damals nicht genügend Schiffe, und es war nicht leicht, dorthin zu gelangen. Auf jeden Fall konnte ich seine Tochter aufspüren. In ihrer Wohnung sah ich das Porträtfoto ihres Vaters. Sie fragte mich, ob wir in Auschwitz Freunde gewesen seien. Ich sagte «Ja». Sie führte mich durch Paris und bat mich, bei ihnen zu bleiben. Doch da ich verheiratet war, konnte ich mich nicht lange in Paris aufhalten.

*Wo waren Ihre Wohnstuben?*

Oben, im zweiten Stock, hatten wir richtige Betten.

*War der Raum im Winter beheizt?*

Dazu bestand keine Notwendigkeit. Die Hitze der Öfen wärmte von unten das gesamte Gebäude.

*Schliefen Sie auf Pritschen, wie die anderen Häftlinge?*

Nein, wir hatten richtige Betten.

*Traten Sie dort zu Appellen an?*

Sicherlich. Bevor wir zur Arbeit antraten, mussten wir uns jeden Morgen zum Appell einfinden. Der Befehl war *Antreten!*

*Sie sahen jeden Tag die Juden in die Gaskammer gehen und nicht mehr herauskommen. Wie konnten Sie bei dieser «Arbeit» durchhalten?*

Was hätten Sie an meiner Stelle getan? Ich hatte doch keine andere Wahl. Ich hätte mich nicht anders verhalten können. Zu jener Zeit hatten wir keinerlei Gefühl, waren völlig leer. Wir hatten unsere Herzen verschlossen, hatten nichts Menschliches mehr an uns. Wir arbeiteten wie Maschinen. Wir waren Menschen ohne menschliche Gefühle. Wir waren richtige Tiere, keine Menschen. Das ist schrecklich, aber so war es – eine Tragödie.

*Der Kontakt mit so vielen Toten kann einen Menschen zum Wahnsinn bringen. Wie behielten Sie Ihren Verstand?*

Das habe ich Ihnen doch schon gesagt! Niemand von uns wurde verrückt, denn in Auschwitz waren wir keine Menschen mehr, sondern Roboter.



*Hatten Sie jemals Gedanken an Selbstmord?*

Nein, ich wusste, dass ein Selbstmord niemandem helfen würde. Einmal sprach ich mit einem SS-Mann, der bei uns arbeitete. Er war älter als die anderen. Er sagte: «Keine Sorge. Du kommst hier ’raus und wirst noch lange leben.» Ich fragte ihn: «Sind noch viele Juden übrig, die wir verbrennen müssen?» Er lachte und sagte: «Hör’ mir gut zu. Du wirst noch lange leben. Es gibt Gerüchte, dass die Russen schon in der Nähe von Auschwitz sind.»

*Hatten Sie Kontakte zu Nichtjuden im Lager?*

Wir hatten Kontakte mit nichtjüdischen Polen, die im Lager arbeiteten. Sie halfen uns manchmal. Wir dachten und hofften, sie könnten uns bei dem geplanten Aufstand helfen.

*Wer hatte die Idee zum Aufstand?*

Wenn ich mich nicht täusche, war das die Idee der russischen Kriegsgefangenen, die im *Sonderkommando* in Krematorium I arbeiteten. Die Idee ergab sich Anfang 1944. Die Russen hatten militärische Erfahrung, die für den Aufstand nützlich gewesen wäre.

*Wie bereiteten Sie sich auf den Aufstand vor?*

Während der Organisation erhielt jeder, der an dem Aufstand teilnehmen sollte, bestimmte Aufgaben. Jeder wusste, was er zu tun hatte. Nicht nur die Leute vom *Sonderkommando* sollten während des Aufstandes Aufgaben übernehmen, sondern auch andere Häftlinge aus Birkenau sollten teilnehmen, z.B. die Leute vom Kommando «Kanada».<sup>17</sup> Die Leute, die beim Dampf arbeiteten, sollten Feuer entfachen und in dem Moment, in dem die Deutschen näherrückten, eine Explosion herbeiführen. Das *Sonderkommando* sollte so viele deutsche SS-Angehörige wie möglich umbringen. Jeder Häftling in jedem Kommando kannte seine Aufgabe genau und bereitete sich darauf vor. Ich erinnere mich an den ursprünglichen Termin, an dem der Aufstand beginnen sollte – den 15. August 1944.

Einige Tage zuvor kamen nichtjüdische Widerständler aus dem Stammlager Auschwitz zu uns und sagten: «Es ist besser, noch zu warten. Die Russen stehen vor der Tür.»<sup>18</sup> Da entschlossen wir uns in Birkenau, den Aufstand zu verschieben. Zu jener Zeit waren im Frauenlager 50.000 weibliche Gefangene und nochmals 50.000 männliche Häftlinge im Männerlager.<sup>19</sup> Als man uns von dem Vormarsch der Russen erzählte, entschieden die Organisatoren des Aufstandes, die Leute vom *Sonderkommando*, noch zu warten, hauptsächlich also unter Einfluss der Führer des nichtjüdischen Widerstan-

des.<sup>20</sup> Kaminski, der zu den Anführern des Aufstandes gehörte, meldete, es gäbe keine Wahl, man müsse den Beginn des Aufstandes verschieben. Nach einiger Zeit begannen die Deutschen gegen Kaminski den Verdacht zu hegen, er sei an der Organisation eines Untergrundes beteiligt. Man brachte ihn in die Region «Kanada» und folterte ihn dort. Er verriet nichts, auch keinen der Kameraden.<sup>21</sup>

*Das heisst, die Deutschen wussten, dass man aufständische Tätigkeiten vorbereitete?*

So sieht es aus. Sie haben wohl irgendwelche Informationen erhalten.

*Hatten Sie auch irgendeinen Anteil an dem geplanten Aufstand?*

Sicherlich. Jeder hatte eine Aufgabe.

*Hatten Sie Waffen zur Verfügung?*

Nein. Wir hatten nur Handgranaten, die uns aus dem Lager gebracht wurden. Meine Aufgabe bestand darin, in unserem Krematoriumsbau Feuer zu legen, nachdem ich ein entsprechendes Zeichen von Krematorium I erhalten hatte. Da wir keinen Brennstoff zur Verfügung hatten, entschied man, dass ich die Matratzen anzünden sollte, sobald das Zeichen erfolgt war. Das war also meine Aufgabe nach dem Plan.

*Verlief der Aufstand nach dem festgesetzten Plan?*

Nein, leider nicht. Zunächst kooperierten die anderen, nichtjüdischen Widerständler in Auschwitz nicht mit uns. Sie hielten sich ständig an die Ausrede, die Russen würden immer näherrücken. Sie sagten, da wäre es dumm, noch von den Deutschen ermordet zu werden, wenn doch die Befreiung kurz bevorstünde. Sie wollten einfach nicht mit uns zusammenarbeiten. Schliesslich kam unsere Geduld an ein Ende, denn wir sahen, dass diese Widerständler nichts ausrichten würden. Wir entschlossen uns daher, für die immer näherrückende Stunde bereit zu sein, ohne irgendeine Unterstützung von den Leuten aus Auschwitz zu erwarten. Am 7. Oktober 1944 teilte man uns mit, dass die Deutschen beabsichtigten, die Leute vom *Sonderkommando* aus Krematorium III fortzubringen. Uns war natürlich klar, dass dies eindeutig die Ermordung der *Sonderkommando*-Häftlinge bedeutete. Da kamen wir zu dem Entschluss, dass es so weit sei und man sofort handeln müsse. Wir stellten den Kontakt zwischen den verschiedenen Gruppen unseres Untergrundes her.

Gegen 11.30 Uhr am Vormittag meldeten die russischen *Sonderkommando*-Häftlinge allen kämpfenden Einheiten, noch am selben Tag werde der

Aufstand losbrechen. Gegen 2.00 Uhr sollte der Transport der *Sonderkommando*-Häftlinge vom Krematorium III von den Deutschen ausgeführt werden.<sup>22</sup> Daher kamen die Deutschen vorher und befahlen den Leuten *Antreten Appell!* Es war klar, wohin das führen würde. Als die Griechen im *Sonderkommando* den Befehl zum Appell hörten, gaben sie die vereinbarte Kampfparole aus. So erfolgte das Zeichen zum Ausbruch des Sonderkommandoaufstands. Einige von ihnen fielen über die Deutschen her, ergriffen deren Waffen und begannen zu fliehen. Eine andere Gruppe des *Sonderkommandos* schnitt den Stacheldraht um das Krematoriumsgelände durch. Andere steckten die Matratzen im zweiten Stock – dem Wohngeschoss – in Brand. Ein Teil der Aufständischen lief zum nahen Krematoriumsgebäude. Die Deutschen holten Verstärkung herbei und begannen, mit automatischen Waffen um sich zu schiessen.

Im Lager ertönte die Sirene<sup>23</sup> und meldete die Situation. Dadurch kam Verstärkung aus der Umgebung herbei. Das gesamte Krematorium brannte. Unter den Aufständischen in Krematorium III ist Marcel Nagari zu erwähnen, der ein guter Mann war. Inzwischen begannen die Leute vom Krematorium I zu fliehen, als sie die Flammen aus Krematorium III sahen. Sie begriffen, dass der Aufstand seinen Höhepunkt erreicht hatte. Sie konnten noch zuvor ihren widerlichen Kapo ins Feuer werfen.<sup>24</sup> Leider wurden alle in den nahegelegenen Waldanlagen ergriffen und auf der Stelle umgebracht. Wir – die Leute vom Krematorium II – machten während des Aufstandes nichts,<sup>25</sup> da wir kein Zeichen erhalten hatten. Wir warteten, dass jemand uns eine Anweisung überbringen würde. Aber infolge der Bedingungen, die an diesem Tage herrschten, konnte kein Kontakt mit den anderen hergestellt werden.

Als die Kampfhandlungen bereits abnahmen, versammelten die Deutschen alle *Sonderkommando*-Häftlinge, die noch am Leben waren. Sie sagten uns, wir seien nicht am Aufstand beteiligt gewesen und würden nicht bestraft werden. So wurden wir – die Häftlinge vom Krematorium II – gerettet. Inzwischen brachten die Deutschen die Leichen unserer Kameraden vom Krematorium I herbei, die die Flucht gewagt hatten und erschossen worden waren. Wir mussten ihre Leichen verbrennen.

*Wie lange nach dem Aufstand arbeiteten Sie noch beim Sonderkommando?*

Ich arbeitete im *Sonderkommando* bis in den Januar 1945. Doch gegen Ende Oktober erging die Anweisung über die Beendigung der Morde in den Gaskammern.<sup>26</sup>

*Wie verliessen Sie Auschwitz?*

Die Deutschen wollten Birkenau vollständig abbauen, bevor sie das Lager verliessen. Es sollten keine Spuren der dort vollzogenen Verbrechen zurückbleiben. Dazu brachten sie einige Experten zur Demontage herbei und begannen, Dynamit bei den Mordanlagen, den Krematorien und Gaskammern auszulegen. Die Häftlinge mussten auf dem Gelände der Verbrennungsanlagen Gruben ausheben, damit dort das Dynamit gelegt werden konnte. Auch mussten die Häftlinge die Ziegelsteine der Schornsteine und Wände aufräumen, die bei der Explosion eingefallen waren. Wir kehrten in dieser Zeit in den Block 13 zurück.

Am 16. Januar 1945 hörten wir, dass die Russen kurz vor Auschwitz stünden. Ich erinnere mich, dass uns ungefähr zu dieser Zeit befohlen wurde, uns in einem getrennten Block zu versammeln. Wir verstanden sofort, dass die Deutschen uns noch ermorden wollten, bevor sie das Lager schlossen. Wir waren entschlossen, schleunigst zu handeln, um unser Leben zu retten. Die Idee bestand darin, uns unter die anderen Häftlinge, die Birkenau räumten, zu mischen. Alle Häftlinge mussten hinüber nach Auschwitz. Jeder nahm so viele Nahrungsmittel mit, wie er tragen konnte. So marschierten wir auf Befehl der Deutschen.

*Wohin führten die Deutschen die Häftlinge, nachdem sie Auschwitz verlassen hatten?*

Nach Mauthausen.

*Kebrten Sie nach Ihrer Befreiung in Ihre Heimat zurück?*

Ja, ich kehrte für einige Zeit nach Saloniki zurück.

*Begleiteten die Erinnerungen an Auschwitz Sie auch noch nach der Befreiung?*

Ja, es dauerte sehr lange, bis ich mich wenigstens etwas erholt hatte. Sechs Monate lang nach dem Verlassen von Auschwitz konnte ich nichts machen. Ich konnte nachts nicht schlafen, hatte schreckliche Träume. Ich erwachte in der Nacht unter fürchterlichen Schreien, denn ich hörte die Rufe der Juden, die in den Gaskammern erstickten. Schreie, Stöhnen, Gebete der Menschen. Ich hörte in meinen Träumen die Geräusche des Aufzuges, der die Leichen zu den Verbrennungsanlagen brachte.

Ich möchte etwas ganz Merkwürdiges erzählen: jedes Mal, wenn jemand mich in der ersten Zeit nach meiner Befreiung ansprach oder wenn ich mich mit jemandem unterhielt, richteten sich meine Augen fast automatisch auf den Mund desjenigen, der sich mit mir unterhielt, und untersuchten seine Mundhöhle. Ich wollte sehen, ob mein Gesprächspartner Goldzähne im Mund hatte. Kann man das glauben?! Ich war wie ein Automat. Wenn jemand im Mund eine Prothese hatte, so konnte ich das schon aus der Ferne erkennen.

*Wie lange hielt das an?*

Mindestens ein Jahr. Auschwitz war die Tragödie meines Lebens! Ich konnte mich nicht leicht von dem, was mir dort widerfahren war, befreien. Ich konnte zunächst kein neues Kapitel in meinem Leben beginnen. Es dauerte lange, bis ich mein Leben wieder in den Griff bekam und Auschwitz wirklich «verlassen» konnte.

*Erzählten Sie jemandem über Ihre Arbeit in Auschwitz?*

Nur meiner Frau und meinem Schwiegervater. Den restlichen Familienangehörigen konnte ich das nicht erzählen.

*Werden Sie auch heute noch von den Erinnerungen an Birkenau verfolgt?*

Sicherlich. Die Erinnerungen kehren wieder, und man kann nichts dagegen machen. Man kann dagegen nicht ankämpfen. Sie kommen immer wieder, es gibt keine Möglichkeit, sich davor zu schützen. Die Erinnerungen und die vielen Monate, die ich dort verbrachte, haben meine Gesundheit ruiniert. Meine augenblickliche körperliche Verfassung ist sehr schlecht.<sup>27</sup> Leider interessiert sich niemand für meine Situation, und niemand sorgt sich um meine Rechte, die mir als Überlebender der Shoah zustehen.

*Glaubten Sie, dass Juden die Vernichtungsaktionen überleben werden, als Sie in Birkenau sahen, wie die Deutschen ununterbrochen Juden ermordeten?*

Ich hatte die Hoffnung, dass auf der Welt Juden überleben würden. Ich war mir sicher, der Krieg werde früher oder später ein Ende finden. Einmal konnte ich ein wenig mit jemandem von den Transporten sprechen. Ich fragte ihn: «Glauben Sie, dass die Deutschen jemals für ihre Verbrechen büßen werden?» Der Mann antwortete: «Welche naive Frage. Denke immer daran, was ich jetzt sagen werde: Das ist wie in einem Krämerladen, in dem man Kredit vom Ladenbesitzer erhält. Er schreibt die Schulden in ein Büchlein. Eines Tages wird vielleicht Tinte über die Schuldenlisten geschüttet, und es gibt keine Möglichkeit mehr, die Aufzeichnungen zu lesen. Die Schulden sind für immer aufgehoben. So wird es auch mit den Deutschen sein. Sie werden alles unternehmen, um ihre Verbrechen zu vertuschen. In einigen Jahren wird man nicht mehr viel über Auschwitz wissen.

Auschwitz wird langsam aus dem Bewusstsein der Öffentlichkeit verschwinden. Die Welt wird sich auch um die Juden nicht zu sehr kümmern. Diese Katastrophe wird verschwinden, die Verbrechen der Deutschen werden vergessen werden. Alles wird verschwinden.» Das hat mir einmal ein kluger Jude gesagt, wenige Minuten bevor er mit Zyklon B im Krematorium II ermordet wurde.

## Anmerkungen

### Die Sonderkommandos von Auschwitz-Birkenau. Ein historischer Überblick

- 1 Zur Mobilisierung des nationalsozialistischen Deutschlands zum Mord an dem jüdischen Volk durch das Regime findet sich eine ausführliche Darstellung bei: Raul Hilberg, *Die Vernichtung der europäischen Juden*, Bd. 1-3, Frankfurt 1990; Peter Longerich, *Die Ermordung der europäischen Juden*, München 1989.  
Siehe: Eberhard Jäckel, *Hitlers Weltanschauung – Entwurf einer Herrschaft*, Tübingen 1969; Walther Hofer, *Der Nationalsozialismus – Dokumente 1933-1945*, Frankfurt 1979.
- 2 Zur Geschichte des jüdischen Volkes siehe die eingängigen Nachschlagewerke, insbesondere die *Encyclopaedia Judaica*, Bd. 8, Jerusalem 1972.
- 3 Uwe Dietrich Adam, *Judenpolitik im Dritten Reich*, Düsseldorf 1979; Martin Broszat, *Anatomie des SS-Staates*, Bd. 1-2, München 1979.
- 4 Zum Antisemitismus und seiner Geschichte siehe die eingängigen Nachschlagewerke, und auch: Reinhard Rürup, *Antisemitismus. Von der Judenfeindschaft Holocaust*, Frankfurt 1985; Hermann Greve, *Geschichte des modernen Antisemitismus in Deutschland*, Darmstadt 1983.
- 5 Micha Brumlik, Petra Kunik, *Reichspogromnacht*, Frankfurt 1988; Walter Pehle (Hg.), *Der Judenpogrom 1938. Von der «Reichskristallnacht» zum Völkermord*, Frankfurt 1988.
- 6 Eine gute Beschreibung der antijüdischen Politik in Deutschland in den 30er Jahren findet sich bei: Lucy S. Davidowicz, *Der Krieg gegen die Juden 1933-1945*, München 1979.
- 7 Zur Illustration der Atmosphäre siehe: Gordon Thomas, *Voyage of the Damned*, New York 1974; zur Emigration aus Deutschland siehe: Rolf Vogel, *Ein Stempel hat gefällt*, München 1977.
- 8 Gerald Reidinger, *Die Endlösung*, Berlin 1957, insbesondere Kapitel 3 über die Ghettos. Zum Schnellbrief siehe Hofer, *Documents* (Anm. 1), und auch Yitzchak Arad u.a. (Hg.), *Documents on the Holocaust*, Jerusalem 1981; zum Judenrat siehe: Isaiah Trunk, *Judenrat*, New York 1977.
- 9 Zum Einsatz des Films zu antisemitischer Propaganda siehe: Hans-Jürgen Brand, *NS-Filmtheorie und dokumentarische Praxis*, Tübingen 1987.
- 10 Zur Reichspogromnacht siehe: Hermann Graml, *Der 9. November 1938, «Reichskristallnacht»*, München 1988; Heinz Lauber, *Judenpogrom «Reichskristallnacht» – November 1938*, Gerlingen 1981.
- 11 So heisst es beispielsweise in den Richtlinien des Wirtschaftsstabes Ost vom Mai 1941: «Viele 10 Millionen Menschen werden in diesem Gebiet überflüssig und werden sterben oder nach Sibirien auswandern müssen.» Zitiert nach Reinhard Rürup (Hg.), *Der Krieg gegen die Sowjetunion*, Berlin 1991.
- 12 Gideon Hausner, *Die Vernichtung der Juden. Das grösste Verbrechen der Geschichte*, München 1979, 2. Teil, Kap. 6; Martin Gilbert, *Endlösung. Die Vertreibung und Vernichtung der Juden*, Hamburg 1982; und auch: Gerald Fleming, *Hitler und die Endlösung – «Es ist des Führers*

- Wunsch», Wiesbaden München, 1982; Ernst Klee, Willi Dressen (Hg.), «Gott mit uns». *Der deutsche Vernichtungskrieg im Osten 1939-1945*, Frankfurt a.M., 1989; Helmut Krausnick, *Hitlers Einsatzgruppen*, Frankfurt a.M. 1988.
- 13 Martin Broszat, «Hitler und die Endlösung», in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 25 (1977).
- 14 Zur Euthanasie siehe: Götz Aly (Hg.), *Aktion T 4. 1939-1945. Die «Euthanasie»-Zentrale in der Tiergartenstrasse 4*, Berlin 1989; Christian Pross, G. Aly (Hg.), *Der Wert des Menschen. Medizin in Deutschland 1918-1945*, Berlin 1989; sowie Arbeitsgruppe zur Erforschung der Geschichte der Karl Bonhoeffer Nervenklinik (Hg.), *Totgeschwiegen 1933-1945*, Berlin 1989; und Ernst Klee, «Euthanasie» im NS-Staat. *Die Vernichtung lebensunwerten Lebens*, Frankfurt a.M. 1983.
- 15 Zur «Aktion Reinhard» siehe: Yitzchak Arad, *Belzec, Sobibor, Treblinka. The Operation Reinhard Death Camps*, Bloomington and Indianapolis 1987.
- 16 Gudrun Schwarz, *Die nationalsozialistischen Lager*, Frankfurt a.M. New York 1990.
- 17 Norbert Frei, «... Unsere Häftlinge auf anständige Art und Weise bearbeitet ...», in: Kurt Pätzold, Erika Schwarz, *Tagesordnung: Judenmord. Die Wannseekonferenz am 20. Januar 1942*, Berlin 1992.
- 18 Ebd., 102-112.
- 19 Zur Geschichte des Lagers und zum Lager allgemein siehe: Hermann Langbein, *Der Auschwitz-Prozess- Eine Dokumentation*, Wien 1965; Heiner Lichtenstein, *Mit der Reichsbahn in den Tod*, Köln 1985; Eugen Kogon, Hermann Langbein, Adalbert Rückerl (Hg.), *Nationalsozialistische Massentötung durch Giftgas*, Frankfurt a.M. 1983; Adalbert Rückerl, (Hg.), *NS-Vernichtungslager*, München 1977; Ota Kraus, Erich Kulka, *Die Todesfabrik*, Berlin 1957; *From the History of KL-Auschwitz* 2. Bde, Oswiecim 1967; H. G. Adler, Hermann Langbein, Ella Lingens-Reiner (Hg.), *Auschwitz Zeugnisse und Berichte*, Frankfurt a.M., 1962 (als Paperback: Köln, Frankfurt a.M. 3., überarb. Aufl. 1984); Tadeusz Borowski, *Bei uns in Auschwitz Erzählungen*, Oswiecim 1991; Franciszek Piper, *Die Zahl der Opfer von Auschwitz* Oswiecim 1993; Rudolf Höss, *Kommandant in Auschwitz* Stuttgart 1958; H. Lichtenstein, *Warum Auschwitz nicht bombardiert wurde*, Köln 1980; M. Gilbert, *Auschwitz und die Alliierten*, München 1982; Raul Hilberg, *Sonderzüge nach Auschwitz* Mainz 1981; Hermann Langbein, *Menschen in Auschwitz* Wien 1972; Walter Laquer, *The Terrible Secret – Suppression of the Truth about Hitler's Final Solution*, Boston 1982; Primo Levi, *Ist das ein Mensch?*, Frankfurt a.M. 1958 (Neuaufgabe 1979); Beer Mark, *The Scrolls of Auschwitz* Tel-Aviv 1985; Miklos Nuiyzi, *Auschwitz A doctors Eye-Witness Account*, Hertfordshire 1973; Rudolf Vrba, *Ich kann nicht vergeben*, München 1964; Konnilyn G. Feig, *Hitler's Death Camps*, New York London 1981; Danuta Czech, *Kalendarium der Ereignisse im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau 1939-1945*, Reinbek bei Hamburg 1989; Filip Müller, *Sonderbehandlung*, München 1979; Claude Lanzmann, *Sboah*, Düsseldorf 1986; Walter Laquer, Richard Breitman, *Der Mann, der das Schweigen brach*, Frankfurt 1986.
- 20 Die Bezeichnung Auschwitz II wurde erst am 11. November 1943 von der SS für das Lager Birkenau eingeführt.
- 21 Langbein, *Menschen* (Anm. 20), 222-223.
- 22 Primo Levi, *Die Untergegangenen und die Geretteten*, München 1993, 50.
- 23 Danuta Czech, *Kalendarium*, 174-175 und 186-187 sowie Wieslaw Kielar, *Anus Mundi*, Frankfurt a.M. 1979, 118.

- 25 Kristina Oleksy, *Salman Gradowski – Das Sonderkommando*, Oświęcim 1994 (noch unveröffentlicht) und die Aussagen von Rudolf Vrba und Alfred Wetzler in: Adler, *Zeugnisse* (Anm. 20), 243-251.
- 26 Levi, *Die Untergegangenen*, 52-53.
- 27 Ebd., 50-51.
- 28 Das Zyklon B wurde von der Dessauer Firma Degesch, die zum IG-Farben-Konzern gehörte, hergestellt und von der Hamburger Firma Tesch & Stabenow vertrieben. In Dessau, der „Wiege der Zyanchemie“, wurde um 1870 ein Verfahren entwickelt, bei dem man mit Hilfe einer Chemikalie weißen Zucker aus Zuckermelasse raffinieren konnte. In diesem Prozeß entstanden Zyane als Abfallprodukte, die man zur Schädlingsbekämpfung einsetzte. Zunächst begann man Schiffsladeräume mit Zyklon zu „begasen“, später auch Mannschaftsunterkünfte von Soldaten. Daher fand der Auschwitz-Kommandant Rudolf Höß Zyklon B-Vorräte in Auschwitz vor, mit denen er im September 1941 im Kellergeschoß von Block 11 Probevergasungen an etwa 600 sowjetischen Kriegsgefangenen durchführte. Da sich diese Vernichtungsmethode effektiver erwies als die Erstickung durch Kohlenmonoxyd, wie sie in Belzec benutzt wurde, wurden in Birkenau in der Folgezeit große Gaskammern- und Krematoriumskomplexe errichtet. Das Nachlassen der Giftwirkung nach etwa 20-30 Minuten machte Zyklon B hier zu einem nützlichen Massenvernichtungsmittel, da Transport um Transport auf diese Weise nach einer Lüftung „sonderbehandelt“ werden konnte.
- 29 Nyiszli, *Auschwitz* (Anm. 20), 67-68.
- 30 Höß, *Kommandant* (Anm. 20), 123-124.
- 31 Ein Beweis für dieses Ereignis gibt der Bericht der Häftlinge Rudolf Vrba und Alfred Wetzler. Sie nennen den 17.9.1942 als Tag der Liquidierung des Sonderkommandos, vgl. Adler, *Zeugnisse* (Anm. 20), 247.
- 32 Ebd., 154.
- 33 Ebd., 159-160.
- 34 Die Beschreibung basiert im wesentlichen auf folgenden Quellen: Kraus, *Todesfabrik* (Anm. 20); Langbein, *Menschen* (Anm. 20); Adler, *Zeugnisse* (Anm. 20) sowie auf den Interviews mit den Sonderkommando-Häftlingen des Verfassers.
- 35 Nach einer anderen Zählweise bezeichnet man das Krematorium im Stammlager Auschwitz als Krematorium I und die neuen Gebäude in Birkenau als die Krematorien II bis V.
- 36 Israel Gutmann, *Menschen und Asche* (hebr.), Merchavia 1957.
- 37 Filip Müller, *Auschwitz Inferno*, London 1979, 49-119.
- 38 Langbein, *Menschen* (Anm. 20), 223-224.
- 39 Müller, *Inferno* (Anm. 37), 93.
- 40 Salman Lewenthal, in: *Hefte von Auschwitz*, Sonderheft 1, Auschwitz-Museum 1972, 148.
- 41 Ebd., 146ff.
- 42 Adler, *Zeugnisse* (Anm. 20), 68.
- 43 Langbein, *Auschwitzprozeß* (Anm. 20), 88. Der Zeuge ist Filip Müller.
- 44 Die Haare der Leichen wurden an die Filzfabrik „Alex Zink“ in Roth bei Nürnberg zur Weiterverarbeitung verkauft. Siehe dazu: Adler, *Zeugnisse* (Anm. 20), 396.
- 45 *Hefte von Auschwitz* (Anm. 40), 164-167.
- 46 Israel Gutman, *Menschen und Asche* (hebr.), Merchavia 1957, 151-152.



- 47 Erich Kulka, *Revolt of Jewish Prisoners in Auschwitz*, in: *The Voice of Auschwitz Survivors* 28 (1984), 1-8.
- 48 Die getöteten SS-Männer waren die Unterscharführer Rudolf Erler, Willi Freese und Josef Purke. Vgl. Czech, *Kalendarium* (Anm. 20), 900.
- 49 Czech, *Kalendarium* (Anm. 20), 934.
- 50 Eine wirksame Unterbrechung der Morde in Birkenau hätte, wie man heute weiß, mit großer Sicherheit bereits 1944 durch die Luftwaffe der Alliierten erzielt werden können, die den Luftraum im Südwesten Polens nahezu vollständig beherrschte.
- 51 *Hefte von Auschwitz* (Anm. 40), 75-78.
- 52 Beer Mark, *Megiloth Auschwitz* (hebr.), Tel Aviv 1978, 181-184.

## Kapitel 1: Josef Sackar

- 1 Mohel: Ein Mohel beschneidet jüdische Knaben am 8. Lebenstag als Zeichen der Aufnahme in den göttlichen Bund. Ohne einen Mohel kann eine jüdische Gemeinde nicht selbstständig existieren.
- 2 In Griechenland behandelten die Deutschen die in den Dörfern lebenden Juden zunächst besser als die Juden in den Städten. Später verwischten sich diese Unterschiede.
- 3 Die Landjuden ahnten nicht, was gegen sie geplant wurde, da sie nur wenig Zugang zu entsprechenden Informationsquellen hatten. Sie fühlten sich auf den Dörfern sicher.
- 4 Dieser Mann gehörte wahrscheinlich zum Kommando „Kanada“, also zu der Gruppe jüdischer Häftlinge, die in der Effektenkammer arbeiteten und für die Einsammlung von Hab und Gut der Neuankömmlinge verantwortlich waren; vergl. Kap. 3: Anm. 20.
- 5 Die Leute vom Kommando „Kanada“ gaben den Neuankömmlingen oft Verhaltensratschläge vor der „Selektion“, um einigen das Leben zu retten, da sie aus ihrer Erfahrung die Prozedur der Selektion kannten.
- 6 „Selektion“ war in den Vernichtungslagern der Begriff für die Trennung von Häftlingen und ihre Einteilung in die Gruppen, die zur Arbeit oder in die Gaskammern geschickt wurden.
- 7 Das Stammlager Auschwitz war ungefähr 3,5 Kilometer von Auschwitz II–Birkenau entfernt.
- 8 Die „Bunker“ gehören in die erste Zeit Birkenaus als Vernichtungslager, als die Vernichtungsmaschinerie noch nicht voll entwickelt war. In dieser Zeit (ab März 1942) wurden die jüdischen Opfer in zwei kleineren Häusern („Hütten“), die man zu Gaskammern umgebaut hatte, umgebracht. In unmittelbarer Nähe befanden sich weitere „Hütten“, die als Auskleidungsräume dienten. Etwas weiter entfernt waren die Verbrennungsgruben. Diese Anlagen wurden „Bunker“ genannt. Es gab insgesamt zwei „Bunker“. „Bunker 1“ nannte man auch das „Rote Häuschen“, „Bunker 2“ das „Weiße Häuschen“. Zu „Bunker 1“ gehörten zwei Gaskammern, zu „Bunker 2“ vier Gaskammern. Ein Jahr später hatte man vier modernere Gaskammern und Verbrennungsanlagen, die sog. Krematorien, errichtet. Immer wenn große Transporte in Auschwitz eintrafen und zusätzliche Kapazitäten benötigt wurden, setzte man auch die „Bunker“ wieder in Betrieb.
- 9 Vgl. das Modell von Krematorium I (S. XLVI f.).

- 10 Die Eisenbahnlinie führte bis Frühling 1944 nur bis nach Auschwitz. Als dann die grossen Transporte nach Birkenau kamen, hat man die Trasse verlängert, so dass die Bahn nun bis in die Nähe der Krematorien in Birkenau fahren konnte.
- 11 Wenn im Entkleidungsraum kein Platz war und in der Zwischenzeit ein neuer Transport eingetroffen war, dann mussten die ankommenden Menschen in einem Wäldchen in der Nähe warten.
- 12 Die Zahl Fünf war beim Appell und bei der Selektion die Ordnungsnummer.
- 13 Die *Sonderkommando*-Häftlinge mussten die Opfer täuschen, weil die Deutschen sie bis zur letzten Minute in Unklarheit über ihr Schicksal lassen wollten.
- 14 Die meisten Ghettos in Europa waren bereits 1943 liquidiert worden, so dass es 1944 nur noch wenige Ghettos gab. Das Ghetto Lodz war darunter das grösste.
- 15 Zwischen Jiddisch und Deutsch existiert eine Verwandtschaft, aber die Befehle wurden schnell angesagt. Nicht immer konnten die Häftlinge diese Befehle verstehen, so dass sie dadurch den Zorn der SS-Leute hervorriefen, die dann auf sie einprügelten.
- 16 Viele der ungarischen Juden waren sehr religiös und brachten religiöse Gegenstände mit.
- 17 Der Zeuge spricht hier von einem der schwersten moralischen Probleme: der Beziehung zwischen den *Sonderkommando*-Häftlingen und den anderen Juden in Auschwitz. Sollten die Arbeiter die Opfer warnen? Die Zeugen berichten, dass sie in den meisten Fällen den Opfern die Wahrheit nicht sagten, und zwar aus folgenden Gründen: 1) es hatte niemand eine Chance zu überleben; 2) die Deutschen überwachten das *Sonderkommando* und verhinderten jeden Kontakt. Wer gegen das Redeverbot versties, wurde hingerichtet; 3) die *Sonderkommando*-Häftlinge konnten mit den Opfern nicht reden, da sie deren Sprache nicht beherrschten; die Opfer mussten sich in Eile ausziehen, sodass auch keine Zeit blieb, sie zu warnen. In einigen Fällen konnten die *Sonderkommando*-Häftlinge den Opfern zwar etwas über ihr Schicksal mitteilen, was jedoch nichts an diesem änderte. Es gab jedoch einige *Sonderkommando*-Häftlinge, die Bekannten oder Familienangehörigen von dem bevorstehenden Massenmord erzählen konnten.
- 18 Hier handelte es sich insbesondere um Häftlinge mit einer administrativen Aufgabe (Kapo, Vorarbeiter, Blockältester). Aufgrund der Verhältnisse im Lager übernahmen diese Häftlinge die Haltung der Deutschen und erniedrigten oft andere Häftlinge.
- 19 Tefillin – Gebetsriemen – und Gebetsmäntel werden bei den täglichen Morgengebeten angelegt. Man brachte diese Dinge und auch Thorarollen mit ins Lager, da man der Meinung war, an dem versprochenen Arbeitsplatz das religiöse Leben weiterführen zu können.
- 20 Vergl. Anmerkung 22, Kapitel 4.
- 21 Hier meint der Zeuge die Vorarbeiter oder Kapos, die ihre Macht über die Häftlinge zum eigenen Profit ausnutzten.
- 22 «Gojim» bezeichnet in der Sprache der Diasporajuden die «Nicht-Juden». Der Begriff ist ursprünglich biblisch.
- 23 Dieser Mann hiess Leib Langfuss. Er war ein religiöser Jude, der im Sonderkommando arbeitete und die Massenmorde in den Krematorien dokumentierte. Er vergrub seine Aufzeichnungen. Sie wurden nach dem Krieg gefunden und sind heute als Kopie im Jüdischen Historischen Museum in Warschau zu sehen.
- 24 Beide Vorarbeiter werden nur mit Initialen genannt, da sie beide noch heute (1993) in Israel leben. L.P. leugnete diese Anschuldigungen im Gespräch mit dem Verfasser des Buches.

- 25 Andere *Sonderkommando*-Häftlinge berichten über derartige Erlebnisse.
- 26 Siehe Chasans Aussagen in Kapitel 5 unten.
- 27 Einige der Opfer wollten trotz der Ungewissheit über die ihnen bevorstehenden Ereignisse nicht, dass die Wertgegenstände den Deutschen in die Hände fielen.
- 28 Im Verlauf der Massenmorde wurden die entscheidenden Taten (Gaskammer schliessen, Gas einwerfen) von SS-Leuten begangen.
- 29 Für die Vergasung der Menschen und das Auslüften der Gaskammer wurde also eine halbe Stunde gebraucht.
- 30 Vgl. Leon Cohens Aussage in Kapitel 6.
- 31 Waren zu viele Leichen in der Gaskammer, dann wurden manche Körper erst nach 24 Stunden herausgeholt.
- 32 Auch unter den jüdischen Häftlingen im Lager gab es eine Hierarchie.
- 33 Aus der Art dieser Aussagen wird deutlich, dass man sich gewissermassen zu der Arbeit im Krematorium wie zu normaler Fabrikarbeit verhielt.
- 34 Die Transporte aus Ungarn kamen ohne Unterbrechung nach Auschwitz. Wegen der Kriegslage trieben die Deutschen die «Endlösung» eilig voran.
- 35 Der letzte Transport kam am 28. Oktober aus Theresienstadt und brachte 2.038 Menschen.
- 36 Das letzte polnische Ghetto, das Ghetto von Lodz, wurde am 20. September 1944 liquidiert.
- 37 Auschwitz wurde am 18. und 19. Januar geräumt. Erst in der Nacht zum 27. Januar traf die Rote Armee im Lager ein.
- 38 Der Befehl zum Abriss der Gaskammern war von Heinrich Himmler erteilt worden.
- 39 Die Deutschen konnten nicht alle Anlagen demontieren, da die Rote Armee schneller vorrang als man gedacht hatte.
- 40 Nicht alle Häftlinge wurden aus Auschwitz evakuiert. Alte, Kranke und Kinder – insgesamt 3.500 – blieben im Lager zurück.
- 41 Mauthausen war eines der übelsten Konzentrationslager in der Nähe von Linz.
- 42 Melk liegt an der Donau und war ein Nebenlager von Mauthausen.
- 43 Auch Ebensee war ein Nebenlager von Mauthausen im Salzkammergut. Hier wurden die Häftlinge in einer unterirdischen Munitionsfabrik beschäftigt.
- 44 Am Eingang des Tunnels befand sich eine Lokomotive mit Sprengstoff, die zur Sprengung der Anlage in den Schacht gefahren werden sollte.
- 45 Eretz-Israel (das Land Israel) war britisches Mandatsgebiet. Die Einwanderungsquote für Juden war nach dem «Weissbuch» limitiert. – Atlit liegt südlich von Haifa und war ein Lager für «illegale» jüdische Einwanderer.
- 46 Kfar-Saba ist eine Kleinstadt nordöstlich von Tel Aviv.

## **Kapitel 2: Abraham und Shlomo Dragon**

- 1 Jom Kippur (Versöhnungstag) ist der höchste jüdische Feiertag; vergl. auch Anm 38, Kap. 3.
- 2 Die Deutschen konzentrierten die jüdische Landbevölkerung in Polen zunächst in den Grossstädten, um eine spätere Ausweisung zu erleichtern.

- 3 Das Ghetto wurde am 15. November 1940 zugemauert. Juden durften das Ghetto nach diesem Zeitpunkt ohne Erlaubnis nicht mehr verlassen.
- 4 «Arische Seite» war die Bezeichnung für die polnische Seite. Sie war für die Juden verboten.
- 5 Bis 1941 fuhr die Strassenbahn durch das Ghetto. Aufgrund der Politik der Deutschen war die Lebensmittelversorgung im Ghetto schlecht, die Bevölkerung litt ständig Hunger, wodurch sie physisch und psychisch geschwächt wurde. Dies machte es notwendig, Lebensmittel ins Ghetto zu schmuggeln. Dennoch starben Tausende an Hunger.
- 6 Unter «Jüdischer Gemeinde» versteht der Zeuge den Judenrat im Warschauer Ghetto. Der Judenrat vermittelte die Anweisungen der deutschen Behörden an die im Ghetto lebende Bevölkerung. Ausserdem wirkte der Judenrat bei der Vorbereitung der Deportationen mit.
- 7 Aufgrund der schrecklichen Lebensbedingungen im Warschauer Ghetto starben viele tausend Menschen an Hunger und den dort verbreiteten Krankheiten.
- 8 Mit der Feier zur Bar-Mitzwa im Alter von 13 Jahren erhält der Junge seine religiöse Volljährigkeit. Fortan übernimmt er alle religiösen Verpflichtungen.
- 9 «Chanuka» ist ein jüdisches Fest zur Erinnerung an den Sieg der Makkabäer über die Hellenisten in Eretz-Israel im 2. Jahrhundert v.d.Z. und an die Neuweiheung des Tempels nach den Kämpfen.
- 10 Die Informationen, die die Juden erhielten, waren gering. Meistens sagte man ihnen, sie kämen in ein Arbeitslager oder zur Ansiedlung im Osten. Mit dieser Lüge wollte man die Juden täuschen und ruhig halten.
- 11 Die Scheinwerfer wurden bei der Ankunft der neuen Häftlinge neben anderen Methoden des systematischen Terrors zur Irritierung und Einschüchterung der Menschen eingesetzt.
- 12 Die Leute, die die Leichen aus den Waggons sammelten, waren jüdische Häftlinge vom Kommando «Kanada».
- 13 Das heisst, von der Selektion kamen dann alle in die Gaskammer.
- 14 Gemeint ist der Sohn des polnischen Zionisten Itzhak Grünbaum, der in Frankreich festgenommen und nach Auschwitz gebracht worden war, wo er Blockältester wurde.
- 15 Otto Moll, geb. 1915 in Hohenschönberg, war SS-Oberscharführer, Leiter der «Strafkompanie» und später Chef der Krematorien. Moll kehrte nach Beendigung der Vernichtungsaktion der ungarischen Juden und der Juden in den Gettos von Lodz und Theresienstadt in seine frühere Stellung als Lagerführer des Nebenlagers Gleiwitz I zurück. Seine Belobigung steht wahrscheinlich im Zusammenhang mit einem missglückten Fluchtversuch einiger Häftlinge aus dem Nebenlager Gleiwitz I. In Dachau wurde er von einem amerikanischen Militärgericht zum Tode verurteilt und im Mai 1946 hingerichtet.
- 16 Nur in Auschwitz und seinen 39 Nebenlagern wurde die Nummer den Häftlingen auf den Unterarm tätowiert.
- 17 Durch das Haareabschneiden wurden die Häftlinge zusätzlich erniedrigt und verspottet.
- 18 Nur *Strafkommando* und *Sonderkommando* durften die Blocks nicht verlassen.
- 19 Bei jedem Appell mussten die Häftlinge in Fünferreihen antreten.
- 20 Das Lager Birkenau stand auf dem Gelände des polnischen Dorfes Brzezinka – Birkenwald. Der Name Birkenau ist also eine Übertragung des polnischen Dorfnamens. Auch die Waldfläche bezeichnete man als Brzezinka. Hier lagen die als «Bunker» bezeichneten Verbrennungsgruben.

- 21 «Bad» und «Desinfektion» galten als Vorwand, der den Menschen, die von der langen Fahrt kamen, recht natürlich erschien.
- 22 Es handelte sich nicht um einen echten «Rot-Kreuz-Wagen», sondern um einen hinterhältigen Missbrauch des bekannten Zeichens.
- 23 Die Gruben nannte man «Bunker», die Gaskammer hiess «Bunkerammer».
- 24 Es ist ein weiterer Fall bekannt, in dem Moll befahl, ein 13jähriges Mädchen, das nach der Vergasung noch lebte, zu töten, um die Geheimhaltung nicht zu gefährden.
- 25 Alles wurde so für die nächste Gruppe von Häftlingen (oder Opfern) vorbereitet.
- 26 Es muss betont werden, dass die entscheidenden Schritte im Vernichtungsprozess von Deutschen ausgeführt wurden (Gaseinwurf, Feuerlegen in den Gruben). Die *Sonderkommando*-Häftlinge erledigten die schweren körperlichen Arbeiten.
- 27 Die Effektenkammer in Birkenau wurde später «Kanada» genannt. Dort wurde der Besitz der nach Auschwitz-Birkenau gebrachten Opfer gesammelt und sortiert.
- 28 Alle, die die Selektion überstanden hatten, gingen bis zum Bau der Rampe in Birkenau zu Fuss ins Lager.
- 29 Das «Shema Israel» («Höre Israel») ist ein Teil des Achtzehnbittegebets, das dreimal täglich gesprochen wird. Es gilt als eine Art jüdisches «Glaubensbekenntnis» und ist der tiefste Ausdruck des Glaubens, den Juden darüber hinaus in Not- und Todesstunden vor Gott bringen können.
- 30 Matza (pl. Matzot) ist das ungesäuerte Brot, das im Andenken an den Auszug aus Ägypten während der Pessach-Woche gegessen wird.
- 31 In Birkenau gab es in den Blöcken Heizöfen, die allerdings selten in Betrieb waren. Diese Öfen waren 50 Zentimeter hoch und verliefen über die gesamte Länge des Blocks. Der Blockälteste benutzte die Öfen als «Promenade» zur Überwachung der oberen Schlafetagen.
- 32 Die religiösen Juden im *Sonderkommando* hatten grosse Schwierigkeiten. Personen aus einer Priesterfamilie (z.B. Cohen) dürfen nach der Halacha keinen Friedhof betreten und nicht mit Leichen in Kontakt kommen. Diese Personen mussten nun den Befehlen der SS gehorchen und gerieten abgesehen von den grundsätzlichen moralischen Problemen mit dem Religionsgesetz in Konflikt.
- 33 Die «Toiletten» bestanden aus Löchern im Boden ohne Trennwände. Es wurde strengstens kontrolliert, dass sich die Häftlinge nicht länger als zwei Minuten auf den «Toiletten» aufhielten. Es war eine Form der grausamsten Erniedrigung.
- 34 Es braucht nicht gesagt zu werden, dass diese Nahrungsmittel von schlechtester Qualität waren und dem, was man eigentlich unter Brot und Suppe versteht, keineswegs entsprachen.
- 35 Wenn keine Transporte in das Lager kamen, hatten die *Sonderkommando*-Häftlinge nur die übliche Lagerkost zur Verfügung.
- 36 Die Unregelmässigkeit der Transporte bestimmte den Tagesablauf des *Sonderkommandos*.
- 37 Die oberen Schlafbretter versprachen mehr Ruhe und galten als besser.
- 38 Ein derartiger Karzer wurde «Stehzelle» genannt. Ein Beispiel für einen Karzer kann heute in Auschwitz I im Keller von Block 11 gesehen werden.
- 39 Es ist nicht bekannt, wie viele *Sonderkommando*-Häftlinge von Auschwitz-Birkenau umgebracht wurden. Zwei oder drei Mal wurden die *Sonderkommandos* ausgewechselt, wobei jeweils mehrere hundert Arbeiter ermordet wurden.

- 40 Gemeint ist das Lager Majdanek am Stadtrand von Lublin. *Sonderkommando*-Häftlinge aus Majdanek haben diese Aussage bestätigt.
- 41 Diese Aussage kann nicht bestätigt werden.
- 42 Zwei von den Krematorien wurden schon im März 1943 fertiggestellt.
- 43 Die Kriegslage veranlasste die Deutschen, die Durchführung der «Endlösung» zu beschleunigen.
- 44 Die *Sonderkommando*-Zeugen, die in diesem Buch berichteten, waren in verschiedenen Bereichen eingesetzt: Entkleidungsraum, Gaskammer, Verbrennungsanlagen, Stubendienst.
- 45 Kaminski war aufgrund seiner Persönlichkeit eine wichtige Figur unter den *Sonderkommando*-Häftlingen. Er wurde selbst von den Deutschen geschätzt und spielte eine wichtige Rolle beim Aufstand des *Sonderkommandos*.
- 46 Die Krematorien I und II hatten jeweils einen hohen Schornstein, während die Krematorien III und IV jeweils zwei kleine hatten.
- 47 Diese Beschreibung gilt für Krematorium III.
- 48 Der Entkleidungsprozess war, wie sich aus den Aussagen ergibt, nicht einheitlich. Manchmal kamen die Frauen und Kinder zuerst in den Raum und die Männer danach. Manchmal verlief es so wie oben geschildert.
- 49 Die Bänke dienten nicht nur zur Erleichterung beim Ausziehen, sondern auch zur Täuschung der Opfer. Der Raum erhielt das Aussehen einer wirklichen Garderobe.
- 50 Die Technik der Vergasung war in den einzelnen Krematorien völlig unterschiedlich.
- 51 Die Brüder Dragon arbeiteten hauptsächlich im Stubendienst und waren nur gelegentlich bei den Routinearbeiten des *Sonderkommandos* eingesetzt.
- 52 Der Einwurf der Gasbüchsen in die Gaskammern wurde von mehreren weiblichen Häftlingen jeden Tag beobachtet. Diese Frauen arbeiteten im Kommando «Kanada» nahe beim Krematorium III, so nach Aussagen von Haja Rosenbaum und Zipora Tahori gegenüber dem Autor.
- 53 Mehrere solcher Büchsen befinden sich im Museum Auschwitz.
- 54 Die Leichen waren meistens mit Urin und Blut beschmutzt.
- 55 Der Zeuge erwähnt des Öfteren den SS-Mann Moll, der ihm aufgrund seiner Grausamkeit besonders in Erinnerung geblieben ist. Aber nicht immer öffnete Moll die Gaskammer. Dieses Phänomen, dass eine Person den Überlebenden besonders im Gedächtnis verhaftet geblieben ist, ist weit verbreitet.
- 56 Diese Beschreibung ist aus der Richtung des «Sauna»-Gebäudes vorgenommen. Standpunkt ist gewissermassen das Gelände von Krematorium I und II.
- 57 Obwohl der Eintritt in die Krematorien absolut verboten war, konnten einige Häftlinge, wie z.B. Elektriker oder Installateure, Zugang erhalten, um dort Arbeiten zu verrichten. So konnten Nachrichten aus dem Lager herein- und herausgetragen werden.
- 58 In Auschwitz-Birkenau gab es in jeder Sektion Appelle, manchmal einen, manchmal zwei am Tag.
- 59 Nach dem Umzug der *Sonderkommando*-Häftlinge von den Blocks in die Krematorien zwischen März und Mai 1943 verbesserten sich die äusseren Bedingungen.
- 60 Auch die jüdischen Kapos und Vorarbeiter haben Schläge verteilt.
- 61 SS-Oberscharführer Joseph Schillinger wurde am 23. Oktober 1943 von einer jüdischen Frau aus einem Transport aus Bergen-Belsen im Entkleidungsraum angegriffen und mit

- seiner eigenen Pistole verwundet. Schillinger erlag seinen Verletzungen kurz nach dem Zwischenfall.
- 62 SS-Hauptscharführer Franz Hößler hat in Auschwitz viele Menschen eigenhändig ermordet. Er wurde von den Engländern 1945 hingerichtet.
- 63 Die Häftlinge wurden nur mit ihrer Nummer angerufen, nicht mit Namen.
- 64 Die Häftlinge hatten den SS-Leuten Spitznamen gegeben, die sich an deren Äußerem orientierten, um sich ohne Furcht über die SS unterhalten zu können. Meistens handelte es sich um jiddische Namen. Die Spitznamen blieben den Brüdern in Erinnerung – „Borek“ (poln. „rot“) spielt auf die Gesichtsfarbe des SS-Mannes an.
- 65 Dies geschah am 23. oder 24. Oktober 1943. Bei dem Transport handelte es sich um Juden aus Bergen-Belsen. Es waren Juden, die man gegen Deutsche im Ausland „austauschen“ wollte („Austauschjuden“). Der polnische Schriftsteller und ehemalige Auschwitzhäftling Tadeusz Borowski berichtet über dieses Ereignis in seinem Buch „Bei uns in Auschwitz“ („Meine Damen und Herren, bitte hier entlang ins Gas!“).
- 66 Das Eintreffen der Transporte aus Ungarn von der Selektion bis an die Krematorien wurde von SS-Leuten in einer Reihe von Fotos festgehalten. Diese Fotos wurden nach dem Krieg zufällig entdeckt und vor gut zehn Jahren unter dem Titel „The Auschwitz Album“ als Buch veröffentlicht.
- 67 Das sogenannte „Familienlager“ in Birkenau wurde im September 1943 gegründet. Juden, die aus Theresienstadt gebracht worden waren, wohnten dort. Nur in diesem Lagerabschnitt lebten Männer, Frauen und Kinder zusammen. Sie lebten dort einige Monate in relativ guten Verhältnissen. Die Kinder lernten und erhielten bessere Nahrung als in anderen Lagerteilen. Im März und Juli 1944 wurden alle Insassen des „Familienlagers“ ermordet.
- 68 Freddy Hirsch, eine wichtige Persönlichkeit in der Führung des Familienlagers, wußte von den Liquidierungsabsichten, nahm sich jedoch im Gefühl der Hilflosigkeit und Ohnmacht das Leben.
- 69 Das Manuskript von Gradowski sowie die anderen vergrabenen Schriften wurden in einigen Büchern veröffentlicht.
- 70 Inzwischen wurden weitere Tagebücher, z. B. von Leib Langfuß und Salman Löwenthal, gefunden. Andere sind unauffindbar oder unleserlich.
- 71 Ein „Kanada“-Häftling namens Jakob Freimark – heute in Herzliya/Israel – hat das Papier an Gradowski geliefert.
- 72 Er war religiös und diente auch als Religionsrichter.
- 73 Nur sehr vereinzelt sind *Sonderkommando*-Häftlinge, die von 1942 an im Lager waren, nicht umgebracht worden. Die Deutschen bemühten sich, möglichst keinen Zeugen der Massenmorde in Birkenau am Leben zu lassen. Daß die Brüder Dragon überlebten, grenzt nahezu an ein Wunder.
- 74 Gemeint ist das Konzentrations- und Vernichtungslager Majdanek, das man im Lager „Lublin“ nannte.
- 75 „Groß-Rosen“ war ein Konzentrationslager bei Striegau im Bezirk Breslau. Im Hauptlager waren ungefähr 10.000 Häftlinge, in den 70 Nebenlagern noch weitere 70.000 Menschen. Fast alle wurden in der Rüstungsindustrie eingesetzt.
- 76 Henryk Fuchsbrunner war nur der Spitzname von Henryk Tauber, der eine Aussage für das Museum Auschwitz machte.

- 77 Die *Sonderkommando*-Häftlinge wussten, dass ohne neue Transporte ihre Existenz gefährdet war. Im Oktober war es klar, dass nur noch wenige Transporte kommen würden. Deswegen schwebte man im *Sonderkommando* fortan in Lebensgefahr (zu den Aufstandsplänen s. Historischer Überblick).
- 78 Militärischer Rang, entspricht etwa einem Colonel.
- 79 Über die Zahl gibt es andere Versionen.
- 80 Es waren insgesamt drei Tote: SS-Scharführer Rudolf Ehrler, SS-Unterscharführer Willy Freese und SS-Unterscharführer Joseph Purke. Zwölf weitere wurden verletzt.
- 81 Franz Dänisch war zuvor ein Blockältester in Birkenau gewesen, der die Häftlinge besonders terrorisierte.

### 3. Kapitel: Jaacov Gabai

- 1 Dario lebt heute in den Vereinigten Staaten.
- 2 Das faschistische Regime in Italien ging mit italienischen Juden relativ korrekt um.
- 3 Diese Methode wurde in fast allen jüdischen Gemeinden unter der NS-Herrschaft angewandt.
- 4 Die Arbeiter waren unterernährt und wurden wie Sklaven behandelt.
- 5 Die meisten Juden aus Saloniki wurden bis Sommer 1943 in den Gaskammern von Birkenau ermordet. Die ersten Transporte trafen am 15.3.1943 ein.
- 6 Diese unrichtige Information wurde den Juden Griechenlands vor ihrem Transport zur Beruhigung vermittelt. Auch wurde ihnen gesagt, die Krakauer Juden würden sie in ihrer Gemeinde bis zum Ende des Krieges aufnehmen.
- 7 Der Weg vom Ausgangsort bis in die Lager wurde häufig absichtlich verlängert, damit die Opfer physisch und psychisch erschöpft dort eintrafen. Ein Teil der Deportierten überlebte den Transport nicht.
- 8 Dies konnte der Überlebende zur Ankunftszeit im Lager nicht wissen. Er wird es erst später erfahren haben.
- 9 Dies war ein irreführendes Mittel, um die Opfer zu täuschen.
- 10 Die Deutschen fürchteten sich vor der Ausbreitung von Seuchen. Deswegen wurden «Neuankömmlinge» stets gründlich beobachtet.
- 11 Kaminski, eine Zentralfigur des *Sonderkommandos*, wurde kurze Zeit nach dem Ausbruch des Widerstandes hingerichtet, da die Deutschen ihn für den aktiven Widerstandsführer hielten. In den Reihen der *Sonderkommandos* war er populär und hatte grossen Einfluss.
- 12 Das war die höchste Zahl, die jemals erreicht wurde.
- 13 Diese «Bunker» sind die gleichen Gruben, die seit dem Jahre 1941 den Deutschen als Verbrennungsgruben für die Leichen dienten und kaum noch genutzt wurden, nachdem man im Frühling 1943 die neuen vier Krematorien und Gaskammern in Betrieb genommen hatte.
- 14 Eine genaue Beschreibung findet sich in den Kapiteln 3 und 6.
- 15 Durch das Fett der Menschen sparten die Deutschen Verbrennungsmaterial. Im Allgemeinen sollten die Tötungen sparsam und effektiv durchgeführt werden.
- 16 Ein Stahlaufzug war vor dem Eingang der Gaskammer installiert. Mit dem Aufzug brachte



- man die Leichen ein Stockwerk höher zu den Verbrennungsanlagen (vgl. Modell Krematorium I, S. XLVI f.).
- 17 Im *Sonderkommando* gab es einige Brüderpaare, die das Lager überlebten, u.a. die Gebrüder Dragon und die Gebrüder Venezia.
  - 18 So nach Aussagen des Zeugen. Es liegen andere Berichte vor, nach denen Frauen, sogar auch ältere Frauen und ältere Männer von den Deutschen auf der Rampe sehr wohl geschlagen wurden, weil sie zu langsam waren.
  - 19 Manchmal reichten die vier Krematorien nicht zur Verbrennung der Opfer, so dass man die oben genannten Bunker wieder benutzte.
  - 20 «Kommando Kanada» war eine Judenarbeitsgruppe, die das Hab und Gut der ankommenden Juden einsammelte und sortierte. Man brachte die Gegenstände zum «Kanada-Platz» im Lager, der so genannt wurde, weil Kanada für die Häftlinge das reichste Land symbolisierte.
  - 21 «Muselmann»: ein Häftling, der durch Hunger und Krankheit physisch und psychisch völlig erschöpft war. Der Ausdruck wurde in den Konzentrationslagern zur Bezeichnung von Häftlingen verwendet, die durch Hunger, Entkräftung und Verzweiflung kurz vor dem Tod standen. Zahlreiche Gefangene erreichten dieses Stadium bald nach ihrer Ankunft im Lager, da sie die dortigen Lebensbedingungen nicht ertrugen. Viele Gefangene, die krank wurden, versuchten ihrer Zustand zu verbergen – aus Angst, dass ihre Aufnahme ins Lagerhospital sie dem Tod näherbringen würde. «Muselmänner» erkannte man an ihrem bis zum Skelett abgemagerten Körper, an der über die Knochen straff gespannten gelblichen Haut, dem stumpfen und ausdruckslosen Blick und an ihrer Unfähigkeit, längere Zeit aufrecht zu stehen. Sie nahmen keinen Anteil an ihrer Umgebung, waren apathisch und gleichgültig. Die SS sah in ihnen unerwünschte Personen, da sie den Bedingungen des Lagers nicht gewachsen und unfähig zur Arbeit waren. Die meisten Gefangenen vermieden den Kontakt mit «Muselmännern». Ein Mensch, der das Stadium eines «Muselmanns» erreicht hatte, hatte keine Chance zu überleben und starb nach wenigen Tagen oder Wochen. Der Ursprung des Wortes ist nicht nachweisbar; manche führen ihn auf eine gewisse Ähnlichkeit zwischen einem «Muselmann» im Konzentrationslager und dem Bild eines sich im Gebet zu Boden werfenden Moslems zurück.
  - 22 «Kaddisch», ein jüdisches Gebet, wird u.a. bei einem jüdischen Begräbnis gesprochen.
  - 23 Gabai meint hier das russische Untersuchungskomitee, das 1945 ins Lager kam, um die Verbrechen der Nationalsozialisten zu untersuchen.
  - 24 Die Zeugnisse belegen, dass Juden sich bisweilen weigerten, sich völlig zu entkleiden. Wenigstens wollten sie ihre Unterkleider anbehalten. Viele der Opfer waren religiös, wodurch sich die Lage nur verschlimmerte.
  - 25 Damit wurde das grosse Ghetto in Lodz liquidiert. Zurück im Ghetto bheben nur wenige Juden, die dort für die Deutschen den zurückgelassenen Besitz sortierten.
  - 26 Nach Birkenau kamen einige Kindertransporte, die gleich nach der Ankunft ermordet wurden.
  - 27 Die «Sauna» war der Ort, an dem die Häftlinge sich ab und zu waschen durften. Hier wurden auch die Nummern eintätowiert und die Kleider desinfiziert und entlaust.
  - 28 In Birkenau dienten also nicht nur deutsche SS-Einheiten.
  - 29 Alle Häftlinge wurden vor dem Verlassen des Lagers kontrolliert, so dass es wirklich unmöglich gewesen wäre, etwas mit herauszunehmen.

- 30 Die hier beschriebene Reihenfolge des Eintritts in die Gaskammer ist fraglich.
- 31 In dieser Zeit wurden auch die Bunker in Betrieb genommen, und die Zahl der Leichen stieg auf über 3.000, wenn viele Kinderleichen dabei waren.
- 32 Nicht alle «Dentisten» waren wirklich Zahnärzte, vgl. Leon Cohens Bericht, Kap. 6.
- 33 Korruption und Diebstahl waren bei den Deutschen im Lager an der Tagesordnung.
- 34 Die Juden brachten Lebensmittel und andere Gegenstände mit nach Auschwitz, weil sie glaubten, sie würden dort leben und arbeiten können.
- 35 Gemeint ist die Sola, ein Nebenfluss der Weichsel (Wisla).
- 36 Diese Aussage weist auf die unnormalen Verhältnisse zwischen Täter und Opfer im Vernichtungslager Auschwitz hin.
- 37 Überfluss herrschte nur zur Zeit der grossen Transporte. In anderen Zeiten bekamen die *Sonderkommando*-Häftlinge das übliche Essen der «Lagerküche». Siehe die Beschreibung der Brüder Dragon, Kap. 2.
- 38 Derartigen «Komfort» genossen andere Häftlinge in Birkenau nicht. Auf diese Weise wollte man das Grauen der Arbeit mindern und die Arbeitsbereitschaft der Häftlinge bewahren.
- 39 Jom Kippur, Versöhnungstag, ist der höchste jüdische Feiertag, an dem durch Fasten und Gebet um die göttliche Sündenvergebung gefleht wird.
- 40 Die von den Zeugen angegebenen Entfernungen sind sehr subjektiv und entsprechen den wirklichen Entfernungen im Lager nicht immer.
- 41 Das Essen wurde vom Stubendienst aus der Lagerküche geholt und unter den Arbeitern verteilt.
- 42 Lemke hat im Jahre 1993 zum ersten Mal als Zeitzeuge mit dem Verfasser des Buches gesprochen.
- 43 Eine Alternative für SS-Leute, die nicht im Lager dienten, war die Ostfront.
- 44 Über Kaminskis Tod gibt es verschiedene Versionen. Siehe Anmerkung 11.
- 45 Adolf Eichmann spielte bei der «Endlösung» eine zentrale Rolle. Eichmann wurde vom israelischen Geheimdienst in Argentinien aufgespürt und nach Israel gebracht. Ihm wurde 1961 in Jerusalem der Prozess gemacht. Eichmann wurde zum Tode verurteilt und hingerichtet.
- 46 Die Juden aus Saloniki sprachen in der Regel nur Ladino. Auch der Zeuge beherrschte damals nur diese Sprache.
- 47 Vgl. dazu die geheimen Tagebücher des *Sonderkommando*-Häftlings Salman Löwenthal «*The Scrolls of Auschwitz*».
- 48 Zu diesem Zeitpunkt wussten die *Sonderkommando*-Häftlinge bereits, was mit ihnen geschehen würde, wenn sie verlegt wurden. Daher weigerten sie sich jetzt, den Bau zu verlassen.
- 49 Der Zeuge konnte nicht wissen, dass es sich nicht um eine Sprengstoffexplosion handelte, sondern um den Einsturz des Daches im Nebengebäude (Krematorium III), das von den Aufständlern angezündet worden war.
- 50 Heute wird allgemein angenommen, die Versorgung mit Sprengstoff erfolgte durch jüdische Frauen in der Munitionsfabrik «Weichsel-Union-Metallwerke». Vier von ihnen wurden von der Gestapo verhaftet und am 6.1.1945 in Auschwitz hingerichtet. Es handelte sich um Ella Gärtner, Róza Robota, Regina Safirsztain und Esther Wajsblum.
- 51 Leon Cohen lebte bis 1990 in Bat Yarn, Israel. Siehe seinen Bericht, Kap. 6.
- 52 Das genaue Datum ist der 2. November 1944.

- 53 In Mauthausen versuchte man, die *Sonderkommando-Wtächeweg* aus Birkenau ausfindig zu machen, aber diese waren nicht bereit, sich auszuliefern.
- 54 JOINT ist eine amerikanisch-jüdische Hilfsorganisation.
- 55 Kibbutz – eine Form sozialistisch-kollektiver Landbesiedlung; Moshav – landwirtschaftliches Dorf.
- 56 Im Jahre 1989.
- 57 Melk und Ebensee waren Nebenlager des Konzentrationslagers Mauthausen.

#### 4. Kapitel: Eliezer Eisenschmidt

- 1 Mitzwot: Jüdische Religionsgebote aus der Thora, die das alltägliche Leben des religiösen Juden regeln und abhängig von der persönlichen Frömmigkeit des Einzelnen ganz oder teilweise eingehalten werden.
- 2 Kashrut: Speisevorschriften des jüdischen Religionsgesetzes.
- 3 Gemäss dem «Hitler-Stalin-Pakt» vom August 1939 wurde Polen zwischen dem Deutschen Reich und der Sowjetunion aufgeteilt. Für die jüdische Bevölkerung brachte die russische Besatzung eine dramatische Änderung des Lebens.
- 4 Der Einmarsch der deutschen Wehrmacht in das Territorium der Sowjetunion erfolgte am 22. Juni 1941.
- 5 Die jüdische Polizei gehörte zum Judenrat und war eigentlich ein Instrument der Deutschen zur Durchführung ihrer Anweisungen im Ghetto. Die Polizei und der Judenrat gerieten häufig in tragische Situationen, wenn sie mit den deutschen Besatzern bei der Vertreibung und Konzentration der jüdischen Bevölkerung kooperieren mussten.
- 6 Siehe den historischen Überblick zu Beginn des vorliegenden Buches.
- 7 Der Judenrat war daran interessiert, den Frieden im Ghetto zu bewahren, weil die Deutschen bei jeder Gelegenheit zu schweren Kollektivstrafen griffen. Derartige Gerüchte brachten Panik und Unruhe in das Ghetto, deshalb holte man Leute, die mit entsprechenden Äusserungen assoziiert wurden, aus dem Ghetto heraus.
- 8 Typhus war infolge der Unterernährung eine der am meisten verbreiteten Krankheiten und die häufigste Todesursache in den Ghettos.
- 9 Diese Vertreibungen wurden als «Aktion» bezeichnet.
- 10 Chanukka: ein jüdisches Fest zur Erinnerung an den Kampf gegen die Hellenisten und die Wiedereinweihung des Jerusalemer Tempels im Jahre 164 v.d.Z.
- 11 Moos Zur: eines der Lieder zum Chanukka-Fest.
- 12 Viele Überlebende des Holocaust beschreiben diese Tendenz als die für sie während dieser Zeit typischen Gefühle. Der Zusammenhalt der Familie war wichtig für den Einzelnen und sein Verhalten. Menschen fuhren eher mit ihrer Familie ins Unbekannte, als das Risiko einzugehen, sich von ihren Angehörigen zu trennen.
- 13 Man benutze als «Toiletten» meist grosse Kübel, die nach kurzer Zeit gefüllt waren.
- 14 Zum Kommando «Kanada» siehe die Anmerkungen in den vorangehenden Kapiteln.
- 15 Quantität und Art der Nahrungsmittel änderten sich von Zeit zu Zeit. Die Häftlinge erhielten keine ausreichenden Kalorienmengen für körperlich schwer arbeitende Männer im Zuge der Politik «Vernichtung durch Arbeit».

- 16 Appelle wurden jeden Morgen und bisweilen auch am Nachmittag durchgeführt. Sie dienten der Zählung der Häftlinge, der öffentlichen Bestrafung und zur Abschreckung.
- 17 Vgl. die beigelegte Karte von Birkenau (S. XLIV).
- 18 Bis zum Bau der Krematorien in Birkenau mordete man mit Gas in den «Bunkern» 1 und 2. Dies waren die ersten Gasinstallationen in zwei speziell zu diesem Zweck hergerichteten Bauernhäusern, die «Weisses Haus» und «Rotes Haus» genannt wurden.
- 19 Bei Appellen und Sonderselektionen war das Ausziehen eine Routine und ein Mittel zur Erniedrigung der Häftlinge.
- 20 Die getrennte Unterbringung von Männern und Frauen änderte sich im Laufe der Zeit; man bezeichnete jedoch weiterhin die Lagerteile mit den Namen, die sie ursprünglich während eines bestimmten Zeitraums getragen hatten.
- 21 Das Gebäude der «Sauna», das gegenüber dem Gebiet «Kanada» bei Krematorium III stand, war im Wesentlichen ein grosses Desinfektionsgebäude für die Häftlinge und deren Kleider. Dieses grosse Gebäude hatte verschiedene Abteilungen, die zum Waschen der Häftlinge dienten. Kleider wurden desinfiziert, da sie verlaust waren. Diese Desinfektion wurde mit Zyklon B durchgeführt. In dem «Sauna»-Gebäude, das nach dem Krieg in Birkenau übrigblieb, gab es Vorrichtungen zum Aufheizen von Wasser und grosse Behälter zur Kleiderdesinfektion, deren Überreste noch heute zu sehen sind.
- 22 «Kanada» war der Lagerbereich, in dem man in grossen Lagerräumen die Gegenstände der Häftlinge aus Auschwitz und den Nebenlagern sammelte. Es gab zwei derartige Bereiche: der erste Bereich befand sich auf dem Gelände des Stammlagers Auschwitz und wurde Effektenlager genannt. Nach der Inbetriebnahme des Vernichtungslagers Birkenau richtete man einen neuen Bereich zur Sortierung und Lagerung der Gegenstände der Häftlinge ein. Dieser Bereich wurde von den Häftlingen «Kanada» genannt, vielleicht aufgrund der Assoziation, die die dort nach Arten sortierten und eingelagerten Güter erweckten. Sobald grosse Transporte eintrafen, füllten sich die Lagerhallen bis zum Dach. Die Sachen lagen dann auch zwischen den Hütten herum. Von «Kanada» aus wurde ein Teil der Effekten, vor allem Wertsachen, in Güterwaggons nach Deutschland geschafft. Vor der Räumung von Auschwitz zündeten die Deutschen die Lagergebäude an, so dass vom Lager «Kanada» heute nichts mehr ausser den Betonfundamenten der Gebäude übrig ist. Noch heute ist dort eine umfangreiche Sammlung von Bestecken zu sehen. Die Arbeiter des Kommandos «Kanada», die bei der Sortierung und Klassifizierung der Gegenstände und bei der Ausräumung der Waggons mit ankommenden Häftlingen eingesetzt wurden, waren in relativ guter körperlicher Verfassung, denn sie konnten Wertsachen und verschiedene andere Dinge «organisieren» – wie dies zynisch genannt wurde – und sie gegen Lebensmittel eintauschen. Diese Arbeitsplätze waren in Auschwitz und Birkenau sehr begehrt. «Kanada»-Arbeiter konnten auch für ihre Familien sorgen, wenn die «Dinge», die sie verkauften, wertvoll waren.
- 23 Die Frage nach «Fachleuten» im Lager war zynisch gemeint. Man brauchte natürlich keine richtigen Zahnärzte. Die «Zahnärzte» mussten den Toten die Goldzähne ziehen (siehe die Aussagen Leon Cohens, Kap. 6).
- 24 Manchmal entzündete man das Feuer wenn die Leichen schon in der Grube lagen, so dass mehrere Leichen in kurzer Zeit verbrannt wurden.
- 25 Die Arbeitsregulierungen wurden im Laufe der Zeit verändert. Manchmal wurde das Feuer

- durch das Kommando entzündet, meistens waren es jedoch Deutsche, die diese „Arbeit“ übernahmen.
- 26 Dies wurde aus Grausamkeit und zur Erniedrigung der Opfer absichtlich gemacht.
  - 27 Diese und ähnliche Beschriftungen dienten zur Täuschung der Opfer und fanden sich auch in anderen Lagern, z.B. in Treblinka.
  - 28 Zyklon B hat einen bitteren Mandelgeruch, der die Opfer über die Giftigkeit des Gases hinwegtäuschte. – Das „Shema Israel“ ist ein Gebet – oft auch als das jüdische „Credo“ bezeichnet –, das von Juden u.a. oft in den letzten Lebensminuten gebetet wird. Der SS-Offizier imitierte die Laute der Gebetsrufe, um sich über die Opfer lustig zu machen.
  - 29 Otto Moll: s. Kap. 2, Anm. 15.
  - 30 Krematorium IV wurde am 22. März, Krematorium II am 31. März 1943 in Betrieb genommen. In den folgenden Wochen wurden dann die Krematorien I und III einsatzbereit.
  - 31 „Buna“ (Monowitz) war eines der Nebenlager von Auschwitz, später Auschwitz III genannt.
  - 32 Siehe Kap. 3, Anm. 21.
  - 33 Die Aufsicht führenden SS-Leute haben selbst viele Gegenstände gestohlen. Die *Sonderkommando*-Häftlinge mußten ihnen alle Wertgegenstände übergeben.
  - 34 Nach einer Aussage von Henryk Porebski, der im Elektrikerkommando in Birkenau arbeitete, gab es in den Krematorien I und II elektrische Ventilatoren, die das Gas absaugten. Ein derartiges System war wohl auch in den Krematorien III und IV vorhanden (s. Langbein, *Der Auschwitz-Prozeß*, S. 93).
  - 35 Auschwitz oder seine Zufahrtswege wurde trotz wiederholter intensiver Intervention jüdischer Organisationen bei den Alliierten niemals bombardiert. 1944 wäre eine Bombardierung militärisch jedoch durchaus möglich gewesen.
  - 36 Die gleiche Beschreibung findet sich bei den „Leichenkommandos“ – so wurden die *Sonderkommandos* in Treblinka genannt.
  - 37 Angehörige der „Strafkompanie“ lebten unter äußerst schwierigen Bedingungen, und nur wenige haben überlebt.
  - 38 Dies wird übereinstimmend in allen Zeugenaussagen erwähnt. Deshalb kannten die *Sonderkommando*-Häftlinge kaum Ernährungsprobleme.
  - 39 Eisenschmidt spricht von der Zeit vor Ende 1944, als die Sonderkommandos von Krematorium III und IV noch im Lager wohnten.
  - 40 Der ehemalige Sonderkommando-Häftling Buki Milton berichtet, daß in der Baracke des Sonderkommandos ein Krankenbau eingerichtet wurde, damit die Kranken des Sonderkommandos nicht in den allgemeinen Krankenbau verlegt werden mußten (s. Langbein, *Der Auschwitz-Prozeß*, S. 294).
  - 41 Es handelte sich um Dr. Pach.
  - 42 Höhere SS-Offiziere nutzten häufig jüdische und nichtjüdische Häftlinge für Privatarbeiten innerhalb und außerhalb des Lagers aus.
  - 43 Die farbigen Dreieckszeichen teilten die Häftlinge in unterschiedliche Kategorien ein: Rot war für politische Schutzhäftlinge vorgesehen, Grün für Kriminelle, Schwarz für Assoziale, Violett für Bibelforscher, Rosa für Homosexuelle, Blau für Emigranten und Braun für Zigeuner. Den Juden heftete man zusätzlich gelbe Dreiecke an.

- 44 Wer lange im Lager war, wurde von den Mithäftlingen und der SS bevorzugt behandelt. Aus den langjährigen Häftlingen wurden meistens die Funktionäre ausgewählt.
- 45 Kommunistische Jugendbewegung
- 46 Rechtsorientierte jüdische Jugendbewegung unter der Leitung Ze'ev Jabotinskis; eine Opposition zur linken zionistischen Bewegung.
- 47 Es kam häufig vor, dass zum *Sonderkommando* Juden aus bestimmten Orten gewählt wurden, z.B. Maków-Mazowieck oder Mława, Ciechanów u.a.
- 48 Gemeint ist das Wäldchen hinter Krematorium IV, nach dem das Krematorium auch «Waldkrematorium» genannt wurde.
- 49 Gemeint ist, dass sein Freund auf der Pritsche gestorben war.
- 50 Der einzige Name eines holländischen *Sonderkommando*-Häftlings, der überliefert wurde, lautet Maurice Schellekes. Schellekes starb vor zehn Jahren in Israel.
- 51 Für diese *Sonderkommando*-Häftlinge hatte man im ehemaligen Warschauer Ghetto ein Konzentrationslager errichtet, das man Gesiówka nannte. Die Verhältnisse waren dort sehr schwierig.
- 52 Skizzen von David Olère illustrieren dieses Buch. David Olère überlebte den Holocaust und hat seine Zeichnungen über das *Sonderkommando* in den Jahren 1945/46 angefertigt.
- 53 Matza (Plural: Matzot) ist das ungesäuerte Brot, das in der Woche des Passahfestes gegessen wird.
- 54 Diese wichtigen Dokumente wurden am 5. März 1945 in Auschwitz ausgegraben. Weitere Funde wurden 1952 und 1961 gemacht. Schliesslich erfolgte ein weiterer, letzter Fund am 17. Oktober 1962. Die Originale, die in sowjetischen Archiven lagern, wurden von Prof. Beer Mark aus Warschau identifiziert. Die Kopien der Dokumente liegen im Jüdisch-Historischen Museum in Warschau.
- 55 Siehe die Aussagen in Kapitel 2.
- 56 Gemeint sind jüdische Zwangsarbeiterinnen in der Munitionsfabrik «Union», die die aufständischen *Sonderkommando*-Häftlinge mit Sprengstoff versorgten (s. Kap. 3, Anm. 49).
- 57 Eines der Vergnügen der SS war es, Häftlinge damit zu beauftragen, aus den für sie verbotenen Lagerbereichen etwas herbeizuholen. Sobald der Häftling aus dem verbotenen Bereich zurückkam, hatte die SS die Möglichkeit, ihn «auf der Flucht» zu erschiessen.
- 58 Der Zeuge meint die nichtjüdischen Untergrundkämpfer im Stammlager Auschwitz. Anfangs waren diese Leute bereit, mit den *Sonderkommando*-Häftlingen bei der Durchführung des Aufstandes zusammenzuarbeiten, aber allmählich änderten sie ihre Position und stellten sich gegen die jüdischen Aufständischen. Nach Tagebüchern von *Sonderkommando*-Häftlingen, die auf dem Gelände der Krematorien gefunden wurden, hatten diese polnischen Widerstandskämpfer erheblichen Anteil daran, dass die *Sonderkommando*-Häftlinge ihren Aufstand immer wieder verschoben. Dies führte zu fehlender zeitlicher Koordination und vergrösserte möglicherweise die Zahl der Opfer während des Aufstandes.
- 59 «Scheisskommando»: Dieses Kommando war mit der Reinigung der Toiletten beschäftigt. Den derben Namen erhielten die Arbeiter des Kommandos von den Deutschen.
- 60 Kiddush ist eine religiöse Zeremonie am Vorabend des Shabbat.
- 61 LeShabbat Kodesch: Die Worte bedeuten: «Für den Kiddush am Shabbat geheiligt».
- 62 Viele Überlebende des Holocaust haben in jungen Jahren graue Haare bekommen.
- 63 Es handelte sich um die sogenannten «Todesmärsche». Dies war die letzte Phase der

- Shoah, in der Tausende Häftlinge gezwungen wurden, in den Wintermonaten des Jahres 1945 Hunderte von Kilometern zu Fuss zu laufen. Viele wurden auf dem Weg erschossen oder starben vor Hunger und Erschöpfung.
- 64 Die Familie Tendera erhielt von Yad Vashem, der Holocaust- und Märtyrergedenkstätte in Jerusalem, den Titel «Gerechte der Welt».

## Kapitel 5: Shaul Chasan

- 1 Die Grosshändler in Saloniki waren mehrheitlich Juden. Die Deutschen haben tagelang mit Lastwagen die Waren aus den Läden und Magazinen abtransportiert.
- 2 Das Ghetto existierte ca. zweieinhalb Monate. Während dieser Zeit gingen mindestens 19 Transporte direkt nach Auschwitz-Birkenau (Beginn 15.3.1943). Im Ghetto herrschten Hungersnot, Armut und Elend und Bedingungen wie im Konzentrationslager. Terror wurde eingesetzt, um die Bevölkerung systematisch zu erniedrigen.
- 3 Die «Organisation Todt» war nach ihrem Gründer Fritz Todt benannt worden. Diese Organisation hat Bahnstrecken, Brücken, Autobahnen u.a. geplant und mit Hilfe von Zwangsarbeitern aus den besetzten Gebieten gebaut.
- 4 Siehe Leon Cohens Aussagen in diesem Buch, Kap. 6.
- 5 Aus Arta kam Joseph Sackar. Siehe seinen Bericht in diesem Buch, Kap. 1.
- 6 «Quarantäne»: Die Häftlinge wurden isoliert, um angeblich einer Ausbreitung von Infektionskrankheiten im Lager vorzubeugen. In der «Quarantäne» wurden die Häftlinge durch stundenlange Übungen auf dem Appellplatz mit den herrschenden «Gesetzen» des Konzentrationslagers bekanntgemacht, was zugleich ihre Widerstandskraft brechen sollte. Die «Quarantäne» befand sich neben dem Haupttor des Lagers Birkenau.
- 7 Siehe auch Anmerkung 13 in Kapitel 3.
- 8 Durch brutale Befehle und Prügel sowie durch ständiges Antreiben versuchte man, die Gedanken der Häftlinge abzulenken und ihren Widerstand zu brechen.
- 9 Die Reste dieses Hauses, das zunächst als Gaskammer diente, sind bis heute in Birkenau zu sehen. Auf dem Platz der «Gruben» liegt immer noch die Asche von verbrannten Menschen.
- 10 «Zeichen und Wunder» ist ein alter hebräischer Ausdruck für die Hilfe Gottes in Notzeiten.
- 11 Im *Sonderkommando* dienten keine Frauen.
- 12 Die griechischen Juden waren bekannt für ihre Liebe zu Gesang und Musik. Sogar in den Lagern haben sie diese Tradition weiter gepflegt.
- 13 Die *Sonderkommando*-Leute wurden während der Zeit der «Bunkerarbeit» geschlagen. Später änderte sich der Befehl für die SS-Leute.
- 14 Zu diesem Fall vergl. die anderen Aussagen in diesem Buch.
- 15 Der Vernichtungstrakt war selbst für SS-Leute abgesperrt. Nur mit Passierschein war der Eintritt gestattet.
- 16 «Buna»: Bezeichnung für synthetischen Kautschuk und für das Werk der IG-Farben, in dem synthetischer Kautschuk und Benzin hergestellt wurden, zugleich auch Bezeichnung des zu diesem Werk gehörenden Häftlingslagers. Das «Buna»-Werk lag in der Ortschaft

- Monowitz (Monowice), einige Kilometer östlich der Stadt Auschwitz. Das Nebenlager wurde deshalb sowohl «Buna» als auch «Monowitz und schliesslich «Auschwitz III» genannt.
- 17 Shema Israel: ein altes jüdisches Gebet über die Einheit Gottes, das täglich morgens und abends gebetet wird. Die Juden in den Gaskammern starben, bevor sie dieses Gebet beenden konnten.
  - 18 Der Zeuge hängt hier dem volkstümlichen Glauben an, dass Gott bei einer Katastrophe sein Volk rettet. Zu dieser Zeit aber geschahen keine Wunder.
  - 19 Für kleine Gruppen von Opfern «lohnte» es sich nicht, die Gaskammern zu benutzen.
  - 20 Vgl. Cohens Zeugnis, Kap. 6.
  - 21 Vgl. Gabais Zeugnis, Kap. 3.
  - 22 Alle Vernichtungsaktionen in den Konzentrationslagern wurden von den Deutschen mit grossem Aufwand geheimgehalten.
  - 23 Ausser Wertgegenständen konnten die *Sonderkommando*-Häftlinge alles von den Transporten nehmen, was sie wollten.
  - 24 Zwischen den *Sonderkommando*-Häftlingen und den Deutschen wurde ein intensiver Tauschhandel mit Lebensmitteln und Zigaretten betrieben.
  - 25 Die *Sonderkommando*-Häftlinge durften nicht mit anderen Häftlingen im Lager in Kontakt treten. Die einzigen, die den Bereich verlassen durften, waren die Häftlinge vom Stubendienst (siehe die Aussagen der Gebrüder Dragon, Kap. 2).
  - 26 Die Funktionäre (z.B. Blockälteste, Blockschreiber u.a.) wohnten immer separat.
  - 27 Der hier erwähnte Mufti ist nicht der Mufti von Jerusalem, Hadj amin el Hussein, sondern sein Neffe, Dr. Mussa Abdalla el Hussein. Er kam 1944 in Begleitung von Dr. Grobe nach Auschwitz. Dr. El Hussein war in den 50er Jahren für die Ermordung des jordanischen Königs Abdallah verantwortlich. Er wurde in Amman gehängt. Diese Information verdanke ich der israelischen Historikerin Jennie Lebel.
  - 28 Venezia lebt heute in Rom. Ben Nachmias lebt in den Vereinigten Staaten. Najari und Baruch wurden in Auschwitz umgebracht. Sackar, Cohen und Gabai haben sich zu Interviews bereit erklärt (siehe Kap. 1, 3 und 6).
  - 29 Kapo: ein Funktionshäftling, der von der SS seinen Posten bekam und für eine grosse Arbeitergruppe verantwortlich war. Er war dem SS-Kommandoführer verantwortlich. In grossen Arbeitskommandos mit mehreren Kapos wurde jeweils ein Oberkapo eingesetzt.
  - 30 In Auschwitz I, dem Stammlager, befand sich eine gut organisierte Untergrundgruppe.
  - 31 Chasan war 1987 zum ersten Mal nach dem Krieg in Polen und besuchte Birkenau. Die von ihm erwähnten Treppen sind Teil des grossen Monuments, das in Birkenau errichtet wurde.
  - 32 Shaul Chasan beschreibt hier nur einen Bruchteil der Ereignisse, die sich während des Aufstandes abspielten. Der Aufstand wird von anderen Zeugen detaillierter beschrieben. Chasan war Häftling im Krematorium II, das an dem Aufstand aus unterschiedlichen Gründen praktisch nicht teilnahm.
  - 33 Die Sprengung und Demontage der Krematorien erfolgte mit Hilfe von Häftlingen aus Birkenau zusammen mit den Häftlingen des *Sonderkommandos*. Die Überreste der vier Krematorien befinden sich bis heute an ihrem Platz im Lager.



- 34 Zu Melk und Gusen siehe die Anmerkungen oben.
- 35 Chasan konnte zwischen Deutschen und Österreichern eigentlich nicht unterscheiden, da er die deutsche Sprache nicht beherrschte und die Sprachfärbung nicht heraushörte.
- 36 Von den ca. 60.000 Juden aus Saloniki, die im Frühling 1943 nach Auschwitz-Birkenau transportiert worden waren, überlebten nur 2.000 bis 3.000.
- 37 Eretz-Israel stand zu jener Zeit unter britischer Mandats Herrschaft. Die Einwanderung von Juden war nach britischer Verordnung («Weissbuch») eingeschränkt.

## 6. Kapitel: Leon Cohen

- 1 «Baron Hirsch» war ein Wohnbezirk der armen Juden in Saloniki, der von den Deutschen in ein Ghetto umgewandelt wurde, weil er sich in der Nähe des Bahnhofs von Saloniki befand.
- 2 Unmittelbar nach der Besetzung wurden für Juden die Möglichkeiten, über ihr Geld und ihre Konten zu verfügen, stark eingeschränkt. Später wurde dann das gesamte jüdische Vermögen beschlagnahmt.
- 3 Deutschland hatte Italien einen Teil Griechenlands überlassen. In diesem Teil wurde die jüdische Bevölkerung nicht verfolgt. Athen gehörte zu diesem italienisch besetzten Gebiet.
- 4 Gemeint ist der Rabbiner Eljahu Barzilai, der damalige Athener Oberrabbiner.
- 5 Joseph Nehama, ein bekannter Bankier.
- 6 Der Termin der Ankunft des Zeugen gegen Ende 1943 gibt Grund zu der Annahme, dass die Selektion während des Eintreffens auf der Rampe wirklich von Dr. Josef Mengele durchgeführt wurde. Viele der Überlebenden beschreiben eine Selektion durch Mengele, bevor er im Mai 1943 nach Auschwitz kam. Es ist hierbei anzumerken, dass die Selektion in Birkenau auch von anderen SS-Ärzten durchgeführt wurde, u.a. von Dr. Klein, Dr. Thilo, Dr. König, Dr. Antres, Dr. Rode, Dr. Keit und Dr. Helmersen.
- 7 Gemeint ist wohl ein jüdischer Häftling, der von den Deutschen zum Kommando «Kanada» eingeteilt worden war.
- 8 Gemeint ist Block 13 im Lager Birkenau im Feld B, dem «neuen Lager».
- 9 Gemeint ist einer der Bunker (1 oder 2), die noch teilweise neben den vier neuen Krematorien benutzt wurden.
- 10 Die Anlage war von den Deutschen so perfekt täuschend angelegt worden, dass kaum jemand daran zweifelte, dass es eine Desinfektionsanlage war.
- 11 Nach anderen Zeugenaussagen reagierten religiöse Juden in besonderer Weise: sie weigerten sich, die Kleider auszuziehen, umklammerten einander, beteten und schienen von ihrer Umgebung völlig abgelöst zu sein.
- 12 Mit dem Anwachsen der Transporte herrschte in dem Raum schreckliche Enge, so dass viele Leute vor dem Raum draussen warten mussten. Die Deutschen waren in solchen Situationen sehr nervös und ungeduldig. Häufig kam es zum Einsatz von Gewalt.
- 13 Nach anderen Aussagen wurde von fünf Uhr morgens bis fünf Uhr abends und umgekehrt gearbeitet. Bei grossem «Arbeitsanfall» wurde teilweise 36 Stunden ununterbrochen gearbeitet.
- 14 Darüber hinaus wurden auch alle anderen Prothesen entfernt.

- 15 Die Arbeiter des *Sonderkommandos* hatten fest zugeteilte Arbeitsplätze. Wenn jedoch zahlreiche Transporte eintrafen, mussten sie bei verschiedenen Arbeiten untereinander aushelfen.
- 16 Das Leichenfett diente zusätzlich zum Koks als Verbrennungsmaterial.
- 17 Anfangs war der Plan eines Aufstandes wesentlich umfangreicher und stützte sich auf die Teilnahme anderer Häftlingsgruppen in Birkenau.
- 18 Die Soldaten der Roten Armee waren nicht so nahe, wie die Häftlinge glaubten. Dieses Argument dürfte absichtlich eingesetzt worden sein, um den Aufstand des *Sonderkommandos* herauszuzögern.
- 19 Diese Zahl übersteigt die reale Ziffer. Am 18. Januar 1945 wurden insgesamt 54.651 Häftlinge aus Auschwitz evakuiert.
- 20 Eine Bestätigung dieser Aussage findet sich in den geheimen Aufzeichnungen der *Sonderkommando*-Häftlinge, die im Erdboden von Birkenau vergraben und nach der Befreiung des Lagers wiedergefunden wurden. In diesen Aufzeichnungen gibt es schwere Anschuldigungen gegen die polnischen Widerstandskämpfer in Auschwitz; vgl. das Zeugnis von Salman Löwenthal in Ber Marks Buch, *The Scrolls of Auschwitz*.
- 21 Über die Umstände der Ermordung Kaminskis gibt es verschiedene Aussagen. Nach den Brüdern Dragon (siehe Kap. 2) wurde Kaminski von Otto Moll ermordet.
- 22 Die Informationen kamen von Personen, die in der politischen Abteilung arbeiteten und ihre Informationen an die *Sonderkommando*-Häftlinge weitergegeben haben.
- 23 Die Sirene ertönte immer automatisch im Falle eines Fluchtversuchs.
- 24 Gemeint ist der volksdeutsche Kapo Karl. Karl benahm sich den ihm unterstellten *Sonderkommando*-Häftlingen gegenüber besonders grausam. Während des Aufstandes bot sich den Häftlingen die einmalige Gelegenheit, diesen Kapo zu beseitigen.
- 25 Die Häftlinge der Krematorien II und IV nahmen nicht am Aufstand teil, da sie nach Ausbruch des Aufstandes keinen Kontakt zu den übrigen Häftlingen herstellen konnten. Nach Unterdrückung des Aufstandes wurden diese Häftlinge von den Deutschen am Leben gelassen, hauptsächlich, um sie bei der Verbrennung der Leichen ihrer Mithäftlinge einsetzen zu können, die während des Aufstandes ihr Leben verloren hatten, und um die Mordanlagen vor der Evakuierung des Lagers niederzulegen.
- 26 Die Vergasungen in den Krematorien wurden wohl am 2. November 1944 eingestellt.
- 27 Während des Interviews war Leon Cohen bereits sehr krank. Einige Monate später starb er.

## ABBILDUNGSNACHWEIS

Umschlagfoto.: Adam Bujak, Krakau

Porträtfoto (hintere Klappe): Henning Langenheim, Berlin

Abbildung 1: Jürgen Pieplow, Wedel

Abbildungen 2a u. 2b: Henning Langenheim, Berlin

Abbildungen 3 bis 7: Staatliches Museum Auschwitz-Birkenau, Auschwitz,  
und Yad Vashem, Jerusalem

Porträtfotos im Interviewteil: Colin McPherson, Edinburgh

Zeichnungen im Interviewteil: David Olère; Copyright by Beate Klarsfeld  
Foundation, New York (aus: David Olère, *A Painter in the Sonderkommando  
at Auschwitz*, New York, 1989)

## JUDAICA BEI BÖHLAU

---

### **Wien, wo sonst!**

#### **Hg. v. Oskar Frischenschlager**

Die Entstehung der Psychoanalyse und ihrer Schulen. 252 S., 60 SW-Abb. Br. öS 398,- / DM 58,-. 3-205-98135-9

### **Sigmund Freud – Sandor Ferenczi – Briefwechsel**

Hg. v. E. Brabant, E. Falzeder u. P. Giampieri Deutsch unter wissenschaftl. Leitung v. A. Haynal. Transkrip. v. I. Meyer-Palmedo. *Band 1/1*: 1908 bis 1911. 446 S. m. 23 S. SW-Abb. Geb. öS 686,- / DM 98,-. 3-205-05420-2. *Band 1/2*: 1912 bis 1914. 327 S. Geb. öS 588,- / DM 84,-. 3-205-05599-3. Fortsetzungspreis bei Gesamt-abn.: Band VI: öS 546,- / DM 78,-. Band 1/2: öS 470,- / DM 67,-.

### **Schmelztiegel Wien – einst und jetzt. Von Michael John u. Albert Lichtblau**

Zur Geschichte und Gegenwart von Zuwanderung und Minderheiten. Aufsätze, Quellen, Kommentare. Mit einer Einleitung von Erich Zöllner. (Böhlau-Sonderausgabe). 2. Aufl. X, 487 S., 200 SW-Abb. Geb. öS 398,- / DM 57,-. 3-205-98106-5

### **Österreichische Kultur- und Geistesgeschichte. Von W. M. Johnston**

Gesellschaft und Ideen im Donauraum 1848 bis 1938 (Forschungen zur Geschichte des Donauraums, Bd. 1. Böhlau-Sonderausgabe). 3. Aufl. 503 S., 16 S. SW-Abb. Geb. öS 298,- / DM 39,80. 3-205-05509-8

### **Diplomat und Civil Servant. Von Otto Pleinert**

Erinnerungen eines österreichischen Staatsdieners 1958 bis 1993. 196 S., 22 SW-Abb. Geb. öS 298,- / DM 39,80. 3-205-98239-8

### **Österreichisches Gedächtnis.**

#### **Von Meinrad Ziegler u. Waltraud Kannonier-Finster**

Über Erinnern und Vergessen der NS-Vergangenheit. (Böhlau Zeitgeschichtliche Bibliothek, Bd. 25). 262 S. Br. öS 298,- / DM 39,80. 3-205-98110-3 Mit einem Vorwort von Mario Erdheim.

### **Studien zur Geschichte der Juden in Österreich. Von Klaus Lohrmann**

(Handbuch zur Geschichte der Juden in Österreich, Bd. 2, Reihe B). 191 S. Br. öS 686,- / DM 48,-. 3-205-98174-X

*Bd. 1 ebenso im Böhlau Verlag:*

#### **Judenrecht und Judenpolitik.**

##### **Von Klaus Lohrmann.**

354 S. Br. öS 620,- / DM 88,-. 3-205-05286-2

### **Wien und die Juden 1867-1938.**

#### **Von Steven Beller**

(Böhlau Zeitgeschichtliche Bibliothek, Bd. 23). 287 S. m. 8 S. SW-Abb. Geb. öS 476,- / DM 68,-. 3-205-05542-X

### **Aschkenas. Zeitschrift für**

#### **Geschichte und Kultur der Juden**

Hrsg.: J.F. Battenberg u. M.J. Wenninger i. Verb. m. d. Inst. f. Geschichte d. Juden i. Österr. u. d. Dt. Koordinierungs-Rat d. Gesellschaften f. Christl.-Jüd. Zusammenarbeit. Ab Jg.4/1994 2mal jährl. öS 476,- / DM 68,-. Einzelheftpreis öS 298,- / DM 42,50. ISSN 1016-4987

### **Judentum und jüdische Geschichte im Schulunterricht nach 1945.**

#### **Hg. v. Thomas Lange**

Bestandsaufnahmen, Erfahrungen und Analysen aus Deutschland, Österreich, Frankreich und Israel. (Aschkenas. Beiheft 1). 351 S. Br. öS 548,- / DM 78,-. 3-205-98245-2

## JUDAICA BEI BOHLAU

---

### **Todeszeichen.**

**Hg. v. Stefan Riesenfellner u.  
Heidemarie Uhl**

Zeitgeschichtliche Denkmalkultur. Mit einem Fotoessay v. Branko Lenart u. Beiträgen v. Ch. Ehetreiber, F. Grassegger, W. Krug u. O. Rath. (Kulturstudien. Bibliothek der Kulturgeschichte, Sonderbd. 19). VII, 262 S., 225 SW-Abb. u. 42 S. Fotoessay. Br. öS 398,- / DM 57,-. 3-205-98213-4

### **NS-Literaturpreise für österreichische Autoren.**

**Von Helga Strallhofer-Mitterbauer**  
Eine Dokumentation. (Literatur in der Geschichte – Geschichte in der Literatur, Bd. 27). 152 S. Br. öS 398,- / DM 57,-. 3-205-98204-5

### **Aus dem Shtetl in die Welt 1772- 1938. Von Maria Klanska**

Ostjüdische Autobiographien in deutscher Sprache. (Literatur und Leben. NF, Bd. 45). 472 S. Geb. öS 598,- / DM 86,-. 3-205-98024-7

*Ebenso im Böhlau Verlag:*

### **Problemfeld Galizien in deutsch- sprachiger Prosa 1846-1914.**

231 S. Br. öS 392,- / DM 56,-. 3-205-05440-7

### **Der Umgang mit dem Holocaust nach 1945. Hg. v. Rolf Steininger**

Europa – USA – Israel.  
(Veröffentl. d. Inst. f. Zeitgeschichte d. Univ. Innsbruck u. d. Jüd. Museums Hohenems, Bd. 1). 2. Aufl. 499 S., 9 SW-Abb. Br. öS 598,- / DM 86,-. 3-205-98311-4

### **Vom Shtetl an die Lower East Side.**

#### **Von Klaus Hödl**

Galizische Juden in New York. (Böhlau Zeitgeschichtliche Bibliothek, Bd. 19). 305 S. mit zahlr. Tab. u. SW-Abb. Br. öS 476,- / DM 68,-. 3-205-05442-3

### **Als Bettler in die Leopoldstadt.**

#### **Von Klaus Hödl**

Galizische Juden auf dem Weg nach Wien. (Böhlau Zeitgeschichtl. Bibliothek, Bd. 27). 2. Aufl. 331 S., 13 SW-Abb. Br. öS 476,- / DM 68,-. 3-205-98303-3

### **Die Entwurzelten.**

#### **Von Dorit B. Whiteman**

Jüdische Lebensgeschichten nach der Flucht 1933 bis heute.  
(Böhlau Zeitgeschichtl. Bibliothek, Bd. 29). Ca. 432 S., 8 S. SW-Abb. Geb. Ca. öS 686,- / DM 98,-. 3-205-98136-7

### **Kindheitserinnerungen an Wien.**

#### **Von Henry O. Leichter**

Ca. 176 S., 33 SW-Abb. Br. Ca. öS 298,- / DM 39,80. 3-205-98236-3

### **Trotz allem... Von Alfredo**

#### **Schwarz**

Die deutschsprachigen Juden in Argentinien. 323 S. Br. öS 476,- / DM 68,-. 3-205-98218-5

### **«Wir wollten nur das Paradies auf Erden». Von Prive Friedjung**

Die Erinnerungen einer jüdischen Kommunistin aus der Bukowina. Hg. u. bearb. v. Albert Lichtblau u. Sabine Jahn. (Damit es nicht verlorengeht..., Bd. 31). Ca. 328 S., ca. 16 S. SW-Abb. Geb. öS 298,- / DM 39,80. 3-205-98237-1

Hans-Erich Volkmann (Hg.)

# DAS RUSSLANDBILD IM DRITTEN REICH

1994. VI, 466 Seiten. Broschur.  
DM/sFr 58,-/öS 453,-  
ISBN 3-412-15793-7

Unter dem zeitlichen Spannungsbogen zwischen bolschewistischer Revolution, Zweitem Welt- und Kaltem Krieg haben sich tiefe Spuren des wechselseitigen Misstrauens und der Verachtung in das Bewusstsein von Sowjetmenschen und Deutschen eingegraben. Sie zu verwischen und an ihrer Stelle Verständnis und Vertrauen wachsen zu lassen, ist eine der Grundvoraussetzungen für die Normalisierung des Verhältnisses zwischen den Nachfolgestaaten der UdSSR und der Bundesrepublik.

Ost- und westdeutsche Historiker unterschiedlicher fachlicher Richtungen haben sich zusammengetan, um geschichtlich überkommene, insbesondere aber in politisch und rassistisch diffamierender Absicht von den Machthabern und gesellschaftlichen Stützen des Dritten Reiches entworfene und verbreitete negative Klischees von Russland/der Sowjetunion und ihren Völkern auf ihren Wahrheitsgehalt und vor allem auf ihren Feindbildcharakter hin zu untersuchen. Vor diesem Hintergrund lassen sich die Verhaltensmuster interpretieren, die wir aus der deutschen Okkupationszeit mit all ihren Schrecknissen kennen. Sie bleiben nicht ohne prägenden Einfluss auf sowjetisches Siegergebaren. Beides war schliesslich mitverantwortlich für die bipolare Frontstellung der Nachkriegszeit, die in dem Augenblick zusammenbrach, als Moskau einer Lösung der deutschen Frage zustimmte.

---

**BÖHLAU VERLAG KÖLN WEIMAR WIEN**  
Theodor-Heuss-Str. 76, D – 51149 Köln

**BÖHLAU**

Götz Bergander

## DRESDEN IM LUFTKRIEG

### Vorgeschichte – Zerstörung – Folgen

2., aktualisierte und erweiterte Auflage 1994.  
428 S. 100 s/w-Abb. Gb. DM/sFr 44,-/öS 343,- ISBN 3-412-10193-1

Die Zerstörung Dresdens gilt als Höhepunkt des strategischen Bombenkrieges konventioneller Art in Europa. Der Autor beschreibt nicht nur diese «Jahrhundertkatastrophe», sondern Dresdens Bedeutung im Luftkrieg insgesamt. Zahlreiche Dokumente, Fotos und Karten ergänzen den Text.

Peter Müller

## DIE FRAUENKIRCHE IN DRESDEN

1994. 147 Seiten. 60 Abbildungen.  
Gebunden mit Schutzumschlag. DM/sFr 44,-/ öS 343,-  
ISBN 3-412-07294-X

Zwei Tage nach dem verheerenden Luftangriff auf Dresden vom 13. Februar 1945 sank die einst schönste und grösste protestantische Kirche nördlich der Alpen in sich zusammen. Als Mahnmal gegen Krieg und sinnlose Zerstörung blieben der einsame Schuttkegel, den die ausgeglühte Apsis und ein aufragender Fassadenrest umgaben.

Nun, da an der Rekonstruktion der Frauenkirche gearbeitet wird, liegt mit diesem Band eine lebendige Darstellung ihrer Geschichte vor. Anhand reichen Bildmaterials, das historische Aufnahmen, architektonische Zeichnungen, aber auch die Bilder der Computersimulationen beinhaltet, wird der Leser von der Grundsteinlegung im Jahre 1726 bis hin zur kürzlichen Entdeckung des Grabes des Erbauers George Bähr geführt.

---

**BÖHLAU VERLAG WEIMAR KÖLN WIEN**

**BÖHLAU**